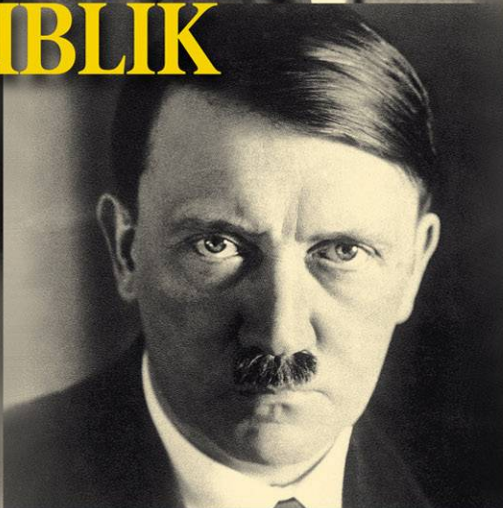
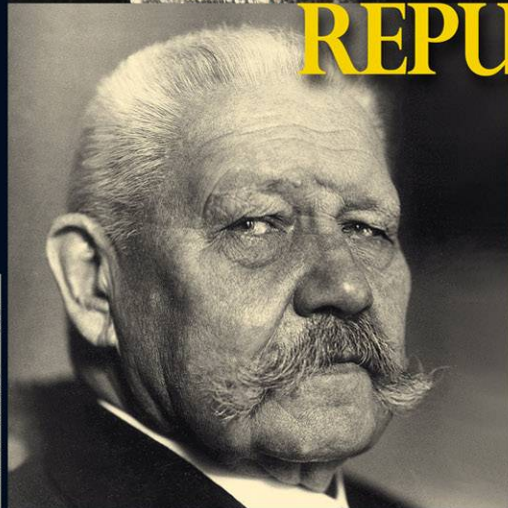
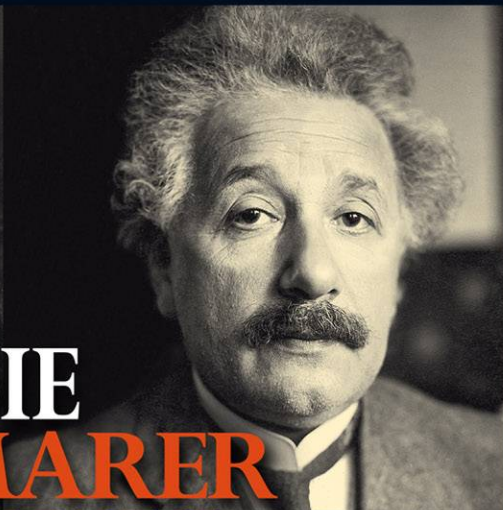
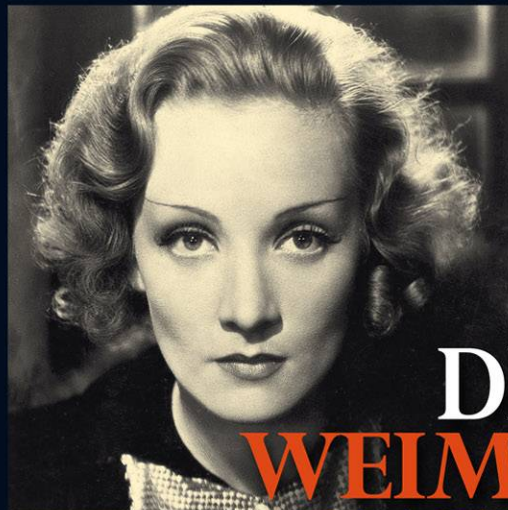


GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DIE WEIMARER REPUBLIK GEO EPOCHE

DIE WEIMARER REPUBLIK



Drama und Magie der ersten
deutschen Demokratie





Die ganze Fantasie der Schöpfung auf wenigen Millimetern: Insekten.



Bizarre Vielfalt

Sie selbst sind winzig, aber ihr Artenreichtum ist riesig: die Insekten. Staunen Sie über spektakuläre Bilder, die ungewöhnliche Lebensformen aus nächster Nähe zeigen.



Fortpflanzung

Vom aufwendigen Liebeswerben bis hin zu bizarren Tötungsritualen – die unzähligen Paarungstechniken, mit denen Kerbtiere ihr Überleben sichern.



Überlebenskampf

Tückische Fallen, Fangbeine mit Widerhaken, tödliche Giftangriffe – GEOkompakt schildert die großen Dramen in einer mikroskopisch kleinen Welt.



Ihre Wissensbibliothek

Bauen Sie sich Heft für Heft eine Sammlung von Nachschlagewerken auf.





Liebe Leserin, lieber Leser

Was für eine Zeit! In den Jahren der Weimarer Republik zwischen 1919 und 1933 wurden Deutsche mit insgesamt 17 Nobelpreisen ausgezeichnet, so die Physiker Albert Einstein und Werner Heisenberg, der Mediziner Otto Warburg und der Chemiker Carl Bosch, der Schriftsteller Thomas Mann und der Politiker Gustav Stresemann.

Berlin stieg in jener kurzen Epoche zur internationalen Kulturkapitale auf; die Reichshauptstadt wurde zu einem Zentrum von Expressionismus und Dada, von „Neuer Sachlichkeit“ und Agitprop. In den Theatern wirkten Neuerer wie Max Reinhardt und Erwin Piscator, Kurt Weill und Bertolt Brecht. In den Filmstudios inszenierten Männer wie Ernst Lubitsch, Fritz Lang und F. W. Murnau – drei der größten Regisseure des vergangenen Jahrhunderts.

„Metropolis“ hieß einer der Filme von Fritz Lang; er handelte von einer maschinengesteuerten Stadt, und sein Name hätte auch zu der Vier-Millionen-Metropole an der Spree gepasst, die damals wie keine andere für die Moderne stand. Auto. Foto. Radio. Telefon. All das war schon vorher erfunden worden, doch setzte es sich im deutschen Alltag erst in den Zwanziger Jahren – und erst in Berlin – wirklich durch.

Und beschleunigte nun den Takt des Lebens. Löste einen Temporaus aus, der zur Entwicklung des „Schienenzeppelins“ und eines Raketenwagens führte, zu Autorennen mitten durch Berlin und zur Konstruktion erster Passagierflugzeuge, zu minutengenauen Putzplänen für die moderne Hausfrau und zur Einführung des Fließbandes in deutschen

Fabriken. Natürlich gab es vieles von dem auch in Hamburg, München, Frankfurt oder Leipzig, doch war Berlin so etwas wie das Epizentrum des neuen Deutschland.

Im Guten – wie im Schlechten.

Denn auch die politische Tragödie der Zwanziger Jahre spielte sich vor allem in den Kulissen zwischen Alexanderplatz und Wedding ab – Putschversuche, Mordanschläge, Straßenkämpfe, Parlamentsintrigen. Im Chaos der Revolution gegründet, kam die Weimarer Republik in den wenigen Jahren ihrer Existenz nie wirklich zur Ruhe. Folgte eine Krise der anderen: Bürgerkrieg, Ruhrbesetzung, Inflation, Massenelend.

Es war das Schicksal der ersten deutschen Demokratie, dass zu wenige bereit waren, für sie zu kämpfen – und zwar mit den Mitteln von Rede und Gegenrede und dem Willen zum Interessenausgleich. Vielmehr war fast immer die Maximalforderung stärker als die Bereitschaft zum Kompromiss, setzte sich das Extreme durch.

In Literatur, Film, Theater und Kunst war ein solch unbedingter Drang zur Radikalität in jenen Jahren ein großer Segen – in der Politik führte er zum Untergang.

Wir haben unseren Internetauftritt ein wenig renoviert. Seit kurzem finden Sie auf den Seiten von www.geo-epoche.de regelmäßig Nachrichten aus Archäologie und Geschichtsforschung, Hintergrundberichte zu den aktuellen Heften sowie Interviews und Podcasts, Leseproben aus Sachbüchern, Zeitdokumenten und historischen Romanen – und als *download* Reportagen aus längst vergriffenen Heften.

Ich hoffe, Sie besuchen uns.



Anja Herold, promovierte Archäologin und GEOEPOCHE-Redakteurin, hat das Konzept zu diesem Heft erarbeitet und die Produktion geleitet

Herzlich Ihr

Michael Steger

INHALT

DAS NEUE DEUTSCHLAND

1919 erschaffen sozialdemokratische und liberale Politiker die erste deutsche Demokratie. Befreit von den Zwängen der Kaiserzeit, wird Deutschland zu einer innovativen Nation im Tempo- und Technikrausch. Doch schwere politische und wirtschaftliche Krisen zermürben die junge Republik.

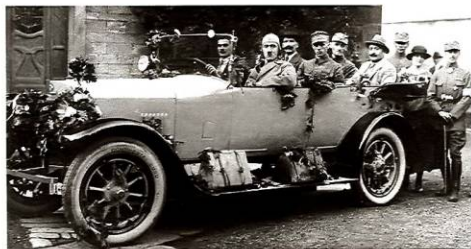
Seite 6



GRÜNDERVATER

Im Chaos der Revolution übernimmt der SPD-Vorsitzende und überzeugte Demokrat Friedrich Ebert die Macht. Doch der erste Präsident wird schon bald erbitzt von rechts und links bekämpft. So wie die Republik, die er verkörpert.

Seite 24



VERSUCHTER UMSTURZ

In Bayern sammeln sich die schärfsten Gegner der Republik. Im November 1923 putscht in München der Rechtsradikale Adolf Hitler. Er scheitert, doch der Aufstand ist der erste Schritt auf seinem Weg zur Macht.

Seite 54

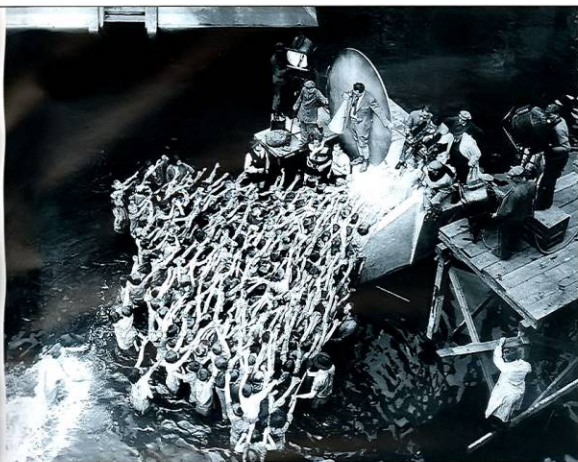


BERLINER NÄCHTE

Der Muff der Kaiserzeit ist abgeschüttelt, die Menschen genießen die Freiheit. In Varietés wie dem »Wintergarten« feiern, trinken und schnupfen sie die Angst vor der Zukunft weg. Immer dabei: die Nackttänzerin Anita Berber.

Seite 44





HYPERINFLATION

Finanziell liegt Deutschland nach dem Krieg dani-
nieder. Als die Regierung
immer mehr Geldnoten
drucken lässt, um ihre Aus-
gaben zu decken, löst dies
die massivste Geldentwer-
tung der Geschichte aus.
Millionen verarmen, doch
manche machen gigan-
tische Gewinne.

Seite 88



ARBEITER GEGEN ARBEITER

Die KPD mit ihren paramilitärischen Rotfrontkämpfern
fordert die Diktatur des Proletariats und verachtet die von der SPD
getragene Republik. Im Mai 1929 eskaliert der Streit innerhalb
der Arbeiterbewegung – ein selbstmörderischer Konflikt.

Seite 146

»METROPOLIS«

Deutschlands
Filmregisseure
sind radikal und
experimentell –
und erlangen da-
mit Weltruhm. Ab
1925 dreht Regi-
seur Fritz Lang
das futuristische
Epos »Metropolis«.
Ein Großangriff
auf Hollywood.
Seite 102



KUNST

Kaum eine Zeit
stimuliert Künstler
stärker: Mal kühl,
mal polemisch,
mal abstrakt, mal
grotesk kommentie-
ren Maler – hier
George Grosz mit
»Sonnenfinsternis« – ihre krisen-
hafte Gegenwart.
Seite 118

Weimarer Republik, 1919–1933:

Neues Deutschland 6

Friedrich Ebert, 1871–1925:

Das Gesicht der Republik 24

Dadaismus:

Ende der Schönheit 42

Berlin bei Nacht:

Morgen früh ist Weltuntergang 44

Hitler-Putsch, 1923:

München unterm Hakenkreuz 54

Walter Gropius und das Bauhaus:

Spiel von Form und Funktion 74

Fotojournalismus: Die Welt im Bild 76

Hyperinflation, 1923:

Stunde der Spekulanten 88

Konferenz von Locarno, 1925:

Verständigung am See 100

Fritz Lang und der Stummfilm:

»Metropolis« 102

Rundfunkübertragungen:

Und alle hören zu 116

Malerei: Der entfesselte Blick

118

Temporäus:

Mit 24 Raketen in die Zukunft 126

Dreigroschenoper, 1928:

»Glottz nicht so romantisch!« 128

Döblins »Berlin Alexanderplatz«:

Der Klang einer Metropole 144

»Blutmai«, 1929: Arbeiter

gegen Arbeiter 146

Kurt Tucholsky: Der Mann,

der Theobald Tiger war 156

Weltwirtschaftskrise, 1929:

Im Griff der Depression 158

Präsidialregime, 1930–32:

Parlament im Abseits 162

Die letzten Tage der Republik, 1933:

Endspiel um die Macht 164

Zeittäufte: Die Weimarer Republik 176

Porträts: Deuter und Denker 176

Vorschau: Venedig 186

Bildvermerke 185

Impressum 185

Titelbild: Marlene Dietrich (1932),
Albert Einstein (um 1925), Paul von
Hindenburg (1930), Adolf Hitler (1933)

Redaktionsschluss: 20. Juli 2007

Zitate sind in die neue Rechtschreibung übertragen
worden, Kürzungen sind nicht kenntlich gemacht.

GEOEPOCHE.de

Buchtipps, Hintergrundberichte und
Interviews zu diesem Heft im Internet:
unter www.geo-epoche.de.

DIE WEIMARER REPUBLIK

Das neue Deutschland



Im Chaos von Niederlage und Revolution erschaffen demokratische Politiker die Weimarer Republik. Befreit von alten Zwängen, getrieben von einem Fortschritts- und Technikrausch, verwandeln Forscher, Ingenieure und Künstler Deutschland in eine der modernsten und innovativsten Nationen der Welt. Doch zugleich erschüttern schwere politische und ökonomische Krisen das Land, die Republik wird nach und nach zwischen den Extremen zermahlen. Und unaufhaltsam wächst das Heer der Enttäuschten



Nach dem Sturz des kaiserlichen Regimes engagieren sich so viele Menschen in der Politik wie nie zuvor: 1925 spricht der Sozialdemokrat Rudolf Breitscheid im Berliner Sportpalast auf einer Kundgebung des »Reichsbanners«. Die SPD-nahe Organisation, die bis zu drei Millionen Mitglieder gewinnt, soll die Republik gegen radikale Feinde von rechts und links verteidigen



Bewaffnete Arbeiter im Berliner Zeitungsviertel: Anfang Januar 1919 rufen Kommunisten zum Kampf gegen die provisorische SPD-Regierung auf. Die kann den Aufstand nur mithilfe von Reichswehr und monarchistischen Freiwilligenverbänden niederschlagen – und macht sich so von diesen zutiefst antidemokratischen Kräften abhängig



BÜRGERKRIEG

Meuternde Matrosen geben im Herbst 1918 das Fanal zur Revolution, die binnen weniger Tage die Monarchie hinwegfegt. Zunächst übernehmen Arbeiter- und Soldatenräte die Macht. Am 9. November ruft der SPD-Politiker Philipp Scheidemann die Republik aus, die von der extremen Linken und Rechten aber schon bald erbittert bekämpft wird. Die einen wollen die Revolution nach bolschewistischem Vorbild, um eine kommunistische Räteherrschaft zu errichten. Die anderen fordern die Restauration des wilhelminischen Staates oder eine konservative Diktatur – alles, nur nicht die verhasste parlamentarische Demokratie. So gerät der politische Neuanfang zu einem langen und blutigen Konflikt



Im März 1920 versuchen rechte Putschisten, die Macht in Berlin an sich zu reißen, und errichten Straßensperren im Regierungsviertel. Die Reichswehr weigert sich, gegen die Republikenfeinde vorzugehen. Erst ein von den Gewerkschaften ausgerufenen Generalstreik beendet den Umsturzversuch

Besonders in den Großstädten drängen sich immer mehr Menschen in den Mietskasernen. Mitunter sind Eltern gezwungen, ihre Kinder zur Arbeit zu schicken, wie hier in eine Schusterei. Das soziale Elend nutzt den radikalen Parteien: 1932 protestieren die Bewohner eines Berliner Hauses mit NSDAP- und KPD-Fahnen gegen zu hohe Mieten



Die Hyperinflation von 1923 vernichtet die Ersparnisse von

ÜBERLEBEN



Millionen und macht Lebensmittel nahezu unbezahlbar. Viele Städte überleben nur, weil sie bei Bauern Wertgegenstände gegen Essbares eintauschen

Nach der Revolution bestimmen Armut, Hunger und Wohnungsnot den Alltag der jungen Republik. 1923 trifft die Menschen eine dramatische Geldentwertung. Doch eine neue Währung kann die Krise stoppen: Das »Wunder der Rentenmark« schafft auf einen Schlag Stabilität und ermöglicht Deutschland einen wirtschaftlichen Aufschwung





AUFSTIEG

1924 setzt eine anhaltende Konjunktur ein, es beginnt eine Zeit der Innovation. Technische Errungenschaften deutscher Ingenieure erregen weltweit Aufsehen – vor allem in der Luftfahrt: 1928 hebt in Hessen das erste bemannte Raketenflugzeug ab, im Jahr darauf zieht die größte Passagiermaschine der Welt ihre Kreise über dem Bodensee. Und im August 1929 startet in Friedrichshafen der Zeppelin »LZ 127« zu einer Fahrt um die Welt. Das 236 Meter lange Luftschiff braucht dafür 21 Tage

Wissenschaftler wie Künstler wagen in dem stimulierenden Klima der Weimarer Republik Vorstöße in unbekanntes Terrain. In Potsdam lassen Forscher ein avantgardistisch gestaltetes Observatorium bauen, um Albert Einsteins revolutionäre Relativitätstheorie zu überprüfen. Deutschlands Regisseure stellen das Theater von einst infrage und das Kino gleich mit, und lassen sich bei ihren revolutionären Inszenierungen auch von der etwas leichteren Unterhaltung inspirieren – etwa der Revue. Denn Tanztruppen wie die Tiller-Girls haben die Variété-Theater gesellschaftsfähig gemacht



Der Verkehr ist, wie hier 1927 vor dem Brandenburger Tor,

URBANITÄT



häufig so hektisch, dass ihn nun Polizeibeamte regeln müssen. Der nahe gelegene Potsdamer Platz gilt als der meistbefahrene Europas

Trotz politischer und wirtschaftlicher Wirren blüht das städtische Leben auf. Berlin, die drittgrößte Metropole der Welt, wird Zentrum des Nachtlebens und der Avantgarde. Viele feiern nun die Goldenen Zwanziger, amüsieren sich in Theatern und Varietés. Geschwindigkeit bestimmt den Alltag: 20 Zeitungen erscheinen in der Hauptstadt gleich mehrmals täglich, nirgendwo gibt es mehr Telefone, und binnen weniger Jahre verneunfacht sich die Zahl der Automobile



Der Vertrag von Versailles verbietet Deutschland den Unterhalt von Luftstreitkräften. 1700 Kampfflugzeuge requirieren die sieg



DEMÜTIGUNG

Kaum etwas belastet die Weimarer Demokratie so sehr wie der Versailler Friedensvertrag von 1919. Die im Weltkrieg siegreichen Alliierten haben dem Deutschen Reich eine stark verkleinerte Armee ohne moderne Waffen sowie erhebliche Gebietsabtretungen und Reparationen diktiert. Den harten Frieden nutzen die Gegner der Republik, um den Staat zu schwächen: Sie diffamieren jene demokratischen Politiker, die den Vertrag notgedrungen gebilligt haben, als Verräter. Und ermorden sogar einige von ihnen

reichen Alliierten, alle anderen müssen verschrottet werden



Wie alle schweren Waffen fallen auch Panzer unter das Verbot der Alliierten. Attrappen aber sind erlaubt: Um sich auf einen Kampf gegen Panzer vorzubereiten, üben die Soldaten der Reichswehr mit Modellen aus Holz und Leinwand

TOTENGRÄBER

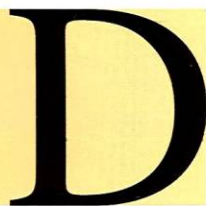
Am Ende profitiert der größte Feind der Republik von ihrer politischen und wirtschaftlichen Instabilität.

Adolf Hitler, Parteiführer der NSDAP, hält am 22. Januar 1933 auf dem Berliner Nikolai-Friedhof eine Gedenkrede für den von Kommunisten ermordeten SA-Mann Horst Wessel. Längst sind die Nationalsozialisten zur stärksten parlamentarischen Kraft aufgestiegen. Nur eine Woche später ernennt Reichspräsident Paul von Hindenburg Hitler zum Kanzler – und besiegelt damit das Ende der ersten deutschen Demokratie





In den 14 Jahren der Weimarer Demokratie versuchen 20 Kabinette, Deutschland aus der Krise zu führen. Werden zwölf Männer zu Kanzlern ernannt und immer neue Koalitionen geschmiedet. Die meisten Regierungen amtieren nur wenige Monate, einer bleiben sogar nur 48 Tage. Und so gelingt es keinem der verantwortlichen Politiker, die Republik zu stabilisieren. Bis die Nationalsozialisten sie zerschlagen. Frank Otto zieht ein Resümee jener turbulenten Zeit, in der die Deutschen erstmals die Demokratie probierten



Die Epoche der

Weimarer Republik ist geprägt von Gegensätzen, vom Willen zur Modernität, aber auch von der Angst vor Veränderung, stets schwankend zwischen Staatskrise und Stabilität, die Gesellschaft zerrissen zwischen ultralinks und ultrarechts, zwischen kreativer Avantgarde und konservativem Establishment, zwischen Aufbruch und Resignation. Kurzum: ein politisches, soziales und künstlerisches Experiment.

Deutsche Forscher erhalten von 1919 bis 1933 ein Drittel aller naturwissenschaftlichen Nobelpreise; das erste raketengetriebene Flugzeug hebt 1928 in der hessischen Rhön ab; Berlin ist die innovativste Kunstmetropole der Welt – nie ist Deutschland produktiver.

Doch das politische Experiment scheitert. Errichtet im Chaos des aus-

gehenden Weltkrieges, belastet mit der demütigenden Niederlage und einer unvollendeten Revolution entsprungen, droht die erste deutsche Demokratie schon kurz nach ihrer Gründung zu zerbrechen: an Aufständen linker Extremisten; an Putschversuchen von rechts; an der Hyperinflation. Doch die Republik fällt nicht, sie erlebt sogar eine kurze Zeit relativer Stabilität.

Nach fünf Jahren Erholung aber bricht im Herbst 1929 die Weltwirtschaftskrise über Deutschland herein. Jetzt verliert die Republik vollends das Vertrauen der Bürger, weil die Politiker unwillig oder unfähig sind, Besserung zu schaffen. Radikale Parteien profitieren davon – und die Eliten des Kaiserreichs, die den neuen Staat planvoll untergraben. Um am Ende dessen radikalstem Gegner an die Macht zu verhelfen.

DIE GRÜNDUNG DER REPUBLIK

September 1918: Angesichts des drohenden Zusammenbruchs der Front im Westen fordert das nahezu diktatorisch herrschende Militär eine parlamentarisch kontrollierte Regierung. Die hohen Offiziere wollen nicht die Verantwortung für die Niederlage tragen. Das sollen gewählte Politiker übernehmen.

Doch die Befehlshaber der Hochseeflotte wollen lieber in einer heroischen Schlacht untergehen. Dem widersetzen sich die Matrosen in Wilhelmshaven. Aus der Meuterei wird ein Aufstand, eine Revolution, die im November schließlich ganz Deutschland erfasst. Allerorten übernehmen Arbeiter und Soldatenräte die Macht, die Monarchien werden gestürzt. In Berlin bilden die Führer von SPD und USPD (einer 1917 von der SPD abgespaltenen Partei) den „Rat der Volksbeauftragten“, der die Regierung übernimmt.

Die Ziele beider Parteien sind unterschiedlich: Die SPD unter Friedrich Ebert und Philipp Scheidemann will demokratische Wahlen zu einer Nationalversammlung, die eine Verfassung nach dem Vorbild westlicher Demokratien beschließen soll. Die Mehrheit der USPD hingegen fordert die revolutionäre Umgestaltung von Staat und Wirt-

schaft. Und der kommunistische „Spartakusbund“, der ultralinke Flügel der USPD um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, plant eine Räterepublik nach dem Muster Sowjetrusslands.

Neben diese politischen Gegensätze treten ungeheure praktische Probleme, welche die deutsche Regierung zu bewältigen hat: die Rückführung der sieben Millionen Soldaten und ihre Wiedereingliederung ins Zivilleben, die Sicherung der Lebensmittelversorgung, der Umbau der Kriegswirtschaft auf die Friedensproduktion, später die Belastungen durch den Friedensvertrag von Versailles.

Ebert glaubt, diese Probleme nur gemeinsam mit den noch aus der Kaiserzeit stammenden Spitzen von Militär, Verwaltung und Wirtschaft bewältigen zu können. Deshalb verbindet er sich mit dem starken Mann der Obersten Heeresleitung, General Wilhelm Groener, der dafür der neuen Regierung seine Loyalität zusagt.

In der Wirtschaft schließen sich Arbeitgeber und Gewerkschaften in der „Zentralen Arbeitsgemeinschaft“ zusammen: Die Gewerkschaften erreichen die Anerkennung als Tarifpartner und den Achtstundentag, den Unternehmern bleibt ihr Eigentum erhalten.

Diese Bündnisse helfen, das akute Chaos in den Griff zu kriegen. Doch eine durchgreifende Demokratisierung der Gesellschaft wird versäumt, die alten Eliten bleiben zumeist an ihrem Platz.

Die Abgesandten der Räte, die im Dezember 1918 in Berlin tagen, folgen dem Kurs Eberts: Sie lehnen das Sowjetsystem ab, beschließen stattdessen für den 19. Januar 1919 eine Wahl zur Nationalversammlung, die eine neue Verfassung erarbeiten soll.

Dies trifft auf den Widerstand der Linken: Die USPD scheidet aus dem Rat der Volksbeauftragten aus; zum 1. Januar 1919 gründet sich die KPD, die noch im gleichen Monat zum Sturz Eberts aufruft („Spartakusaufstand“). Unter dem Befehl des SPD-Volksbeauftragten

Gustav Noske schlagen Reichswehr und rechtskonservative „Freikorps“ den Aufstand nieder. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg werden ermordet.

Nach der Wahl vom 19. Januar, bei der demokratisch-republikanische Parteien (SPD, DDP, Zentrum) eine Dreiviertelmehrheit der abgegebenen Stimmen erreichen, tritt am 11. Februar 1919 die Nationalversammlung zusammen; aufgrund der Berliner Unruhen in Weimar. Ebert wird zum Reichspräsidenten gewählt, Scheidemann Ministerpräsident einer Koalitionsregierung der demokratischen Mehrheitsparteien.

BÜRGERKRIEG

Die Republik kommt anfangs nicht zur Ruhe. Ihre parlamentarisch-demokratische Verfassung und die so genannte „Erfüllungspolitik“ ihrer Regierungen – der Versuch, den Bestimmungen des Versailler Vertrages nachzukommen – bringen radikale Rechte und Linke dazu, Aufstände anzuzetteln, die nur mit Mühe niedergedrungen werden.

Im März 1920 versuchen die Rechtsradikalen Wolfgang Kapp und General Walther von Lüttwitz mithilfe eines Freikorps zu putschen. Ihre Truppen besetzen Regierungsgebäude in Berlin, das Kabinett flieht nach Stuttgart. Doch noch stehen die Verteidiger der Republik zusammen: Bürokraten verweigern den Gehorsam, Gewerkschaften rufen zum Generalstreik auf. Der Umsturz scheitert. Jedoch: Die Reichswehrführung war nicht bereit, gegen die Rebellen vorzugehen.

Einen weiteren Putsch versucht die völkische Rechte im November 1923 unter der Führung Adolf Hitlers in München; damit wird dessen Name erstmals in ganz Deutschland bekannt. Der Aufstand aber endet im Gewehrfeuer der bayerischen Polizei.

Rechtsextreme verüben zudem zahlreiche Morde an ihren Gegnern. Die bekanntesten Opfer sind Außenminister Walther Rathenau und der ehemalige Finanzminister Matthias Erzberger.

Einen Aufstand Linksradikaler erlebt das Ruhrgebiet. Im März 1920 erobern rund 50000 Bewaffnete das Industriegebiet. Die Kämpfer der „Roten Ruhrarmee“ sind Kommunisten, unterstehen jedoch nicht dem Befehl der KPD, sondern lokalen Räten. Die Regierung in Berlin kommandiert Reichswehr und Freikorps an die Ruhr; etwa 1000 Aufständische und mehr als 200 Soldaten kommen um. Auch im mitteldeutschen Industriegebiet sowie in Sachsen und Thüringen zetteln Kommunisten Aufstände an, die von der Reichswehr niedergeschlagen werden.

RUHRKAMPF

1922 rückt die deutsche Regierung bei der Zahlung der Reparationen von ihrer bisherigen „Erfüllungspolitik“ ab; sie bittet die ehemaligen Kriegsgegner um einen Zahlungsaufschub. Doch die Franzosen lehnen dies strikt ab. Als Berlin mit den Reparationen in Verzug gerät, besetzen im Januar 1923 60000 französische und belgische Soldaten das Ruhrgebiet. Daraufhin ruft die Reichsregierung die dortige Bevölkerung zum passiven Widerstand auf; allen Beamten wird verboten, Befehle der Besatzer entgegenzunehmen.

Die Finanzierung des passiven Widerstands ruiniert die bereits angeschlagene deutsche Währung: Die Bevölkerung des Ruhrgebiets muss alimentiert werden, zugleich fallen Steuereinnahmen aus, muss Kohle gegen Devisen im Ausland gekauft werden. Ihren gestiegenen Finanzbedarf versucht die Regierung durch den verstärkten Einsatz der Notenpresse zu decken.

HYPERINFLATION

Die Subventionierung des Widerstands an der Ruhr beschleunigt die Inflation auf ein unvorstellbares Tempo: Ende Dezember 1922 liegt der Kurs für einen Dollar bei 7589 Mark, im August 1923 bei einer Million und Ende Oktober bei 40 Milliarden Mark. Ein Pfund Kartoffeln kostet Ende August 1923 55000 Mark, einen Monat später 60 Millionen und im November sechs Billionen. Die deutsche Währung ist vernichtet, alles

Geldvermögen (Sparguthaben, Staatsanleihen) wertlos geworden.

Eine neu gebildete Regierung (SPD, DDP, Zentrum, DVP) unter Gustav Stresemann gibt schließlich den französischen Forderungen nach – und nimmt gleichzeitig die Sanierung der Währung in Angriff. Mit dem 15. November 1923 tritt neben die wertlose Mark die Rentenmark, eine Währung mit einem fixen Geldumlauf. Eine Billion alten Geldes wird einer Mark neuen Geldes gleichgesetzt. Außerdem gelingt es der deutschen Regierung rasch, zu einem ausgeglichenen Haushalt zu kommen.

Dadurch endet die Inflation von einem auf den anderen Tag. Im August 1924 wird die starre Währungsordnung mit der Rentenmark durch die Reichsmark abgelöst, die durch Gold und Devisen gedeckt ist.

AUSSENPOLITISCHE ERFOLGE

Das vordringliche Ziel der deutschen Außenpolitik in den 1920er Jahren ist, die Isolierung zu durchbrechen. Dass dies in hohem Maße gelingt, ist vor allem das Verdienst Gustav Stresemanns, 1923 kurzzeitig Reichskanzler, von November 1923 bis zu seinem Tod 1929 ohne Unterbrechung Außenminister.

Der erste Erfolg der deutschen Außenpolitik ist der Vertrag von Rapallo mit der Sowjetunion (1922). Die beiden Staaten vereinbaren gegenseitige diplomatische Anerkennung und Verzicht auf Ansprüche aus der Zeit des Krieges. Im Ausland wird Rapallo mit Argwohn gegenüber einer antiwestlichen Achse Berlin–Moskau aufgenommen.

1924 gelingt mit dem Dawes-Plan (der US-Bankier Charles G. Dawes leitet eine unabhängige Kommission, welche die deutsche Zahlungsfähigkeit untersucht) eine für Deutschland deutlich günstigere Regelung der Reparationszahlungen. Das ist auch die Grundlage für den Rückzug der Franzosen aus dem Ruhrgebiet.

Wie sehr es gelungen ist, die Atmosphäre der internationalen Beziehungen

zu verbessern, zeigen die Verträge von Locarno, die Deutschland mit Belgien, Frankreich, Polen und der Tschechoslowakei im Oktober 1925 unterzeichnet: Darin wird die Unverletzlichkeit der deutschen Westgrenze bestimmt, Deutschland willigt in die dauerhafte Entmilitarisierung des Rheinlands ein; zudem verzichten Deutschland und Polen für eine eventuelle Revision ihrer Grenzen auf Gewalt. Mit den Verträgen von Locarno durchbricht Deutschland die moralische und politische Isolierung und tritt wieder in den Kreis der führenden europäischen Mächte ein.

GEFÄHRDETE STABILISIERUNG

Auch innenpolitisch erholt sich die Republik ab 1924, obwohl die gemäßigten, prorpublikanischen Parteien SPD, Zentrum und DDP nach 1920 nie wieder die Mehrheit im Reichstag haben. Jede Regierung stützt sich nun auf Koalitionen, in der massive ideologische Differenzen herrschen. Dabei ergeben sich vor allem drei Kombinationen:

- Eine Verbindung der bürgerlichen Parteien von Zentrum und rechtsliberaler DVP bis zur erzkonservativen DNVP, wie sie 1925 sowie von Januar 1927 bis Juni 1928 amtiert. In einer solchen Regierung herrscht eine gewisse Übereinstimmung hinsichtlich der Innen- und Wirtschaftspolitik, es gibt aber grundsätzliche Differenzen über die Außenpolitik. Denn die DNVP lehnt alle Regelungen der Reparationsfrage auf der Basis des Versailler Vertrags ab. Dazu kommt, dass die DNVP seit 1928 unter dem Vorsitz des Pressezaren Alfred Hugenberg nach rechts tendiert und die Kooperation mit der NSDAP sucht.
- Eine „Große Koalition“ aus SPD, Zentrum, dessen bayerischer Schwesterpartei BVP, DDP und DVP. Dazu kommt es für kurze Zeit im Herbst 1923 und von Juni 1928 bis März 1930. Deren Mitglieder stimmen zwar in der Außenpolitik überein, die Regierung droht aber ständig an Fragen der Wirtschaftspolitik zu zerbrechen.

- Die Duldung eines bürgerlichen Ministerkabinetts von Zentrum, DDP und DVP durch die SPD (so 1920) oder die DNVP (1926), da die jeweils tolerierende Partei die Regierungsverantwortung scheut.

All diese Regierungen sind ungemein fragil; die längste Amtszeit beträgt 21 Monate, die kürzeste nur 48 Tage. Das verhindert eine Stabilisierung des parlamentarischen Systems.

Eine Gefahr für die Republik stellt zudem die wirtschaftliche Entwicklung dar: Zwar setzt nach dem Ende der Inflation eine konjunkturelle Wende ein, doch besteht bis 1929 eine stabile Sockelarbeitslosigkeit von durchschnittlich 1,4 Millionen (Arbeitslosenquote: 6,5 Prozent). Zudem wird der Aufschwung zu einem großen Teil über US-Kredite finanziert; sollte diese Finanzierungsquelle versiegen, sind ernsthafte Konsequenzen zu befürchten.

WELTWIRTSCHAFTSKRISE

Im Herbst 1929 kollabiert der scheinbar endlose ökonomische Boom in den USA. Ende Oktober brechen die Kurse an der amerikanischen Börse ein. Der Panik an der Wall Street folgt die schwerste Wirtschaftskrise, die die USA je erlebt haben und die erst durch die Kriegskonjunktur im Zweiten Weltkrieg beendet wird.

Auch Deutschland gerät in den Sog: Dort haben sich schon im Winter 1928/29 die Anzeichen für einen konjunkturellen Abschwung verneht; die Zahl der Arbeitslosen steigt auf drei Millionen. Als nun die beginnende Weltwirtschaftskrise den Export zum Erliegen bringt und die Amerikaner ihre Kredite abziehen, nimmt die Rezession in Deutschland dramatische Ausmaße an.

Die Produktion von Investitionsgütern geht bis 1932 um mehr als 50 Prozent zurück, fast 30 000 Unternehmen müssen in diesem Jahr Konkurs anmelden. Die Arbeitslosigkeit steigt schnell: Anfang 1932 wird die Zahl von offiziell sechs Millionen Arbeitssuchenden überschritten; tatsächlich aber gibt es wohl acht Millionen Erwerbslose, während

nur noch 12,5 Millionen in Lohn und Brot stehen.

Um die Finanzierung der – 1927 gegründeten – Arbeitslosenversicherung zu sichern, werden die Leistungen immer stärker gekürzt und die Zahl der Unterstützten verringert, bis schließlich die Mehrzahl auf die Sachspenden der öffentlichen Wohlfahrt angewiesen ist.

Zusätzliche Dramatik erhält die Wirtschaftskrise durch die Bankenkrise 1931: Im Mai bricht die Österreichische Credit-Anstalt zusammen, die für ihre Refinanzierung zu stark auf die nun abfließenden kurzfristigen amerikanischen Kredite gebaut hat. Dem folgt ein Ansturm der Sparer auf die Banken, auch in Deutschland. Die zweitgrößte deutsche Bank, die Darmstädter und Nationalbank, wird zahlungsunfähig.

Nur durch umfangreiche Rettungsmaßnahmen vermag die Regierung, deren Bankrott abzuwenden. Nicht verhindern kann sie hingegen, dass die Banken in ihrer Kreditpolitik extrem vorsichtig werden und, wann immer möglich, Kredite zurückfordern, um ihre Liquidität zu verstärken. Das gibt der deutschen Wirtschaft den Rest.

DAS ENDE DES PARLAMENTARISMUS

Nun kommt es auch zu einer politischen Krise, die zunächst das parlamentarische System, dann die ganze Republik zerstört. Im März 1930 zerbricht die Große Koalition des sozialdemokratischen Kanzlers Hermann Müller: SPD und DVP können sich nicht über die Finanzierung der Arbeitslosenversicherung einigen. Das ist das Ende der letzten Regierung, die sich noch auf eine Mehrheit im Reichstag stützen kann.

Zum Nachfolger bestimmt der 1925 gewählte erzkonservative Reichspräsident Paul von Hindenburg den Zentrumspolitiker Heinrich Brüning. Brüning hat im Reichstag keine Mehrheit und muss sich deshalb auf die Autorität des Reichspräsidenten stützen. Der hat gemäß Verfassung die Vollmacht, Notverordnungen mit Gesetzeskraft zu er-

lassen, sofern die „öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet“ sind.

Der Reichstag kann diese Notverordnungen zwar aufheben – so geschieht es auch im Juli 1930. Doch dann löst Hindenburg den Reichstag auf – und setzt in der von der Verfassung vorgegebenen 60-Tage-Frist bis zur Neuwahl die Verfügung wieder in Kraft.

Bei den Wahlen vom September 1930 verlieren die bürgerlichen Parteien, die Brüning hätten stützen können, deutlich; er muss sich weiterhin auf die Autorität des Reichspräsidenten verlassen.

Aber noch ein anderes Ergebnis dieser Wahl ist von Gewicht: Die NSDAP, bis dahin unbedeutende Splitterpartei, erhöht die Zahl ihrer Sitze von zwölf auf 107. Mit einem Schlag stellt sie die zweitstärkste Fraktion.

Um einen Kanzler Hitler zu verhindern, erklärt sich die SPD nun bereit, Brüning zu tolerieren – also seine Notverordnungen hinzunehmen und Misstrauensanträgen gegen ihn nicht zuzustimmen. Die Regierung kann daraufhin fast allein durch Notverordnungen des Präsidenten ihre Geschäfte führen.

Das parlamentarische System der Weimarer Republik ist damit am Ende; die Gesetzgebung faktisch auf die Exekutive übergegangen. 1932 kommt der Reichstag nur noch zu 13 Sitzungstagen zusammen und beschließt fünf Gesetze, während zur gleichen Zeit 66 Notverordnungen erlassen werden.

Brünings Politik ist ein harter Konsolidierungskurs, um den staatlichen Haushalt auszugleichen – sie verschlimmert die wirtschaftliche Krise jedoch noch: Der soziale Wohnungsbau kommt zum Erliegen, Beamte kaufen weniger, da ihre Gehälter gekürzt werden, Steuererhöhungen senken die Nettolöhne. Die Binnennachfrage bricht weg.

All das nimmt Brüning in Kauf, um den Alliierten auf diese Weise die Zahlungsfähigkeit Deutschlands vor Augen zu führen – und so eine Lösung der Reparationsfrage zu erreichen.

Noch 1929 hatte der Young-Plan die Reparationszahlungen neu geregelt: Deutschland soll bis 1988 112 Milliarden Reichsmark entrichten. Brüning aber strebt eine endgültige Streichung der Reparationen an. Und erreicht dies auch: Im Sommer 1931 vermittelt der amerikanische Präsident Herbert Hoover zunächst ein einjähriges Zahlungsmoratorium. Angesichts der katastrophalen wirtschaftlichen Lage Deutschlands beschließt im Juli 1932 dann die Konferenz von Lausanne das endgültige Ende der Reparationen; rund 39 Milliarden Reichsmark hat der Verlierer des Ersten Weltkriegs bis dahin in Geld und Sachwerten gezahlt.

Da ist Brüning aber schon nicht mehr Kanzler.

DIE ZERSTÖRUNG DER REPUBLIK

Reichspräsident Hindenburg hat Brüning am 30. Mai 1932 entlassen – auf Betreiben seiner Berater. Die drängen Hindenburg schon seit Jahren, politisch nach rechts zu rücken. Dazu aber sei Brüning, der sich von der SPD tolerieren lässt, nicht in der Lage.

In diesem Intrigenspiel hat Kurt von Schleicher eine Schlüsselstellung. Der General will eine antiparlamentarische, autoritäre Regierung, getragen von der Reichswehr; in diese Regierung soll auch die NS-Bewegung einbezogen werden.

Auf Schleichers Vorschlag ernannt wird Hindenburg dessen alter Freund Franz von Papen zum Kanzler. Papen hebt das zwischenzeitlich ausgesprochene Verbot der „Sturmabteilung“ (SA) auf, der Parteilinie der NSDAP, wofür er die Tolerierung Hitlers erhält, und setzt für den 31. Juli Neuwahlen an.

Außerdem zerstört Papen die letzte wichtige Bastion der SPD, als er die sozialdemokratisch geführte preußische Regierung mit einer von Hindenburg ausgetragenen Notverordnung absetzt und dort als Reichskommissar selbst die Macht übernimmt. Die SPD kann sich nicht mehr zum Widerstand aufrufen – vor allem deshalb, weil die Arbeiterschaft durch den Kampf zwischen SPD und KPD tief gespalten ist.

Seit Jahren diffamieren die Kommunisten die Sozialdemokraten als „Sozialfaschisten“ und sehen in der SPD ihren Hauptgegner.

Bei den Wahlen vom Juli 1932 wird die NSDAP mit Abstand stärkste Partei; sie stellt jetzt 230 von 608 Abgeordneten im Reichstag. Die KPD gewinnt 89 Mandate; damit haben die radikalen antidemokratischen Parteien die absolute Mehrheit und können den Reichstag lahmlegen. Das heißt vor allem: jede Notverordnung aufheben.

Hitler fordert jetzt eine Regierung unter seiner Führung; er ist nicht mehr bereit, Papen zu tolerieren. Noch aber will Hindenburg den von ihm verachteten NSDAP-Führer nicht zum Reichskanzler ernennen und hält an Papen fest – dem der Reichstag allerdings das Misstrauen ausspricht. Anschließend löst Hindenburg den Reichstag erneut auf; im November muss abermals gewählt werden.

Zwar büßt die NSDAP etliche Stimmen ein; an der Zusammensetzung des Parlaments ändert dies jedoch nichts. Nun entlässt Hindenburg Papen – wenn auch höchst ungern – und macht am 3. Dezember 1932 Schleicher zum Kanzler. Der soll vor allem eine Einbindung der NSDAP in seine Regierung erreichen. Er bietet dem zweiten Mann der Partei, Gregor Strasser, den Posten des Vizekanzlers an; doch Hitler zwingt Strasser, das Angebot abzulehnen. Damit ist Schleichers Plan gescheitert.

Unterdessen knüpft Papen Kontakte zu Hitler und trägt Hindenburg seinen Plan vor, nach dem er als Vizekanzler in eine von Hitler geführte Regierung eintreten will, um diesen unter Kontrolle zu halten; zudem soll die NSDAP nur zwei der elf Ministerien bekommen, eines ohne Geschäftsbereich.

Daraufhin lässt Hindenburg Schleicher fallen – und ernennt am 30. Januar 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler. □

Dr. Frank Otto, 39, ist Privatdozent für Neuere Geschichte in Hamburg und der Fachberater dieses Heftes.

Das Gesicht der Republik



November 1918: Der Kaiser ist geflohen, der Krieg verloren. Es herrscht das Chaos der Revolution. Da ergreift ein Mann die Macht, der die Revolution verabscheut: **Friedrich Ebert**, der SPD-Vorsitzende. Als überzeugter Demokrat stellt er sich an die Spitze der neu gegründeten deutschen Republik. Doch die wird von rechts und links erbittert bekämpft, und damit auch ihr erster Präsident. Ein Porträt von **Heinrich Jaenecke**, dem renommierten Publizisten – und Enkel Eberts



Er war der eigentliche Gründer der Weimarer Republik, doch bis heute ist seine Gestalt umflort von Tragik. Niemand hat mehr für die Demokratie in Deutschland getan, und niemand hat so viel Hass auf sich gezogen. Keiner hat je unter schwereren Bedingungen das höchste Staatsamt übernommen, und keiner wurde so verhöhnt und diffamiert. Er ergriff das Ruder auf dem Tiefpunkt staatlicher Existenz, und es gelang ihm in den sechs Jahren, die ihm noch blieben, das Land aus seiner existenziellen Krise herauszuführen und die republikanische Ordnung gegen alle

Widerstände und Anschläge zu behaupten. Gemessen an der Ausgangslage, war er einer der erfolgreichsten Staatsmänner der deutschen Geschichte.

Er hatte ein einfaches Ziel: Er wollte der Demokratie in Deutschland zum Sieg verhelfen, doch es gab zu wenig Deutsche, die das auch wollten. Als die Stunde da war, die ihm die Geschichte zugewiesen hatte, zögerte er keinen Augenblick, sich der Berufung zu stellen.

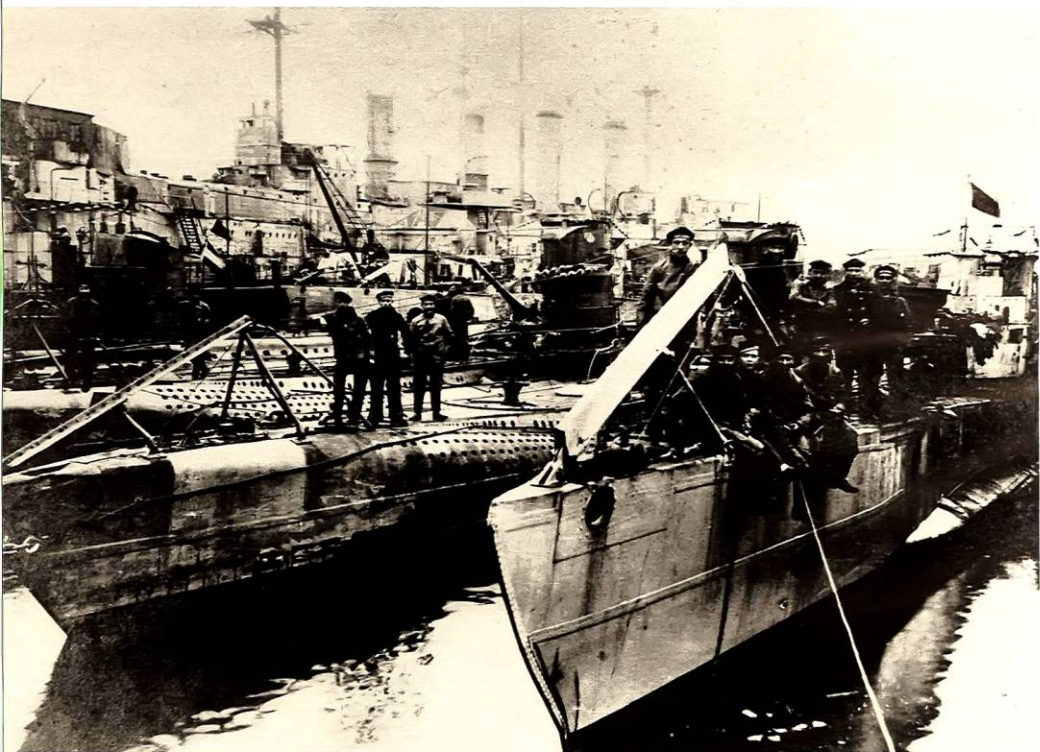
Er hat sich diese Stunde nicht ausgesucht. Sie ist ihm zugefallen wie ein Los, gegen das es keinen Einspruch gibt.

Er wusste, was das hieß. Es hieß, das Kreuz auf sich zu nehmen – das Kreuz

der Niederlage, der Demütigung und der Verleumdung. Es hieß Kampf und Blutvergießen, Verzweiflung und Schuld. Es hieß, das Leben in den Dienst einer Sache zu stellen, von der niemand sagen konnte, ob sie etwas anderes als Scheitern zulassen würde. Er hat nicht danach gefragt. Er hat seinen Auftrag erfüllt und ist dabei zugrunde gegangen.

Er stand allein. Erst als er tot war, spürten die Deutschen, wen sie verloren hatten.

NOVEMBER 1918. Götterdämmerung in Deutschland. Der Krieg ist verloren, das Land am Ende – ausgebrannt, zermürbt,



Als sich Ende Oktober 1918 Matrosen in Wilhelmshaven weigern, zu einem letzten Gefecht gegen die Briten auszulassen, wird die Meuterei zum Auslöser einer Revolution in Deutschland. Wenige Tage später weht im Kieler Hafen die rote Fahne (oben). In fast allen Städten übernehmen nun schnell gebildete Arbeiter- und Soldatenräte die Macht

demoralisiert. Die Revolution hat die morsche Fassade des Bismarck-Reiches niedergelegt. Der Kaiser ist geflohen, und mit ihm sind die übrigen 22 deutschen Fürsten von der Bühne abgetreten. „Macht doch euern Dreck alleine!“, sagt der König von Sachsen.

Deutschland gleicht einem sinkenden Schiff, das führungslos auf die Klippen zutreibt. Die Maschinen sind ausgefallen, der Kapitän hat sich davongemacht, die Besatzung geht sich gegenseitig an die Gurgel, während draußen eine feindliche Armada darauf wartet, dem Schiff den Fangschuss zu geben.

Die Macht liegt in diesen Tagen auf der Straße wie ein verlorenes Gepäckstück. Jeder kann sie sich nehmen, wenn er nur entschlossen genug ist.

Der Mann, der sie ergreift, ist kein charismatischer Volkstribun, kein mitreißender Visionär, sondern ein kleiner rundlicher Kurfürst, der mit seinem schwarzen Knebelbart aussieht „wie ein Schiffskapitän aus Marseille“ – so beschreibt ihn ein zeitgenössischer Autor. Doch der biedere Anschein täuscht.

Was diesen 47-Jährigen zum Mann jener Stunde macht, ist eine vernunftbeseelte Nüchternheit, die ihn auch in den schlimmsten Krisen nicht verlässt, eine entschlossene Härte, die vor Entscheidungen über Leben und Tod nicht zurückschreckt, und ein unerschütterliches Festhalten an der politischen Grundüberzeugung seines Lebens.

Diese Grundüberzeugung heißt „Demokratie“ – ein sprödes, abstraktes Wort, das die Massen nicht elektrisieren kann. Doch für ihn ist es die Richtschnur seines Handelns, und er bleibt ihm auch in den Stürmen treu, die jetzt heraufziehen.

Der Mann heißt Friedrich Ebert. Er ist der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Die November-Revolution stellt ihn vor die Aufgabe seines Lebens. Er hat die Revolution nicht gemacht, und er hat sie nicht gewollt, wie er freimütig bekennt. Doch nun ist sie da und droht nicht nur die Fassade, sondern auch die Fundamente

des zusammenbrechenden Staates wegzuspülen.

Sie droht wegzureißen, was in den Wochen zuvor gerade erst im Ansatz aufgebaut worden ist: das Gerüst eines demokratischen Gemeinwesens.

Die deutsche Revolution ist umwuchert von Mythen und heroischen Legenden, doch sie war, historisch gesehen, ein verfehltes Unternehmen. Sie bricht aus, als der Umbau des autokratischen Kaiserreichs in eine parlamentarische Demokratie praktisch vollendet ist und das Kriegsende nur noch eine Frage von wenigen Tagen.

Denn die beiden Hauptziele der demokratischen Reichstagsparteien – Waffenstillstand und Verfassungsreform – sind erreicht oder in die Wege geleitet, noch ehe am 28. Oktober 1918 Matrosen des Panzerschiffes „Markgraf“ vor Wilhelmshaven meutern, was die Revolution in Deutschland auslöst.

Diese demokratische Umwälzung des Kaiserreichs ist das Werk des letzten kaiserlichen Kanzlers, Prinz Max von

Baden. Um der drohenden Revolution den Wind aus den Segeln zu nehmen, hat er die SPD am 2. Oktober 1918 aufgefordert, in eine von ihm geführte Regierung einzutreten. Der Prinz ist beeindruckt von Ebert. „Sein ganzes Wesen hatte keinen Anflug von Nervosität“, schreibt er in seinen Erinnerungen. „Er sprach von dem Opfer, das seine Partei bringen würde, wenn sie in diesem Augenblick an der Verantwortung teilnähme. Aber ich hatte keinen Zweifel, dass er dieses Opfer verlangen und durchsetzen würde.“

Die Aufforderung stellt die SPD vor eine Gewissensentscheidung: Jahrzehntlang mussten sich die Sozialdemokraten als „vaterlandslose Gesellen“ beschimpfen lassen – sollen sie jetzt an Bord des sinkenden Schiffes gehen, um es vor dem Untergang zu retten?

Philipp Scheidemann, der zweite Vorsitzende (die SPD hat eine Doppelspitze), ist entschieden gegen den Eintritt in die Regierung: Man könne es der Partei „unmöglich zumuten, in dem Augenblick des absolut sicheren Zusammenbruchs in ein total bankrotttes Unterneh-



Am 10. November 1918, einen Tag nach Ausrufung der Republik, tritt in Berlin der »Rat der Volksbeauftragten« zusammen, eine provisorische Regierung aus sechs Mitgliedern – je drei von SPD und USPD (einer linken SPD-Abspaltung). Geführt wird der Rat von Hugo Haase (USPD) und Friedrich Ebert. Doch die Autorität der Volksbeauftragten reicht kaum über das Regierungsviertel hinaus. Das Sagen haben jetzt vor allem die Arbeiter- und Soldatenräte



men einzusteigen, an dessen Spitze man auch noch einen Prinzen stellt“, erklärt er vor der Fraktion.

Ebert plädiert für den Regierungseintritt: „Falls nun alles zusammenbricht, außen und innen, wird man uns dann nicht den Vorwurf machen, dass wir in einem Augenblick unsere Mitwirkung versagt hätten, in dem man uns dringend von allen Seiten darum gebeten habe?“

Sein Albtraum ist ein Machtvakuum, in dem die radikale Linke die Oberhand gewinnt und damit einen Putsch von rechts provoziert: „Wir müssen uns in die Bresche werfen. Wenn es möglich ist, unsere Forderungen durchzusetzen und sie mit der Rettung des Landes zu verbinden, dann ist es unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das zu tun.“

Die Fraktion folgt ihm, und so sitzen vom 5. Oktober 1918 an erstmals die Vertreter der Arbeiterklasse neben bürgerlichen Demokraten an einem deutschen Kabinettsstisch. Man spricht sich mit „Exzellenz“ an, den Kanzler mit „Großherzogliche Hoheit“. Ebert ist draußen geblieben, um die Hände frei zu haben. Scheidemann, der nicht in die Regierung wollte, wird Staatssekretär (Minister) ohne Portefeuille.

In hektischer Eile verabschiedet der Reichstag eine Verfassungsreform, die den Kaiser de facto entmachtet und das Reich in eine konstitutionelle Monarchie verwandelt. Am 26. Oktober 1918 wird die neue Verfassung beschlossen.

Unter anderen Umständen wäre dies für alle Demokraten ein Jubeltag gewesen, doch jetzt verhallt das Ereignis ohne Echo. Es wird von der Mehrheit der Deutschen gar nicht zur Kenntnis genommen. Sie haben andere Sorgen.

Die Sozialdemokraten können zufrieden sein. Ihre wichtigsten Forderungen, für die sie jahrzehntlang gekämpft haben, sind erfüllt. Noch am 22. Oktober, keine 14 Tage vor dem Ausbruch der Revolution, feiert Ebert in einer Rede vor dem Reichstag die Bildung der ersten parlamentarischen Regierung als „Wendepunkt in der Geschichte Deutsch-



Ein Bruderkrieg droht die entstehende Republik zu zerreißen: Karl Liebknecht, der Führer der Spartakisten (ganz oben, am 4. Januar 1919 bei einer Rede vor dem Innenministerium), kämpft für die Räteherrschaft und ruft am 9. November 1918 vom Balkon des Berliner Stadtschlusses die »freie sozialistische Republik Deutschland« aus. Ein paar Stunden zuvor hat Philipp Scheidemann, der zweite SPD-Vorsitzende (oben, bei einer Protestkundgebung gegen den Versailler Vertrag im Juni 1919) von einem Fenster des Reichstagsgebäudes aus die »Deutsche Republik« proklamiert



Neuanfang: Für den 19. Januar 1919 setzt der Reichskongress der Arbeiter- und Soldatenräte, gebildet in den Wirren der Revolution, Wahlen zu einer verfassunggebenden Nationalversammlung an

lands“ und als „Geburtsstunde der deutschen Demokratie“.

„Wer sich jetzt noch der Demokratie widersetzt“, so Ebert, „vergeht sich nicht nur an den Menschenrechten unseres Volkes, sondern auch an der Sicherheit unseres Landes.“ Die SPD rechnet damit, nach der nächsten Reichstagswahl den Kanzler zu stellen – und wer anders als der Vorsitzende käme dafür in Frage?

Die Führung braucht also keine Revolution mehr, und Ebert schon gar nicht.

Doch der Zeitpunkt, an dem die Bewegung noch zu stoppen gewesen wäre (falls überhaupt), ist längst vorbei. Wenige Tage nach der Verabschiedung der demokratischen Verfassungsreform hissen Matrosen in Kiel die rote Fahne: Die Revolution ist da.

Sie breitet sich atemberaubend schnell aus. Am Abend des 4. November ist Kiel in den Händen von Matrosen und Arbeitern, zwei Tage später bereits Lübeck, Brunsbüttel, Hamburg, Bremen und Cuxhaven. Und am 7. November vertreiben Soldaten und Zivilisten den bayerischen König. Überall werden Arbeiter- und Soldatenräte gewählt, die nun kommunale Verwaltungen und Polizeibehörden kontrollieren.

Es ist eine anarchische, ungeplante, ungelentete, weitgehend gewaltlose Erhebung. Sie hat kein Programm und keinen Führer. Doch zu ihrer eigenen Verblüffung stößt sie nirgendwo auf ernsthaften Widerstand. In nur einer Woche zerbricht das scheinbar so fest

gefügte Bismarck-Reich. Schneller ist in Europa noch kein großer Staat in sich zusammengesunken.

Die Führung der Sozialdemokraten ist von der Dynamik der Revolution genauso überrumpelt wie der Staatsapparat. Max von Baden fühlt den Boden unter den Füßen wanken. Er hat in fünf Wochen mehr für die Demokratisierung Deutschlands getan als alle anderen Reichskanzler seit Bismarck zusammen.

Doch sollte der Kaiser, der sich in Spa aufhält, seinem Hauptquartier im besetzten Belgien, nun nicht abdanken, droht der Absturz in den „Bolschewismus“. Max von Baden ruft Ebert zu Hilfe. „Wenn es mir gelingt, den Kaiser (von der Abdankung; Red.) zu überzeugen, habe ich Sie dann an meiner Seite im Kampf gegen die soziale Revolution?“, fragt er den Sozialdemokraten.

„Eberts Antwort“, so von Baden, „erfolgte ohne Zögern: Wenn der Kaiser nicht abdankt, dann ist die soziale Revolution unvermeidlich. Ich aber will sie nicht, ja, ich hasse sie wie die Sünde.“

Dieses Wort ist Ebert nie wieder losgeworden. Es hat ihn bei der Linken bis heute zum „Verräter der Revolution“ gestempelt. Doch verraten kann man nur, was man zuvor als seine Sache ausgegeben hat. Und die Revolution war Eberts Sache nie. Sie widersprach seinem Wesen und seiner politischen Überzeugung.

Und er musste sich auch nicht belehren lassen, was demokratischer Sozialismus ist. Er brachte es einmal auf die Formel „Sozialismus ist Arbeit“.

Er war selbst ein Kind der Arbeiterbewegung. Sie hatte ihn erzogen und geprägt, wie die meisten Genossen seiner Generation. Sie war weit entfernt von den intellektuellen Schlachten der marxistischen Gralshüter. Ihre besten Vertreter waren Männer, die auf dem Boden der Realität standen, ohne das Ziel einer gerechten und freien Gesellschaftsordnung aus den Augen zu verlieren.

„Was wollten wir denn?“, fragte Wilhelm Kaisen, der spätere Bremer Bürgermeister: „Wir wollten den Proleten aus dem Dreck holen und ihn zum Bürger machen – und das haben wir geschafft. Nur damals hat es uns keiner geglaubt.“

Friedrich Ebert ist der klassische Parteisoldat seiner Zeit. Die SPD ist seine Heimat und sein Leben. Und beide, er und die Partei, machen sich das Leben gegenseitig nicht leicht. Er ist über die Ochsentour aufgestiegen, vom kleinen Agitator bis zum Vorsitzenden. In einer autobiografischen Skizze schreibt er: „Ebert ist Süddeutscher. Er ist am 4. Februar 1871 in Heidelberg geboren. Als 17-jähriger Sattlergeselle zog er in die Fremde und wurde nach dreijähriger Wanderschaft in Bremen ansässig. Wie die meisten sozialistischen Arbeiter kam er über den Weg der Gewerkschaftsbewegung zum Sozialismus. In den inneren Parteikämpfen stand Ebert immer im Gegensatz zur radikalen Linken.“

Bremen wird ihm Heimat. Er arbeitet in der Sozialfürsorge, organisiert Schulungen, Parteitage, Wahlkämpfe, ist Mitglied der Bürgerschaft, Redakteur der „Bremer Bürger-Zeitung“.

Nebenbei betreibt er eine Gastwirtschaft, die zum Kommunikationszentrum der Parteiorganisation wird. Er heiratet eine junge Genossin, Louise, sie haben vier Söhne und eine Tochter. Aber für ein bürgerliches Familienleben bleibt wenig Zeit. Noch als Erwachsene wird die Tochter beklagen, wie wenig sie in der Jugend vom Vater gehabt habe.

1905 holt August Bebel, der unumstrittene Patriarch der Partei, den rühri-

gen Bremer Genossen als Sekretär des Parteivorstands nach Berlin. „Da Bebel das halbe Jahr in der Schweiz lebte und Hugo Haase, der andere Vorsitzende, vielfach als Anwalt verhindert war, führte Ebert zumeist den Vorsitz“, schreibt Philipp Scheidemann, Eberts langjähriger Weggefährte (und Rivale). „Er kannte alle Vorgänge und herrschte sozusagen diktatorisch in dieser demokratischen Körperschaft. Was er wollte, setzte er fast immer durch.“

1912 wird Ebert in den Reichstag gewählt, und als Bebel im Jahr darauf stirbt, rückt er an die Spitze der Partei.

Mit 110 Abgeordneten stellt die SPD nun die stärkste Fraktion im Reichstag. Doch durch die Partei geht ein tiefer Riss: links die strenggläubigen Marxisten, rechts die „Revisionisten“, die auf Reform statt Revolution setzen.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs wird diese Spaltung manifest. In der Reichstagssitzung vom 4. August 1914 stimmt die Fraktion, entgegen allen Schwüren der Vorkriegszeit, geschlossen für die Kriegskredite: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich.“

Doch 14 Abgeordnete sagen in einer internen Fraktionsabstimmung „Nein“, unter ihnen der zweite Vorsitzende Hugo Haase sowie Karl Liebknecht, der linke Flügelmann der Partei. Nur dem Fraktionszwang gehorchend, stimmen sie in der Plenarsitzung mit „Ja“.

Für die Dissidenten ist dieser 4. August ein schwarzer Tag in der Geschichte der Partei, der Verrat am heiligsten Glaubensartikel der Sozialdemokratie: sich dem Krieg des Klassenfeindes zu verweigern und dem Proletariat auf der anderen Seite in Solidarität die Hand zu reichen.

Der Umfall vom 4. August wird zum Sprengsatz. Aus den 14 Abweichlern entwickelt sich eine linke Fundamentalopposition, die an Stärke zunimmt, je länger der Krieg dauert. 1917 kommt es zum endgültigen Bruch zwischen den



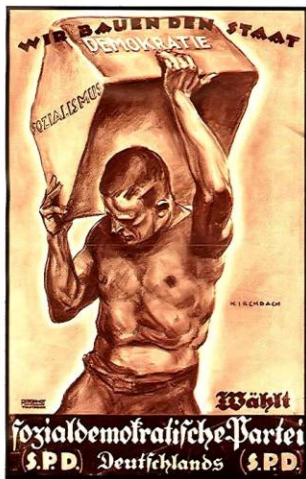
Heiligabend 1918 liefern sich meuternde Matrosen und Regierungstruppen in Berlin heftige Gefechte; dabei wird das Stadtschloss beschädigt (oben). Zwölf Tage später eskaliert die Lage: Spartakisten versuchen den gewaltsamen Umsturz (unten). Besonders erbittert kämpfen sie um das Zeitungsviertel. Kurz nach dem Aufstand ermorden Soldaten die »Spartakus«-Führer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg – ein Verbrechen, das der SPD angelastet wird



Genossen: Die linke Opposition konstituiert sich als „Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands“, der sich auch die von Rosa Luxemburg und Liebknecht 1915/16 gegründete ultralinke „Spartakusgruppe“ anschließt.

Danach stehen sich „Unabhängige“ und „Mehrheits-Sozialdemokraten“ in bitterer Fehde gegenüber. Und wie immer bei Glaubensspaltungen ist der Bruderhass stärker als der Hass auf den gemeinsamen Feind.

Für Ebert stand das Thema „Vaterlandsverteidigung“ nie zur Debatte: Seine ganze politische Grundhaltung war von dem Willen geprägt, die Sozialdemokratie vom Makel der „vaterlandslosen Gesellen“ zu erlösen, den ihr Bismarck aufgedrückt hatte. So sah es auch die große Mehrheit der Partei: Die Genossen wollten sich an Patriotismus von niemandem übertreffen lassen und hofften dafür – quasi als Belohnung für patriotisches Wohlfürhalten – die Demokratie als Gegengabe zu erhalten.



Vor den Reichstagswahlen 1920 präsentiert sich die SPD als anpackender Kraftprotz. Doch die zwischen staatspolitischer Verantwortung und eigenem Anspruch schwankende Partei erleidet eine Niederlage – und scheidet aus der Regierung aus

Eberts Patriotismus entspricht seiner inneren Grundhaltung. Der Krieg bricht auch in seine Familie ein. Drei seiner Söhne stehen im Feld – zwei fallen, der eine in Frankreich, der andere an der mazedonischen Front. Als man dem Vater nahelegt, einen Antrag auf Befreiung des dritten Sohns, der bereits schwer verwundet ist, vom Frontdienst zu stellen, lehnt dieser ab: Er wolle keine Vorzugsbehandlung.

Die Revolution vom November 1918 verändert die Szene über Nacht. Die Luft ist plötzlich dünn geworden für die SPD. Der Staat, in dem sie Regierungspartei ist, kollabiert vor ihren Augen. Sie hat die Massen nicht mehr in der Hand. Aus den Berliner Großbetrieben kommen alarmierende Berichte: Die revolutionäre Bewegung sei nicht mehr aufzuhalten, erklären die SPD-Obleute. Sollte sich die Partei ihr entgegenstellen, werde sie überannt.

Am 6. November versammelt sich die SPD-Fraktion zu einer Krisensitzung. Philipp Scheidemann gibt die neue Parole aus: „Jetzt heißt es, sich an die Spitze der Bewegung stellen, sonst gibt es anarchische Zustände im Reich.“ Die Parteiführung reißt nun das Ruder herum und macht die Revolution zur eigenen Sache.

Auch Ebert geht jetzt aufs Ganze – und wird zum Putschisten. Er stellt dem Kanzler Max von Baden ein Ultimatum: Abdankung des Kaisers bis morgen früh oder Rückzug der SPD aus der Regierung. Im Klartext heißt das: Machtübernahme durch revolutionären Akt.

Der entsetzte Kanzler schickt einen Mitarbeiter zu Ebert in den nahe gelegenen Reichstag. Er kehrt nach kurzer Zeit zurück und berichtet, Ebert sei wie verändert gewesen: „Er schien plötzlich die Hand nach der Führerschaft des Staates auszustrecken.“

Der Mann hat sich nicht getäuscht. Als am Morgen des 9. November noch immer keine Nachricht des Kaisers über seine Abdankung vorliegt, erklären die Sozialdemokraten den Austritt aus der

Regierung und rufen zum Generalstreik auf. Es ist der Befreiungsschlag für die Genossen. Nach vierjährigem „Burgfrieden“ können sie mit dem Segen ihrer Partei wieder auf die Straße gehen.

Zehntausende marschieren zum Reichstag. „Brüder! Nicht schießen!“, steht auf Tafeln, die sie mit sich führen. Aber niemand verstellt ihnen den Weg. Der Befehlshaber von Groß-Berlin und Brandenburg ordnet Schießverbot an.

Gegen zwölf Uhr mittags erscheinen Ebert und Scheidemann an der Spitze einer Delegation in der Reichskanzlei. Sie fordern die Übergabe der Regierung.

Max von Baden ist auf diese Stunde gefasst. Vizekanzler Friedrich von Payer wird Zeuge dieses denkwürdigen Augenblicks: „Ebert erklärte ruhig, aber sehr bestimmt, sie seien von ihrer Partei abgesandt, um mitzuteilen, dass diese es im Interesse der Ruhe und Ordnung für notwendig halte, dass die Regierungsgewalt an Männer übergehe, die das Vertrauen des Volkes genießen, vor allem der Posten des Reichskanzlers.“

Höflicher ist noch keine Regierung für abgesetzt erklärt worden. Dennoch ist es ein klassischer Staatsstreich.

Der Prinz erspart sich große Worte: „Ich fragte Ebert, ob er bereit sei, den Posten des Reichskanzlers anzunehmen. Ebert antwortete: „Es ist ein schweres Amt, aber ich werde es übernehmen.““

Damit ist der neue Kanzler installiert. „Die Regierungsgewalt“, so Payer, „war tatsächlich bereits auf Ebert übergegangen. Er wurde „Herr Reichskanzler“ genannt und handelte auch so.“

Ebert bleibt gleich in der Reichskanzlei und erlässt noch am selben Nachmittag eine erste Proklamation, die in ihrer lapidaren Sprache an alte preußische Edikte erinnert: „Mitbürger! Der bisherige Reichskanzler hat mir die Wahrnehmung der Geschäfte des Reichskanzlers übertragen. Ich bin im Begriff, die neue Regierung zu bilden. Es wird eine Volksregierung sein. Ihr Bestreben wird sein müssen, dem deutschen Volk den Frieden schnellstens zu bringen und die



Die Angst vor kommunistischen Ideen ist groß – und wird von der »Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus« noch geschürt. Großindustrielle wie Hugo Stinnes unterstützen den Verein: Sie fürchten um ihr Eigentum

Freiheit, die es errungen hat, zu befestigen. Ich bitte euch alle um Unterstützung bei der schweren Arbeit, die unser harter. Es muss die erste Pflicht aller in Stadt und Land bleiben, die Produktion von Nahrungsmitteln und ihre Zufuhr in die Städte nicht zu hindern. Mitbürger! Ich bitte euch dringend: Verlasst die Straßen! Sorgt für Ruhe und Ordnung! Der Reichskanzler. Ebert.“

Doch es wird lange dauern, bis in Berlin wieder „Ruhe und Ordnung“ einkehrt, und es wird Ströme von Blut kosten. Auf die relativ gewaltfreie November-Revolution folgt ein Bruderkrieg, der die entstehende Republik zu zerreißen droht und seinen Schatten über das ganze Jahrhundert werfen wird.

Der erste Akt dieses Dramas beginnt bereits gleich am 9. November. Nachdem Scheidemann mittags in einer improvisierten Rede von einem Fenster des Reichstags aus die „Deutsche Republik“ ausgerufen hat (sehr zum Ärger Eberts, der die Entscheidung über die Staatsform der Nationalversammlung überlassen wollte), kommt es gegen 16 Uhr nur fünf Minuten entfernt zu einer ganz anderen

Premiere – Karl Liebknecht, soeben erst aus politischer Haft entlassen, betritt die Bühne mit einem symbolträchtigen Donnerschlag: Seine Anhänger stürmen das Stadtschloss im Herzen Berlins und hissen auf dem Dach, wo bis gestern die Kaiserstandarte wehte, die rote Fahne.

Von dem Balkon aus, von dem Wilhelm II. am 1. August 1914 den Massen zugerufen hat, dass er keine Parteien mehr kenne, sondern nur noch deutsche Brüder, proklamiert der Führer des Spartakusbundes die „freie sozialistische Republik Deutschland“ und ruft „zur Vollendung der Weltrevolution“ auf.

Damit gibt es plötzlich zwei Revolutionen in Deutschland, die sich gegenseitig ausschließen. Jede verlangt die Kapitulation der anderen. Die Fronten stehen sich unversöhnlich und unversöhnbar gegenüber.

Liebknecht und seine Mitstreiterin Rosa Luxemburg haben die Spartakisten voll auf die Linie der russischen Bolschewiki eingeschwenkt und sagen den Sozialdemokraten offen den Kampf an: „Das Proletariat kann sich mit diesem bürgerlich-reformistischen Inhalt (der Revolution: *Red.*) nicht begnügen. Es muss zur sozialen Revolution vorschreiten. In Russland hat das Werk begonnen, in Deutschland muss es fortgesetzt werden.“

Ebert, der nun in der Reichskanzlei wie im Auge des Orkans sitzt, umbrannt von Chaos und Zusammenbruch, ist entschlossen, den Kampf auszufechten. Es ist ihm ernst mit der Demokratie: „Wer die Dinge in Russland erlebt hat, der kann im Interesse des Proletariats nicht wünschen, dass eine solche Entwicklung bei uns eintritt.“

Der Parteiführer wächst in diesen Wochen zum Staatsmann. Sein Ziel ist die parlamentarische Demokratie, und der Weg dahin führt über eine noch zu wählende, verfassungsgebende Nationalversammlung. Sie allein soll über die künftige Staatsform entscheiden.

Noch am 9. November nimmt er Kontakt zu den Ex-Genossen von der USPD

auf und bietet ihnen die Bildung einer gemeinsamen provisorischen Regierung an: Die Revolution dürfe jetzt nicht in Selbstzerfleischung münden.

Trotz schwerer Bedenken stimmen die Unabhängigen zu. Am 10. November konstituiert sich ein „Rat der Volksbeauftragten“, bestehend aus sechs Mitgliedern, je drei aus beiden Parteien. Formal wird diese Regierung von Ebert und dem USPD-Vorsitzenden Hugo Haase geführt, doch Ebert ist der führende Kopf. Er leitet die Schlüsselressorts Inneres und Militär.

Die sechs stehen vor existenziellen Herausforderungen. Noch am 10. November werden ihnen die Waffenstillstandsbedingungen der Alliierten übermittelt. Und die kommen einer bedingungslosen Kapitulation gleich.

Deutschland bleibt keine Wahl. Am Morgen des 11. November 1918 unterzeichnet der Zentrum-Abgeordnete Matthias Erzberger im Wald von Compiègne nördlich von Paris in einem Eisenbahn-Salonwagen das Abkommen.

Ab elf Uhr vormittags schweigen die Waffen, der Weltkrieg ist beendet. In den alliierten Hauptstädten bricht ungeheurer Jubel aus, in Deutschland mischt sich in die Erleichterung über das Ende des Krieges die Verbitterung über die demütigende Niederlage.

Der „Rat der Volksbeauftragten“ gerät schnell in Schwierigkeiten. Für die SPD hat die Revolution mit dem Sturz der Monarchie und dem Beschluss über die Einberufung einer verfassungsgebenden Nationalversammlung ihre Ziele erreicht, für die USPDler dagegen hat sie überhaupt noch nicht begonnen. Sie verlangen Beschlüsse zum Aufbau des Sozialismus und sehen in der Nationalversammlung ein Instrument, um die Revolution abzuwürgen (womit sie nicht ganz falsch liegen).

Die Spannungen verschärfen sich. In Berlin herrschen chaotische Verhältnisse. Die Autorität der Volksbeauftragten reicht kaum über die Reichskanzlei in der Wilhelmstraße hinaus, nicht weit

vom Reichstag. Die Macht liegt in den Händen von Arbeiter- und Soldatenräten, die versuchen, eine revolutionäre Ordnungsmacht aufzubauen.

Der „Vollzugsrat“ der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte betrachtet sich als oberstes Staatsorgan. „Unausgesetzt brauchen wilde Haufen aufgeputschter Arbeiter und Soldaten in die Reichskanzlei ein“, so Scheidemann. „Die Maschinengewehre knatterten Tag und Nacht in der Wilhelmstraße. Wir gewöhnten uns allmählich daran. Deputationen, die uns Handgranaten unter die Nase hielten, wenn sie ihre Forderungen stellten, regten uns schließlich ebenso wenig auf wie die wilden Drohreden Liebknechts.“

Für die Regierung stellt sich sehr schnell die Machtfrage. Bereits am 10. November kommt es zur Kontaktaufnahme zwischen Ebert und General Wilhelm Groener, dem zweithöchsten Offizier der Obersten Heeresleitung. In einem Telefonat sichert der General dem Sozialdemokraten die Loyalität der Armeeführung bei der Wiederherstellung von „Ruhe und Ordnung“ zu, wenn umgekehrt die Revolutionsregierung die innere Autonomie der Armee respektiere.

Dieser „Pakt“ stempelt Ebert unter Linken vollends zum „Arbeiterverräter“, doch es bleibt ihm kaum etwas anderes übrig, wenn er das Projekt der parlamentarischen Demokratie nicht unter dem Druck einer antidemokratischen Minderheit aufgeben will. Die Tragödie besteht darin, dass die aus der Revolution hervorgegangene Regierung in Ermangelung politisch zuverlässiger Streitkräfte Leute zu Hilfe rufen muss, die die Demokratie genauso hassen wie jene, gegen die sie vorgehen sollen.

Am 6. Dezember kommt es in Berlin zu einem Blutbad, als demonstrierende Spartakisten aus dem Norden ins Stadtzentrum vorzudringen versuchen und Truppen unter dem Befehl des sozialdemokratischen Stadtkommandanten Otto Wels das Feuer auf sie eröffnen. Bilanz: 16 Tote und zahlreiche Verwundete.

Dies ist für „Die Rote Fahne“, die Zeitung des Spartakusbundes, das Signal zum Frontalangriff auf die Regierung der Volksbeauftragten: „Fegt hinweg die wahren Schuldigen, die infamen Hetzer, die Wels, Ebert und Scheidemann! Ihre Namen sind zum Banner des Hochverrats an der Revolution geworden. Das blutige Verbrechen muss geahndet, die Verschwörung mit eiserner Faust nieder-

gemacht werden. Auf die Schanzen! Zum Kampf! Nieder mit den blutbesudelten, feigen Veranstaltern des Putsches! Hoch die Revolution!“

Doch die radikale Linke hat nur wenig Rückhalt, wie sich kurz darauf beim ersten Deutschlandkongress der Arbeiter- und Soldatenräte zeigt. Ebert warnt: „Gewaltherrschaft hat uns ins Verderben geführt, nun dulden wir keinerlei Gewaltherrschaft mehr, komme sie, von wem sie wolle.“ Der Kongress stimmt mit überwältigender Mehrheit für Wahlen zur Nationalversammlung – also für die parlamentarische Demokratie.

Er setzt für die Wahlen ein Datum fest: 19. Januar 1919 – vier Wochen früher, als von Ebert geplant. Es wird ein blutiger Weg bis zu diesem Ziel.

Denn zu Weihnachten wird aus der latenten Konfrontation zwischen der Regierung und der radikalen Linken offener Bürgerkrieg. Matrosen der „Volksmarinedivision“, einer Kerntruppe der Revolution, machen Front gegen die Regie-



Auch die militante Rechte sammelt sich zum Angriff gegen die Republik. Sie agitiert vor allem gegen den »Schmachfrieden« von Versailles, der unter anderem die Zerstörung der Kampfflugzeuge vorsieht (oben: auf einem Berliner Sammelplatz). Im März 1920 marschiert die »Marinebrigade Ehrhardt« in Berlin auf und macht den rechtskonservativen Politiker Wolfgang Kapp zum Reichskanzler. Doch der Putsch scheitert an einem Generalstreik



rung. Sie weigern sich, das Stadtschloss zu räumen, das sie besetzt und verwüstet haben, ehe ihnen nicht fälliger Sold in Höhe von 80000 Mark ausgezahlt wird. Der Stadtkommandant Wels bleibt hart: erst räumen, dann Geld.

Daraufhin marschiert eine Abordnung der Matrosen zur Reichskanzlei, besetzt die Telefonzentrale und erklärt den Rat der Volksbeauftragten für verhaftet. Zudem dringt ein Kommando in die Stadtkommandantur ein und schleppt Otto Wels als Geisel in den Marstall, das Hauptquartier der Volksmarinedivision.

Unterdessen gelingt es Ebert, die Matrosen zum Abzug aus der Reichskanzlei zu bewegen. Als er erfährt, dass Wels sich in Geiselhaft befindet, ruft er den preußischen Kriegsminister an und ersucht ihn, das Nötige zu veranlassen, um Wels zu befreien und die Rebellion der Matrosen niederzuschlagen.

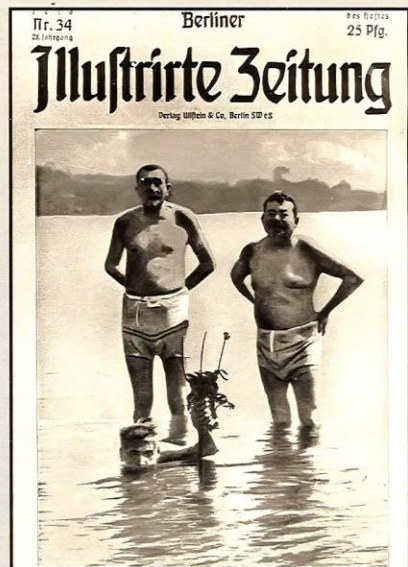
Artillerie wird vor dem Schloss aufgeföhren. Am Morgen des 24. Dezember, nach Ablauf eines auf zehn Minuten befristeten Ultimatums zur Übergabe, eröffnen die Geschütze das Feuer. Die Matrosen wehren sich mit Maschinengewehren und schlagen den Angriff ab.

Um weiteres Blutvergießen zu verhüten, lässt Ebert den Kampf einstellen. Der entführte Stadtkommandant wird freigelassen und in die Reichskanzlei gebracht, wo ihn Scheidemann in Empfang nimmt: „Wels sah gespenstisch aus. Das Gesicht war grau und faltig, die Augen hohl. Einmal, zweimal, dann noch ein drittes Mal hatten ihn die irrsinnigen Soldaten an die Wand gestellt und – Gewehre in den Fäusten – gesagt: Jetzt ist Schluss, jetzt wirst du erledigt. Seine Kleidung war beschmutzt, die Weste war in Fetzen, seine Hände zitterten, er konnte sich kaum auf den Beinen halten.“

Die führenden Sozialdemokraten haben Grund, um ihr Leben zu fürchten. Ebert fühlt sich selbst in der Reichskanzlei nicht mehr sicher. Es gibt keinerlei Personenschutz. Zeitweise blockieren



Nach Abgabe seiner Stimme zur Wahl der Berliner Stadtverordneten 1921 verlässt Friedrich Ebert das Wahllokal. Der Reichspräsident ist die einzige Konstante der Republik, integer noch dazu – und muss dennoch gegen aggressive Verleumdungskampagnen kämpfen. Die »Berliner Illustrierte Zeitung« hat ihn bereits am Tag seiner Vereidigung 1919 in lächerlicher Pose abgebildet: Ihr Titel­foto zeigt Ebert und Reichswehrminister Gustav Noske in Badehosen an der Ostsee. Ein Skandal



Demonstranten die Ausgänge zur Wilhelmstraße, sodass die Volksbeauftragten nur über einen Verbindungsgang zum benachbarten Auswärtigen Amt ins Freie gelangen können.

„Das halten die stärksten Nerven nicht aus“, schreibt Ebert in dieser Zeit: „Wir können hier in Berlin keine Stunde mehr regieren.“ An kritischen Tagen schläft er bei Freunden. „Ich erwartete damals jede Nacht, erschlagen zu werden“, erinnert er sich später.

Die „Blutweihnacht“ läutet das Ende der Revolutionsregierung ein. Die Unabhängigen kündigen die Koalition mit der SPD auf und ziehen ihre Vertreter aus dem Rat der Volksbeauftragten zurück. Nach nur einem Monat ist der Traum von einer gemeinsamen Plattform verfliegen.

Auf dem linken Flügel kommt es abermals zur Spaltung. Die Spartakisten trennen sich von der USPD und konstituieren sich zur „Kommunistischen Partei Deutschlands“. Und als Erstes beschließen die Kommunisten, die Wahlen zur Nationalversammlung zu boykottieren – gegen das Votum Rosa Luxemburgs, die

diese Entscheidung für einen schweren Fehler hält.

„Ihr wollt euch euren Radikalismus ein bisschen bequem machen“, sagt sie: „Entweder Maschinengewehre oder Parlamentarismus. Wir wollen einen etwas verfeinerten Radikalismus, nicht bloß dieses grobkörnige Entweder-oder.“

Sie hat noch 16 Tage zu leben.

Am 5. Januar 1919 ruft die KPD-Führung in völliger Fehleinschätzung der Machtverhältnisse zum Aufstand gegen die nun allein regierende SPD auf: „Es muss gekämpft werden bis aufs Letzte! Gebraucht die Waffen gegen eure Todfeinde, die Ebert-Scheidemann. Niedermetzlung des Proletariats oder Zerschmetterung der Ebert-Scheidemann – so steht die Alternative! Der Sieg muss euer sein!“

Die Spartakisten proklamieren den Generalstreik und besetzen im Berliner Zeitungsquartier die wichtigsten Redaktionen – darunter den „Vorwärts“, das Parteiorgan der SPD –, das Haupttelegraphenamt sowie die Reichsdruckerei.

Das Berliner Polizeihauptquartier ist ohnehin in ihrer Hand: Polizeipräsident Emil Eichhorn ist ein erklärter Sympathisant Liebknechts. Also ein Putsch.

Die Regierung sieht keine andere Wahl, als „mit Waffengewalt Ordnung zu schaffen“. In einer Krisensitzung wird der SPD-Militärexperte Gustav Noske, 50, mit der Aufgabe betraut. „Meinetwegen“, sagt er, „einer muss der Bluthund werden! Ich scheue die Verantwortung nicht.“ Das Wort vom „Bluthund“ wird ihm anhaften wie ein Kainsmal.

Der Kampf dauert eine Woche. Das Militär setzt Panzerfahrzeuge und Flammenwerfer ein. Die letzte Bastion der Spartakisten ist der „Vorwärts“.

„In der Morgendämmerung“, berichtet ein Augenzeuge, „führten drei 10,5-Zentimeter-Geschütze auf, die das Grundstück unter Feuer nahmen. Noch war kaum das Dunkel gewichen, als die schweren Maschinengewehre zu spielen begannen. Zielsicher schlugen die Gra-

naten ein, und nach etwa zwei Stunden versuchten die Verteidiger, Verhandlungen anzuknüpfen. Die Regierungstruppen lehnten alles ab und verlangten Ergeben auf Gnade und Ungnade. Als darauf keine Antwort erfolgte, gingen die Regierungstruppen mit leichten Minenwerfern und Flammenwerfern vor, und nun erfolgte die bedingungslose Unterwerfung.“

Es kommt zu brutalen Misshandlungen und Ermordungen von Gefangenen. „Wer aus dem ‚Vorwärts‘ kommt, wird erschossen“, lautet der Einsatzbefehl.

Der Spartakus-Aufstand endet mit einer Tragödie, die die Kluft zwischen den Arbeiterparteien zum Abgrund werden lässt: der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg durch eine verwilderte Soldateska.

Die beiden Spartakus-Führer werden am Abend des 15. Januar 1919 aus ihrer Wohnung ins Stabsquartier der Garde-Kavallerie-Schützen-Division verschleppt und auf bestialische Weise umgebracht. Luxemburgs Leiche werfen die Mörder in den Landwehrkanal: man findet sie erst nach vier Monaten.

Das Verbrechen ist bis heute ein schwarzer Fleck auf dem Schild der Sozialdemokratie. Nichts hat der SPD in ihrer Geschichte mehr geschadet als ihre Verstrickung in diese Tragödie. Sie gebot über die Regierungsgewalt, sie trug demnach auch die Verantwortung für die Mordtaten der „Ordnungskräfte“.

Zwar kündigt die Regierung unmittelbar nach der Tat die „strengste Untersuchung“ an und erklärt, „ein Akt der Lynchjustiz, wie er an Rosa Luxemburg begangen worden zu sein scheint, schändet das deutsche Volk“.

Doch die – allesamt bekannten – Täter werden nie zur Rechenschaft gezogen oder kommen mit symbolischen Strafen davon. Der Hauptverantwortliche, Hauptmann Waldemar Pabst, brüstet sich Jahrzehnte später mit seiner Beteiligung an der Tat.

„Ebert hat auf das schwerste darunter gelitten“, schreibt Otto Landsberg, Mit-



Die katholische Zentrumsparterie wirbt für sich als Bewegungsmotor Deutschlands, der alle Berufsstände vereinigt. Obwohl sie mit ihrem Anspruch scheitert, eine überkonfessionelle Volkspartei zu sein, ist sie bis 1932 in jeder Regierung vertreten



Nach Kriegsende bestimmen Hunger und Elend noch lange den Alltag der Bevölkerung. Bettler, Holz- und Metallsammler gehören in Großstädten wie Berlin zum Straßenbild. Als die Inflation 1923 ihren Höhepunkt erreicht, sind Fett, Milch und Fleisch vom Speiseplan vieler Familien verschwunden. Bereits 1920 hat die Quäkerhilfe Schulspeisungen eingerichtet und lindert so zumindest den Hunger der Kinder

glied im Rat der Volksbeauftragten, „dass auf dem Wege, der allein zur Rettung Deutschlands führen konnte, Tote lagen und dass im Straßenkampf von beiden Seiten Ausschreitungen begangen worden sind, die nur zu deutlich erkennen ließen, welches Maß an Rohheit der Krieg erzeugt hatte.“

Vier Tage nach der Mordtat finden die Wahlen zur Nationalversammlung statt, erstaunlicherweise ohne größere Zwischenfälle. Zum ersten Mal dürfen Frauen wählen. Die Wahlbeteiligung liegt bei 83 Prozent. Doch das Ergebnis ist für die SPD enttäuschend. Sie wird zwar stärkste Partei, verfehlt aber mit 37,9 Prozent bei weitem die absolute Mehrheit. Die USPD landet abgeschlagen bei 7,6 Prozent – den Deutschen ist die Lust an der Revolution vergangen.

Am 6. Februar 1919 tritt das erste Parlament der Republik in Weimar zusammen. Wegen der bürgerkriegsähnlichen Zustände in Berlin ist die Nationalversammlung in das relativ sichere Thüringen verlegt worden, um dort eine Verfassung auszuarbeiten. Für ein halbes Jahr wird die Goethe-Stadt zum politischen Zentrum Deutschlands.

Ebert, der den Weg zur Nationalversammlung geebnet hat, wird am 11. Februar zum ersten Präsidenten der Republik gewählt. Seine Dankadresse gehört zu den großen Reden der deutschen Parlamentsgeschichte: „Der Ruf, den Sie soeben an mich richteten, ist ein Ruf zur Pflicht. Ich folge ihm in dem Bewusstsein, dass heute mehr denn jemals jeder Deutsche auf dem Platz, auf den er gestellt wird, seine Schuldigkeit zu tun hat. Ich will und werde als der Beauftragte des ganzen deutschen Volkes handeln, nicht als Vormann einer einzigen Partei. Ich bekenne aber auch, dass ich ein Sohn des Arbeiterstandes bin, aufgewachsen in der Gedankenwelt des Sozialismus, und dass ich weder meinen Ursprung noch meine Überzeugung jemals zu verleugnen gesonnen bin.“

In den Verfassungsberatungen kommt es jedoch zu einem schweren Konflikt zwischen Ebert und Scheidemann, der die erste Regierung bildet, ein Mittel-links-Bündnis aus SPD, Zentrum und DDP (Liberaldemokraten).

Es geht um die Macht des Reichspräsidenten: Ebert hat sich dieses Amt selbst ausgesucht, aber er hat nicht vor, der Größ-Gott-August der Republik zu werden. Scheidemann, der dem Präsidenten nur eine repräsentative Funktion zubilligen will, protestiert dagegen, dass Ebert das Amt mit einer nahezu monarchischen Machtfülle ausgestattet sehen will.

Doch der setzt sich durch. Ebert scheut sich im Verlauf seiner Amtsführung nicht, diese Machtfülle bis an die Grenze auszuschöpfen: So verlangt er in den folgenden Jahren von „seinen“ Reichskanzlern laufende Berichterstattung und Vorlage aller wichtigen Entscheidungen. Er nimmt nach Belieben an Kabinettsitzungen teil und hält – hinter verschlossenen Türen – mit der eigenen Meinung nicht zurück.

Bedenklich ist vor allem Artikel 48 der neuen Verfassung, der es dem Präsidenten in Ausnahmesituationen gestattet, am Parlament vorbei zu regieren, „erforderlichenfalls mithilfe der bewaffneten Macht“ gegen Störungen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung einzuschreiten sowie einzelne Grundrechte aufzuheben. Ebert wird davon reichlich Gebrauch machen – wie auch sein Nachfolger Paul von Hindenburg (siehe Kasten Seite 40).

Während die Verfassung in Weimar allmählich Gestalt annimmt, erschüttert eine neue Welle der Gewalt das Land. In Berlin ruft die KPD zwei Monate nach dem Spartakus-Aufstand abermals zum bewaffneten Kampf gegen die „Massenhenker des deutschen Proletariats“ auf.

Erneut schlägt Noske, nun Reichswehrminister, die Erhebung mit äußerster Brutalität nieder. Verfügt: „Jede Person, die mit Waffen in den Händen gegen Regierungstruppen kämpfend angetroffen wird, ist sofort zu erschießen.“

Wieder kommt es zu grausigen Morden. 29 Matrosen der „Volksmarine-division“, die am Schatzamt Schlange standen, um sich ihren Sold abzuholen, werden von Soldaten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division als Gefangene abgeführt und an die Wand gestellt. Nach Angaben Noskes forderte der Aufstand 1200 Tote – die Verluste der Regierungstruppen belaufen sich auf 75 Mann. Und mehr als 600 Opfer kostete der am Ende vergebliche Versuch der radikalen Linken, in München eine Räterepublik zu errichten (siehe Seite 54).

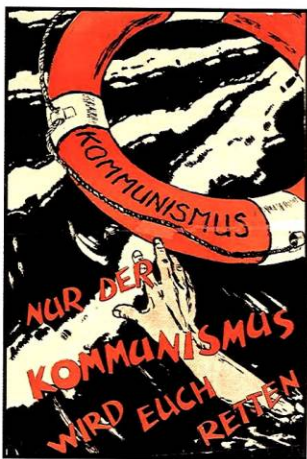
Überall in Deutschland flackern Aufstände auf – von Bremen und Hamburg bis Erfurt, von Sachsen bis ins Ruhrgebiet. „Bei all diesen Kämpfen floss viel Blut auf beiden Seiten. Die Verwilderung der Menschen durch den Krieg trat überall zutage“, schreibt Eduard David, der Präsident der Nationalversammlung. „So wurde in Dresden der mehrheitssozialistische Kriegsminister Neuring nach schweren Misshandlungen von der Elbbrücke in den Strom geworfen und als er wieder auftauchte, erschossen.“

Zu den inneren Wirren kommt die äußere Bedrückung: Am 7. Mai 1919 übergeben die Alliierten ihre Friedensbedingungen. Die laufen auf die vollständige militärische, politische und wirtschaftliche Entmachtung Deutschlands hinaus. Im Fall einer Ablehnung droht erneuter Krieg.

Entsetzten in Weimar. Die Nationalversammlung tritt zu einer Sondersitzung zusammen. Die einhellige Meinung von Parlament und Regierung: „Unannehmbar!“ Scheidemann erklärt: „Welche Hand müsste nicht verdorren, die sich und uns in diese Fesseln legt!“

Auch Ebert schwankt. Am unerträglichsten erscheint ihm, wie vielen, jener Artikel, der Deutschland die alleinige Kriegsschuld aufbürdet.

Doch dann stimmt ihn General Groener von der Obersten Heeresleitung um. Jeder militärische Widerstand sei sinn-



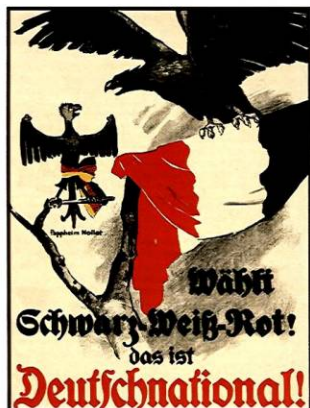
Allein der Kommunismus kann Deutschland davor bewahren, im Sog der Inflation unterzugehen: So propagiert die KPD eine Revolution nach russischem Vorbild. Ihre Umsturzversuche im Herbst 1923 vereitelt Ebert mithilfe der Reichswehr

los, erklärt Groener, es gebe keine Alternative. Nur vier Stunden vor Ablauf des alliierten Ultimatums stimmt die Nationalversammlung dem Friedensvertrag mit 237:138 Stimmen zu.

Am 28. Juni 1919 unterzeichnet die deutsche Delegation den „Schandvertrag“ im Spiegelsaal von Versailles, wo 1871 das Deutsche Reich gegründet worden war.

Scheidemann bleibt bei seinem Wort und legt sein Amt als Regierungschef nieder. Mit ihm tritt auch die DDP aus der Regierung aus. Damit ist die „Weimarer Koalition“ nach nur vier Monaten geplatzt, und es beginnt ein Karussell kurzlebiger Kabinette, das die Republik nicht zur Ruhe kommen lässt.

Vier Wochen nach Unterzeichnung des Friedensvertrages verabschiedet die Nationalversammlung in Weimar in feierlicher Sitzung die neue Verfassung. Artikel 1 lautet kurz und knapp: „Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ Auf dem Dach des Nationaltheaters wird die schwarz-rot-goldene Fahne gehisst. Die



Nur mit den Farben des Kaiserreichs fliegt der deutsche Adler wieder: Die Deutschnationale Volkspartei wirbt um 1924 für einen monarchistischen Staat. Ihren konservativen Mitgliedern ist das Schwarz-Rot-Gold der Weimarer Republik zutiefst verhasst

Abgeordneten der Rechten bleiben der Feier fern.

Für Ebert ist dieser Tag die Erfüllung seines Lebens. Er hat das selbst gesteckte Ziel gegen alle Widerstände erreicht – aber um welchen Preis! Die Wunden aus dieser Zeit werden noch lange brennen, und der Hass seiner Gegner wird ihn bis in den Tod begleiten.

Am Tag seiner Vereidigung auf die Verfassung erscheint die „Berliner Illustrirte“ mit einem Titelfoto, das den sozialdemokratischen Präsidenten beschädigen wird: Es zeigt Ebert und Noske in Badehosen am Ostseestrand. Das Bild kommt einem Attentat gleich. Es gibt den Präsidenten der Lächerlichkeit preis. Da seine Lebensführung makellos ist, greift man zu einer Waffe, gegen die es keinen Schutz gibt: der Niedertracht.

Ebert wird ihr schließlich erliegen.

Die Republik ist aus der Taufe gehoben, aber sie bleibt ein gebrechliches, anämisches Geschöpf. Die ersten fünf Jahre ihrer Existenz sind eine einzige Kette von Aufständen, Putschen, Attentaten und Krisen, von denen in normalen Zeiten

jede einzelne ausgereicht hätte, einen Staat umzubringen.

Nach den frühen Umsturzversuchen der radikalen Linken sammelt sich nun die Rechte zum Angriff auf die Republik. In der Reichswehr ist der Schock über die Revolution verfliegen, der Hass auf „Weimar“ und die „Novemberverräter“ gewachsen. Man träumt vom „autoritären Staat“ und „nationaler Wiedergeburt“.

Die „Freikorps“ – Freiwilligenverbände aus Soldaten, die nicht ins Zivilleben zurückfinden – werden zu Brutstätten einer aggressiven antidemokratischen Bewegung. Die „Marinebrigade Ehrhardt“, die republikfeindlichste aller Freikorps-truppen, trägt das Hakenkreuz am Stahlhelm. Putschpläne machen die Runde.

Der SPD-Reichswehrminister Noske weiß das alles seit langem, er nimmt es nur nicht ernst. Und wird so zum Sicherheitsrisiko der Republik.

Am 12. März 1920 platzt mitten in eine Kabinettsitzung die Nachricht, dass die Brigade Ehrhardt im Anmarsch auf Berlin ist, um die Regierung zu stürzen und einen obskuren Politiker namens Kapp zum Reichskanzler auszurufen. Als bald stellt sich heraus, dass die Reichsregierung nicht über ein einziges Regiment verfügt, das willens wäre, sich den Putschisten entgegenzustellen.

„Truppe schießt nicht auf Truppe“, erklärt Reichswehrchef General Hans von Seeckt seinem Vorgesetzten Noske. „oder haben Sie etwa die Absicht, eine Schlacht vor dem Brandenburger Tor zu dulden zwischen Truppen, die eben erst Seite an Seite gegen den Feind gekämpft haben?“

Gegen die Linken sind die Generäle Noske gern gefolgt, gegen die Rechten verweigern sie ihm den Gehorsam. Der angebliche „Ebert-Groener-Pakt“ erweist sich als grandiose Täuschung: Kalt lächelnd liefert die Armee die Republik einem meuternden Söldnerhaufen aus.

Der Regierung bleibt nur die Flucht. Mit knapper Not entgeht Ebert der Verhaftung durch die Putschisten. Morgens um 5.40 Uhr verlässt er im Auto seinen Amtssitz – nur zehn Minuten, bevor ein

Vorauskommando der Brigade Ehrhardt, das den Präsidenten und die Regierung in „Schutzhafte“ nehmen soll, die Wilhelmstraße erreicht.

Das Kabinett sammelt sich in Stuttgart. Ein Gefühl der Ohnmacht breitet sich unter den Ministern und ihren Stäben aus. Doch die Republik wird noch einmal gerettet – durch die Gewerkschaften, die einen Generalstreik ausrufen, dem die Arbeiter zu 100 Prozent folgen.

Nichts geht mehr in Deutschland. Nach vier Tagen bricht der Putsch zusammen. Kapp flieht ins Ausland und stellt sich zwei Jahre später dem Reichsgericht. Er stirbt in der Untersuchungshaft.

Der große Verlierer der Affäre heißt Gustav Noske. Er ist nach diesem Debakel für die Partei untragbar geworden. Unter dem massiven Druck der Fraktion scheidet er aus der Regierung aus. Es ist das Ende einer schillernden politischen Laufbahn, die sich der Gewalt verschrieb, um die Gewalt zu besiegen.

Alle Hoffnungen, die Republik käme nach dem Kapp-Putsch allmählich zur Ruhe, erfüllen sich nicht. Am 24. Juni 1922 ermordet ein völkisches Femekommando der „Organisation Consul“ den liberaldemokratischen, jüdischen Außenminister Walther Rathenau, den von der nationalen Terrorszene meistgehassten Repräsentanten der jungen Demokratie, die sie als „Judenrepublik“ verteuflern.

Die Tat erschüttert Europa. Im Reichstag schleudert der amtierende Kanzler Joseph Wirth vom Zentrum den Deutschnationalen als geistigen Urheber des Verbrechens eine leidenschaftliche Anklage entgegen: „Da steht der Feind, der sein Gift in die Wunde eines Volkes träufelt. Da steht der Feind, darüber ist kein Zweifel: Dieser Feind steht rechts!“

Der Reichstag erlässt ein „Gesetz zum Schutz der Republik“, das verfassungsfeindliche Umtriebe unter Strafe stellt, doch der verfassungsfeindliche Geist der deutschen Rechten wuchert weiter und gewinnt Jahr für Jahr an Boden.

Die Republik taumelt nun von Krise zu Krise: Es kommt die Besetzung des Ruhrgebiets durch Frankreich (Januar 1923), die Hyperinflation (Juli 1922 bis November 1923), es kommt der Hitler-Putsch (8./9. November 1923).

Doch die Republik geht nicht an diesen Notsituationen zugrunde, sondern an ihrer inneren Schwäche. Sie leidet an einem fundamentalen Mangel: dem an Demokraten und demokratischer Kultur – an ebendem, was Ebert seinem Land einpflanzen will und woran er scheitert.

Die Weimarer Republik ist kein Staat, der dem Durchschnittsdeutschen das Herz höher schlagen lässt, mit dem er sich identifizieren kann. Sie ist aus der Niederlage geboren, und das haftet ihr wie ein Makel an. Sie besitzt keine Traditionen und keine stolzen Symbole.

Ebert macht das Deutschlandlied mit der dritten Strophe zur Nationalhymne, doch die Leute singen lieber die erste, betont nationalistische Strophe. Er führt die schwarz-rot-goldene Flagge als Nationalemblem ein, aber viele hängen das Schwarz-Weiß-Rot des Kaiserreichs aus dem Fenster.

Die Menschen wünschen sich eine stabile Regierung, aber die gibt es in den 14 Jahren der Republik nicht ein einziges Mal. Zwölf verschiedene Kanzler regieren in dieser Zeit mit 20 unterschiedlichen Kabinetten, es werden acht verschiedene Reichstage gewählt sowie eine Nationalversammlung. Der längste Reichstag amtiert 47 Monate, der kürzeste nur ein Vierteljahr.

Keine Partei bringt in dieser Zeit eine dauerhafte stabile Mehrheit zusammen,

was letztlich an den Wählern liegt. Da sie die Republik verachten, bestrafen sie jede Partei, die in ein Kabinett eintritt, mit Stimmenentzug. Der Reichspräsident hat schließlich Mühe, überhaupt noch geeignete Kandidaten zu finden, die willens und in der Lage sind, eine tragfähige Regierung zu bilden.

Die demokratischen Parteien werden zwischen Rechts und Links aufgegeben. Die Mitglieder der USPD treten 1922 zwar mehrheitlich wieder in die SPD ein (nachdem sich zwei Jahre zuvor der linke Parteiflügel der KPD angeschlossen hat). Doch auch gemeinsam kommen sie nie wieder auf die Stimmenzahl, die die SPD 1919 allein errungen hat. Die liberale Deutsche Demokratische Partei verkümmert zu einer Splittergruppe von einem Prozent, während die KPD in Berlin



Am Ende des Krieges besetzen alliierte Truppen das Rheinland. Auch am Deutschen Eck bei Koblenz patrouillieren französische Soldaten (oben). Wegen Lieferrückständen bei den Reparationen nehmen Franzosen und Belgier 1923 auch das Ruhrgebiet ein. Ebert ruft zum passiven Widerstand gegen die Besatzer auf – und für kurze Zeit eint die Krise das Land

Die Verfassung von Weimar

Die Weimarer Verfassung ist das erste demokratische Grundgesetz Deutschlands. Sie garantiert fundamentale Bürgerrechte, etwa die Gleichstellung der Frau, Rede- und Glaubensfreiheit. Und schafft erstmals eine parlamentarische Staatsordnung: Der Reichstag übt die Gesetzgebung und die Kontrolle der Exekutive aus. Entzieht er der Regierung das Vertrauen, muss sie zurücktreten.

Doch eingesetzt werden die Kabinette nicht vom Parlament, sondern vom Reichspräsidenten. Das direkt vom Volk gewählte Staatsoberhaupt hat weitreichende Befugnisse. Darauf haben neben Friedrich Ebert die bürgerlichen Parteien DDP und Zentrum in der Nationalversammlung von 1919 bestanden, weil sie der Parteiendemokratie misstrauten.

So kann der Reichspräsident beispielsweise den Reichstag auflösen. Artikel 48 gibt ihm zudem das Recht, bei Gefährdung der öffentlichen Sicherheit den Ausnahmezustand zu verhängen – das heißt, Grundrechte vorübergehend zu suspendieren und das Militär im Inneren einzusetzen – sowie Notverordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen (die der Reichstag jedoch mit einfacher Mehrheit wieder aufzuheben vermag).

Diese eigentlich zur Abwehr eines Staatsnotstandes vorgesehene Regelung nutzen Reichspräsident Paul von Hindenburg und seine Kanzler ab 1930, um das Parlament planvoll zu entmachten.

Ende März setzt Hindenburg einen Kanzler ein, der keine parlamentarische Mehrheit hat, sondern mit Notverordnungen des Präsidenten regiert. Als der Reichstag eine dieser Verordnungen zurückweist, löst Hindenburg das Parlament auf und setzt sie erneut in Kraft. Nach Neuwahlen erklärt sich die SPD bereit, nicht mehr gegen präsidiale Verfügungen zu stimmen, auch wenn sie deren Inhalt ablehnt. Damit will sie „größeres Übel“ verhindern: die NSDAP, die die letzten Wahlen gewonnen hat.

Das Notstandsrecht wird zur Normalität. 1932 stehen 66 Notverordnungen nur noch fünf vom Parlament verabschiedete Gesetze gegenüber. Bereits vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten also ist die Verfassung ausgehöhlt.

Olaf Mischer/Frank Otto

Im Februar 1925 stirbt Friedrich Ebert an einem Blinddarmdurchbruch. Hunderttausende nehmen am Potsdamer Bahnhof und bei der Überführung des Leichnams nach Heidelberg Abschied von ihrem Präsidenten



und anderen Großstädten zur stärksten Kraft wird, ehe die NSDAP in der Agonie der Republik alle anderen überflügelt.

Die einzige Konstante im politischen System der Weimarer Republik ist, dank seiner starken Stellung, der Reichspräsident. So wird Friedrich Ebert im Lauf der Jahre zur Symbolfigur der ungeliebten Republik. Und je länger er ihr dient, desto einsamer wird es um ihn – der eigenen Partei entfremdet, von der Rechten geschmäht, von der Linken gehasst und von vielen als „Sattlergeselle“ verhöhnt. Es gibt nicht einen Tag in seiner Amtszeit, an dem ihm nicht diese mörderische Gesinnung entgegenschlägt.

Ebert reagiert auf diese Diffamierungen mit zunehmender Bitterkeit: 1924 strengt er einen Prozess gegen den Autor einer Schmähschrift an, der ihm im Zusammenhang mit einem Munitionsarbeiterstreik von 1918 „Landesverrat“ vorgeworfen hat. Ein Gericht in Magdeburg verurteilt den Angeklagten wegen Beleidigung, gibt ihm in der Sache aber recht: Streng juristisch gesehen, habe Ebert als Mitglied der Streikleitung tatsächlich Landesverrat verübt.

„Mir war mein Lebensweg nie mit Rosen bestreut“, schreibt er am Jahresende 1924. „Ich wünsche das auch nicht in Zukunft. Gleichwohl werde ich meine Straße weiterziehen, sicher und fest, mit frohem Mut und gutem Gewissen.“

Doch sein Weg neigt sich dem Ende zu. Durch das Urteil von Magdeburg

sieht er sich einer infamen Schmutzflut ausgesetzt, der er, ohnehin zermüht, nicht mehr gewachsen ist. Sein Gesundheitszustand verschlechtert sich rapide.

Am 24. Februar 1925 verfügen die Ärzte seine Einlieferung ins Krankenhaus. Die Chirurgen diagnostizieren einen Blinddarmdurchbruch. Eine Operation kann ihn nicht mehr retten. Am 28. Februar, vormittags um zehn Uhr, endet das Leben Friedrich Eberts.

Die Überführung des toten Präsidenten nach Heidelberg wird zur größten Trauerfeier, die die Republik erlebt hat. Hunderttausende geben Ebert das letzte Geleit. Als würden sie erst jetzt entdecken, wen sie da verloren haben.

Vor dem Reichstag hält Parlamentspräsident Paul Löbe die Abschiedsrede: „Noch liegt Nacht über unserem Volke, und nur von ferne sahest du den Morgen dämmern. Das Schicksal versagte dir, eine ruhige Würdigung deiner Mühen zu erleben. Wenn über Deutschland und Europa einst die Fahne des wahren Friedens weht und gerecht verteilter Wohlstand herrscht, wird sich an deinem Hügel neigen die deutsche Nation.“

Eine Hoffnung, die sich erst nach einem weiteren Weltkrieg mit 55 Millionen Toten erfüllen wird. □

Persönlich hat Heinrich Jaenecke, Jahrgang 1928, seinen Großvater Friedrich Ebert nicht kennen gelernt. Im Hintergrund aber war der Staatsmann in der Familie immer präsent – als eine tragische Figur. In seinem jüngsten Buch, „Der blinde Adler“ (Eliert & Richter Verlag) spürt Jaenecke den Bruchstellen der deutschen Geschichte nach.



An diesem Ort baden Sie im reinen Glück: das **Baltikum**.

Katja Rasche

In dieser Ausgabe

Städtebummel

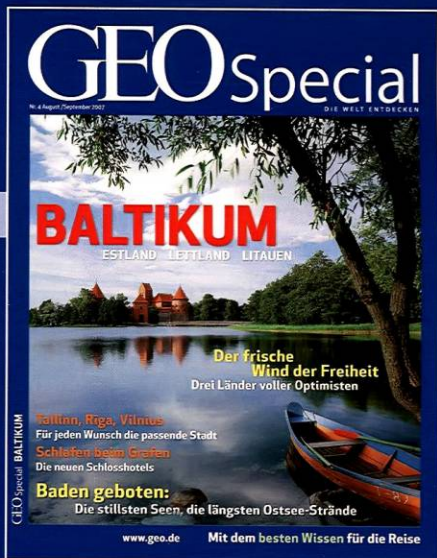
Die Reize von Tallinn, Riga und Vilnius.

Schlosshotels

Doppelzimmer mit Frühstück und Thron.

Bernstein

Verborgener Schatz in der Brandung.



Das Ende der Schönheit

1920 eröffnet in Berlin die »Erste Internationale Dadamesse«. Durch den Krieg desillusioniert, verhöhnen ihre Organisatoren Militär und Bürgertum und die sich erhabend gebende Kunst gleich mit

VON KIA VAHLAND

Sie sind dunkel und ein wenig verwinkelt, die Räume in der Kunstgalerie am Berliner Lützow-Ufer, in denen am 30. Juni 1920 die »Erste Internationale Dadamesse« eröffnet wird. An den Wänden hängen Fotomontagen, Gemälde mit aufgeklebten Nägeln, Collagen aus Zeitungsschnipseln sowie Spruchtafeln mit Sätzen wie »Nieder die Kunst!« und »Dada steht auf Seiten des revolutionären Proletariats«.

Unter der Decke schwebt eine schweinsköpfige Skulptur in Offiziersuniform. Titel: »Preußischer Erzengel«. Auf einem Podest reckt sich eine einbeinige, armlose Schneiderpuppe und führt ihre Orden vor – rostige Besteckteile. Anstelle des Hauptes trägt sie eine Glühbirne zum An- und Ausknipsen. Die Künstler vom »Club Dada« reihen sich vor diesem Kriegskrüppel auf. Sie schweigen und falten die Hände zum Gebet, als stünden sie in der Kirche vor dem Gekreuzigten.

Die Dadaisten wollen eine Totenmesse zelebrieren. Einen Abgesang auf das militaristische Deutschland, dessen Soldaten nun Beinprothesen tragen. Ein Requiem für die Toten in den Massengräbern. Ihre liebste Leiche aber ist: die schöne Kunst.

Denn wie ließe sich inmitten der Trümmer der alten Zeit noch eine ideale Welt auf Leinwand bannen? Der Krieg hat die lieblichen Landschaften der Freiluftmaler verbrannt, hat aus unbeschwerten Aktmodellen Witwen und Prostituierte gemacht, hat die ehrbaren Porträts der Staatsmänner dem Gespött freigegeben. Die jungen Künstler sehen in ihrem Beruf keinen

Sinn mehr. Deshalb nennen sie ihre Arbeit »Dada« – ein Begriff, der in allen Sprachen der Welt gleichermaßen befremdlich ist.

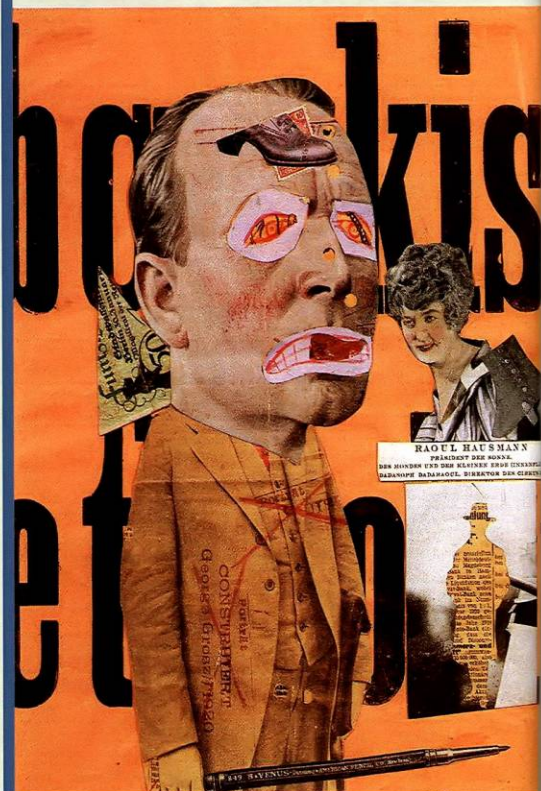
Den ersten Dada-Club haben vor dem Krieg geflohene Künstler und Literaten bereits 1916 in der neutralen Schweiz gegründet; bald gibt es ähnliche Gruppen in Deutschland, Frankreich und den USA. Als Weltrevolutionäre der Kunst fühlen sich die Mitglieder keiner Nation verpflichtet.

Nirgends aber ist Dada so politisch wie in Berlin. Hier finden sich schon vor 1918 junge Männer zusammen, die ihre Illusionen im Schützengraben, im Lazarett oder auch nur bei der Zeitungselektüre am Frühstückstisch verloren haben. Die nun umso lauter anschreien gegen den Nachhall der Kanonen.

So auch John Heartfield, Raoul Hausmann und George Grosz, die drei Veranstalter der »Ersten Internationalen Dadamesse«: Sie präsentieren sich auf Selbstporträts mit wütenden Blicken, brüllenden Mündern, die Hände als Mikrokron geformt, dazu Parolen wie: »Sperrn Sie endlich Ihren Kopf auf!«

Der 1891 geborene John Heartfield (eigentlich: Helmut Herzfelde) ist ein impulsiver kleiner Mann – wenn ihn ein Einfall packt, springt er vom Stuhl auf und stößt seine Worte laut heraus. Der gelernte Graphiker und Typograph hat schon 1916 oppositionelle Zeitschriften produziert. Dem »Einberufungsbefehl« entzog er sich mit einer simulierten Geisteskrankheit.

Zur Fotomontage hat ihn der zwei Jahre jüngere George Grosz gebracht. Beide haben aus Sympathie für die anglo-



Dada ist Antikunst ohne Normen: Mit Collagen aus Fotos oder Zeitungsschnipseln und lautmalischen Gedichten zertrümmert der einstige Expressionist Raoul Hausmann den bürgerlichen Kunstbegriff – so 1919 mit seinem »Kunstreporter«

amerikanische Kultur englische Künstlernamen gewählt.

Grosz gibt sich nicht so proletarisch wie sein Freund im Monteursanzug. Dandyhaft trägt er die neueste amerikanische Mode, Anzüge mit Schulterpolstern, schmale Goldbrille und eine Uhr an der Kette. Er raucht Havanna-Zigarren und trinkt seinen Sekt im Hotelrestaurant „Kempinski“ – als wolle er sich alles vom Leib halten, was wie der Krieg ist: dreckig, derb und aufdringlich.

1914 hatte sich Grosz freiwillig gemeldet und im Krieg „Grauen, Verstümmelung und Vernichtung“ erlebt. 1917 rettete er sich in eine Nervenheilanstalt.

Nach Kriegsende geht der Krieg für ihn weiter: Er zeichnet Soldaten ohne Nase, Rekruten als Skelette, Lazarettshelfer, die Menschenglieder entsorgen. „Meine Kunst sollte Gewehr sein und Säbel“, notiert er später, „die Zeichenfedern erklärte ich für leere Strohhalme, solange sie nicht am Kampf für die Freiheit teilnahmen.“

Auch Raoul Hausmann, der dritte Mann der Dadamesse, liebt starke Worte. Der

33-jährige Fotograf, Montagekünstler und Monokelträger versteht sich als „Empörernatur“. Hausmann verfasste im „Club Dada“ die bösesten Attacken auf den „schreibenden und malenden Spießer“, die „Schmalzstullenseele“ der Bildungsbürger, ihren unberrirren Glauben an das Schöngeistige in der deutschen Nation.

Anfangs hat Raoul Hausmann in der Redaktion der Expressionisten-Zeitschrift „Der Sturm“ gearbeitet. Deren Herausgeber veröffentlichte 1914 ein „Hohes Lied des Preußentums“, Kollegen wie der Maler Franz Marc zogen begeistert ins Feld und starben. Hausmann musste – wohl wegen eines Augenleidens – nicht an die Front.

Abgeschreckt von den politischen Irrtümern der „Sturm“-Kollegen und angeekelt von der früher von ihm so bewunderten Ölmalerei, experimentiert er nun mit Klebebildern aus Zeitungsschnipseln und anderen Fundstücken des Alltags. Die romantische Selbstbespiegelung der Expressionisten und ihre farbmächtige Lebensfreude sind für ihn nach 1918 nur

noch „eine von vornherein verdorbene Glibberspeise, von der man feierliches Bauchgrimmen“ bekommt.

Als die drei Dadaisten am Abend des 30. Juni 1920 in der Kunstmesse am Lützow-Ufer 13 den „gigantischen Weltenunsinn“ ausrufen, bleibt es jedoch erstaunlich ruhig. Bei ihren früheren Veranstaltungen haben Besucher gerollt, auf Hundepfeifen getrillert und sich mit Stinkbomben amüsiert, bis die Reichswehr eingriff. Die Kunst entfesselte nicht nur sich selbst, sondern auch ihr Publikum.

Inzwischen aber haben sich die Leute an die Dadaisten gewöhnt – oder sie plagen sich mit anderen Sorgen, wie der Publizist Kurt Tucholsky vermutet. Er schlendert durch den „ganz putzigen Kramladen“. Vor den Skizzen von George Grosz hält er inne: „Wenn Zeichnungen töten könnten: Das preußische Militär wäre sicherlich tot.“

Tatsächlich sind die Heeresbeamten die Einzigen, die sich provozieren lassen. Im Jahr darauf stehen die drei Dadaisten wegen Beleidigung vor Gericht. Und verleugnen ihre

revolutionären Absichten, gebärden sich als harmlose Spaßmacher. Sie kommen mit Geldstrafen davon.

Dies ist ihr letzter dadaistischer Auftritt. Der „Weltenunsinn“ hat sich ausgetobt. Hausmann wendet sich verstärkt verspielter Lautpoesie zu und kooperiert mit dem Hannoveraner Kurt Schwitters, den die politisch radikalen Berliner Künstler früher verachtet haben.

Heartfield wandelt die dadaistischen Fotomontagen zur politischen Plakatkunst, tritt der KPD bei und profitiert vom Illustrierten-Boom in den Zwanziger Jahren (Seite 76).

Grosz entwickelt gemeinsam mit den Malern Otto Dix und Christian Schad den prägenden Kunststil der Weimarer Republik: die „Neue Sachlichkeit“, die mit der Nüchternheit eines Polizeireporters die Kriegsfolgen beschreibt.

Die Neusachlichen malen realistisch, doch ihre Bildräume zerbersten zuweilen wie bei einem Bombeneinschlag. Die Generäle, Pfaffen und Schullehrer, die sie karikieren, können die alte Welt nicht mehr in Ordnung halten.

Es bleibt den Architekten überlassen, eine neue zu bauen. Die deutsche Bauhausbewegung bricht mit allem Überlieferten und erfindet eine Formsprache der Klarheit, die sich auf das absolut Notwendige besinnt (siehe Seite 74).

Sie ist so international wie alle großen künstlerischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts – seien es Abstraktion, Surrealismus oder Konzeptkunst.

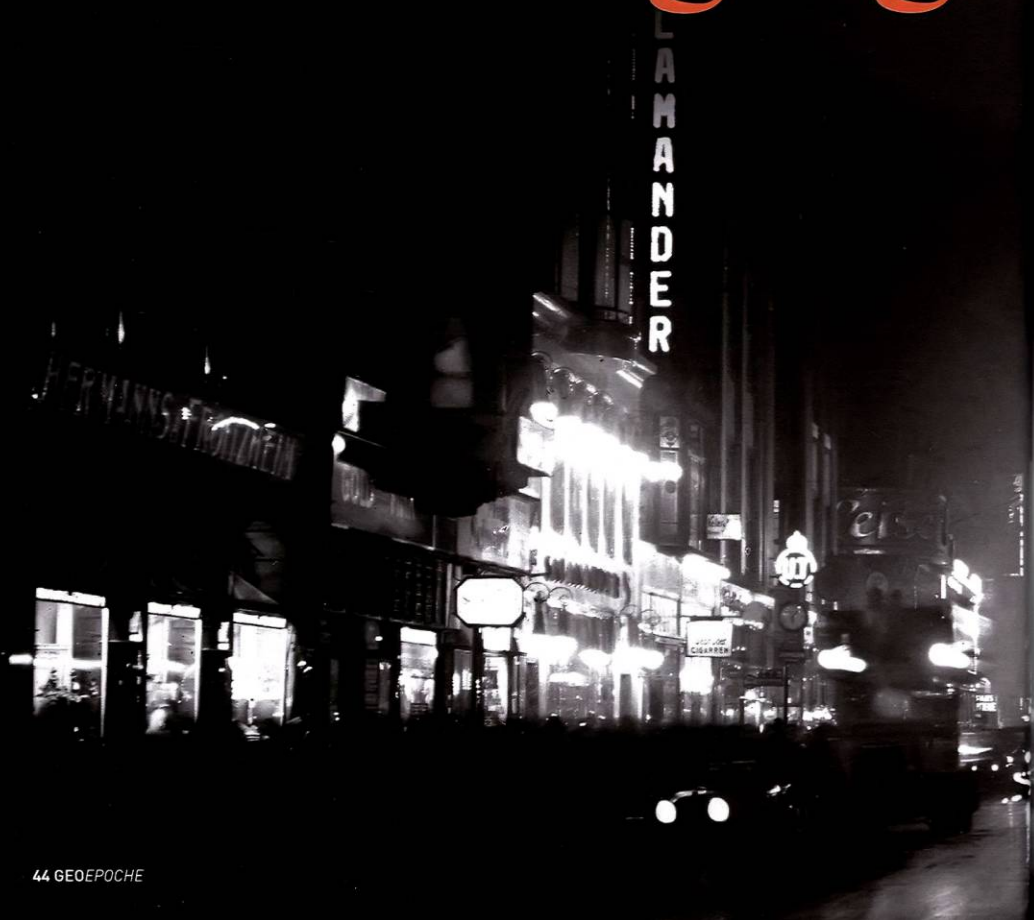
Dada war nur der Anfang. □

Die Journalistin und Kunsthistorikerin Kia Vahland, 37, lebt in Hamburg.



Die Dadamesse provoziert mit Werken wie dem »Preußischen Erzengel« – einer Offiziersfigur mit Schweinskopf. Wegen Beleidigung kommen die drei Organisatoren vor Gericht

Morgen früh ist Weltuntergang





Die Nächte sind lang in Berlin, seit die Menschen den Muff und die Prüderie der Kaiserzeit abgeschüttelt haben und die neue Freiheit genießen. Doch nun herrscht Inflation, die Mark verliert in rasendem Tempo an Wert, und niemand nimmt die junge Republik mehr ernst. In den zahllosen Bars und Tanzdielen, Kaschemmen und Kabaretts der Hauptstadt tanzt, trinkt und schnupft sich das Volk die Angst vor der Zukunft weg. Immer dabei im Durcheinander: die Nackttänzerin Anita Berber



Leuchtreklamen erhellen die Friedrichstraße, wo Barbesitzer besonders um ausländische Gäste werben – und um deren kostbare Devisen

Sie tanzen den Wahnsinn und die Syphilis, das Siechtum, den Selbstmord und das Sterben. Kalkweiß geschminkt, in Schleier gehüllt, sehen die Frauen, die da nachts die Bühne betreten, wie Abgesandte des Todes aus. Engel des Jüngsten Gerichts, die ihre Körper zu expressiver Musik drehen und die Zuschauer eine Vision ihres nahen Untergangs erblicken lassen.

Nur – die im Publikum haben ganz anderes im Sinn. Die feisten, fröhlichen Herren sind gekommen, sich zu amüsieren. Und um Fleisch zu sehen, denn unter ihren Schleiern sind die Mädchen nackt.

So geht das jeden Abend im Kabarett „Die Weiße Maus“. Anita Berber, als Tänzerin in ganz Europa berühmt, ist angetreten, ihre Idee von hoher Kunst zu präsentieren, und die Gäste schielen ihr und den anderen Mädchen zwischen die Beine.

An kleinen, weiß eingedeckten Tischen bringen Handlungsreisende gemeinsam mit den Huren aus der nahen Friedrichstraße ihr Spesenkonto durch, daneben sitzen Besucher aus der Provinz, die Masken über den Augen tragen, um an diesem Ort der Sünde nicht erkannt zu werden.

Auch die Gewaltigen der Berliner Unterwelt haben sich eingefunden – ihr dröhnendes Gelächter erdrückt die gedämpften Passagen der Musik. Boxkämpfer, Schauspieler, Zuhälter drängen sich auf den 98 ausverkauften Plätzen. Mädchen sind auf der Suche nach einem Kavaler.

Fast jeden Abend kommt es zu einem Tumult. Vor kurzem ist die Berber mitten in ihrer Darstellung zornentbrannt auf den Tisch eines Zwischenrufers gesprungen und hat tatsächlich im Stehen auf sein Geddeck uriniert.

Auch heute Nacht schwant dem Kabarettchef Peter Sachse Unheil.

Nach und nach schraubt sich das Stimmengewirr empor zu einem Inferno aus Geschrei, Gezeter und Gelächter. Der Saal tobt. „Die Berber ist schon eine Top-Sau“, hört Sachse jemanden zischen.

Auf jeden ordinären Zuruf antwortet die Tänzerin mit einer noch übleren Beschimpfung, während sie sich weiter hin und her dreht.

Plötzlich springt sie in rasender Wut von der Rampe, fegt Tische und Stühle zur Seite und schlägt einem entegeisterten, glatzköpfigen Herrn eine Sektflasche über den Schädel. Die Mädchen auf der Bühne feuern sie enthusiastisch an.

Da hat Sachse endgültig genug. In dieser Nacht im Herbst 1923 entlässt er Anita Berber fristlos.

Die „Weiße Maus“, 1919 eröffnet, ist eines der unzähligen Kabarets

und Nachtlokale in der Berliner Friedrichstadt, allein hier an der Jägerstraße gibt es fast 15 verschiedene Etablissements. Gleich schräg gegenüber liegt der „Schwarze Kater“, der vor dem Krieg noch „Chat Noir“ hieß und dann in einer Aufwallung von Patriotismus eilig umbenannt wurde.

Anita Berber hat in ganz Berlin getanzt, im berühmten „Wintergarten“, in der „Rakete“, im „Toppkeller“ und auf der Bühne des „Nelson-Theaters“. Mal züchtig bedeckt, dann wieder fast völlig unbekleidet. Nackttanz ist die große Mode im Berlin der Inflationsjahre.

Nach der Prüderie der Kaiserzeit, gebeutelt vom verlorenen Krieg und den hohen Reparationsforderungen der Sieger, suchen die Deutschen



Artisten wie der Entfesselungskünstler Houdini und der Wunderjongleur Rastelli begründen bereits um 1900 den Weltruhm des »Wintergartens«. Hier tritt 1919 auch Anita Berber als »Stern des Abends« auf



Das Publikum schätzt Sensationen, Skurrilitäten – und Sex. Wer auf die Bühne will, muss die Varietésbesitzer aber erst einmal überzeugen. So wie diese Schlangendame, die auf einer Schaustellerbörse ihre Kunst vorführt



ein Ventil für den Druck auf ihren Seelen, und sie finden es in den Bars und Dielen, den Kaschemmen und Kabaretts der Hauptstadt.

Die Republik nimmt schon lange keiner mehr für voll. So wie die Mark in rasendem Tempo an Wert verliert, verfallen auch die Sitten.

Und Anita Berber lebt in ihrem Tanz, in ihrem ganzen Dasein den verunsicherten Bürgern genau dies vor: dass Geld und Sparsbücher nicht mehr zählen, dass das Morgen nichts bedeutet, nur das Heute, und dass man sich nehmen muss, was die Welt zu bieten hat, ehe der drohende Abgrund alles auf ewig verschlingt.

ZURZEIT IST SIE IM „Adlon“ abgestiegen, dem elegantesten Hotel Berlins. Den Gästen bietet sich jedes Mal ein schaurig beeindruckendes Bild, wenn die 24 Jahre alte Tänzerin abends aus ihrer Suite die Freitreppe hinab zum Speisesaal schreitet: das Gesicht leichenblass

geschminkt, die Brauen ausgezupft, die Lippen ein blutroter Strich.

Auch ihr Haar ist rot gefärbt, und das Licht der Kronleuchter bricht sich blitzend in ihrem Monokel. Manchmal trägt sie Smoking wie ein Mann, dann wieder einen Zobelpelz, in dessen Ausschnitt sich ein dresiertes Äffchen klammert.

Würde man es wagen, näher an sie heranzutreten, könnte man vielleicht ihre geröteten Nasenflügel erkennen, entzündet vom vielen Kokain, das sie schnupft, wenn sie es nicht vor allen Leuten im Café in den Oberschenkel injiziert.

Vor jedem Auftritt trinkt sie eine Flasche Cognac, und ihr Frühstück, so raunt man, bestehe aus in Äther und in Chloroform getränkten Rosenblättern.

Heißt nicht ihr bekanntester Tanz „Morphium“? Normalerweise linder-

re Morphinum den Schmerz, hat ein konservativer Kritiker Anfang des Jahres bissig geschrieben – „dieser Tanz ruft ihn hervor“. Aber die Leute lieben die schwüle Tangomelodie, zu der sich ganz Berlin in den Salons im Kreise dreht.

Seit die Mark nichts mehr wert ist, fallen Ausländer in die Stadt ein. Nicht nur die Wohlhabenden, auch holländische Arbeitergesangsvereine, schwedische Lehrerkreise und tschechische Handwerkerverbände.

Mit der Ankunft im Bahnhof verwandelt sich jedermann in einen Multimillionär, erzählt man sich jenseits der Grenzen. Während die Deutschen auf den Café-Terrassen Kuchen aus gefrorenen Kartoffeln essen und als Zigarren nikotingetränkte Kohlblätter paffen, lebt wie

ein König, wer ein paar Dollar, Pfund oder Kronen in der Tasche hat.

4,2 Billionen Mark ist ein US-Dollar wert in diesem Herbst, auf dem Höhepunkt der Inflation.

Und Berlin hat dem, der Devisen besitzt, viel zu bieten. Seit der Gebietserweiterung 1920 ist die deutsche Hauptstadt mit 3,8 Millionen Einwohnern die drittgrößte Metropole der Welt. Wer in Deutschland etwas werden will, ob als Schriftsteller, Musiker oder Schauspieler, kommt nach Berlin.

Die Stadt schmeckt nach Zukunft, und dafür nimmt man die Hektik, den Lärm und den Dreck auf sich. Vor allem gilt Berlin als Inbegriff des Lasters und der Dekadenz.

Wohin also sollen die Gäste des „Adlon“ nach ihrem Diner aufbrechen? Für die Bars an der Friedrichstraße ist es noch zu früh, aber vielleicht weiter den Boulevard Un-

ter den Linden entlang zur Staatsoper bummeln, wo der junge Erich Kleiber dirigiert?

Oder sie wenden sich zum Potsdamer Platz mit seinen Leuchtreklamen und dem Verkehrsgewimmel, wo sich Bars und Weinstuben, Cafés und Mokkaerien mit abgetrennten Knutschlozen aneinanderreihen: das „Josty“, das „Kaffee Vaterland“ und das „Weinhaus Rheingold“, dessen Wände mit Muscheln und Onyx verkleidet sind.

Wem der Sinn nach Spektakel steht, der kann mit einem Taxi die Potsdamer Straße hinunterfahren, bis zu einer Halle, an deren Umzäunung in leuchtenden Lettern „Sportpalast“ zu lesen steht. Im Inneren riecht es nach Bier und Bockwurst, Schweiß und Zigarettenqualm.





Fast ganz entblößt präsentieren die Girls der »Haller-Revue« ihre Figur »Quadriga« im Admiralspalast an der Friedrichstraße. Kritiker urteilen, die Nacktheit der Tänzerinnen sei »künstlerisch einwandfrei«. Ein paar Straßenecken weiter erwartet die Kaffeehausgäste der mondänen »Imperator-Diele« ein prachtvolles Interieur mit schweren Sesseln und Wandmalereien

15000 Augenpaare richten sich dort bei den großen Veranstaltungen auf den Boxring in der Mitte, wo dann der „blonde Hans“ oder der „schreckliche Türke“ ihre Gegner mit Haken und Geraden traktieren. Seit Kriegsende ist Berlin vom Boxfieber gepackt, viele Kämpfer haben den Sport als englische Kriegsgefangene für sich entdeckt.

NUR BEIM SECHSTAGERENNEN ist noch mehr los, wenn sich insgesamt 26 Radfahrer in Zweierschichten 144 Stunden lang im Kreis herumjagen.

Dann schlürfen die Reichen und Berühmten in den Logen Sekt – auch Anita Berber zeigt sich hier oft mit einer Traube von Verehrern –, während auf den billigen Plätzen, dem „Heuboden“, die Arbeiter mit Bullen und einer Molle in der Hand gedrängt nebeneinanderstehen.

Der Stimmungsmacher Reinhold Franz Habisch, den die Berliner nur „Krücke“ nennen, seit er 1905 unter

die Elektrische geraten ist, pfeift dazu lautstark den „Sportpalastwalzer“.

Ein Stöhnen geht durch die Menge, wenn ein Radler stürzt und sich die hinter ihm Fahrenden in einem Knäuel übereinandertürmen. Und am Ende des Rennens, notiert der Reporter Egon Erwin Kisch, „wendet man die Aufmerksamkeit nicht mehr auf die Kurve, sondern auf die Nachbarin, die auch eine bildet“.

Vom „Adlon“ kann sich der Vergnügungssuchende auch nach Charlottenburg wenden, wo es Kabarett gibt, die neben Tanz und nacktem Fleisch Anspruchsvolleres bieten.

In der „Wilden Bühne“ von Trude Hesterberg ist im Jahr zuvor ein junger Autor namens Bertolt Brecht aufgetreten und ausgebuht worden, als er seine pazifistische „Legende vom toten Soldaten“ vortrug. „Das

war eine Blamage“, hat der Schriftsteller Walter Mehring danach zum Publikum gesagt. „Aber nicht für den Dichter, sondern für Sie.“

Seinem Namen gerecht wird das Lokal immer dann, wenn der Dichter Joachim Ringelnatz auf der Rampe steht und im Suff krakeelend das Mobiliar zerlegt.

Und dann gibt es noch das „Größenwahn“ am Kurfürstendamm: Dort hat eine unbekannte Schauspielerin ein paar Lieder zum Besten gegeben – an Max Reinhardts Theaterschule wollte man sie nicht nehmen, aber Beine hat die Frau! Ihr Künstlername ist Marlene Dietrich.

Rund um die Gedächtniskirche stehen auch die großen Kinosäle, in denen nun düstere, expressionistische Stummfilme laufen, die in ihrer alpträumhaften Handlung das Gefühl der Ausweglosigkeit in Bilder fassen, das die Menschen in der Inflation befallen hat.

„Das Cabinet des Dr. Caligari“ und der Vampirfilm „Nosferatu“ sind im „Marmorhaus“ am Ku’damm uraufgeführt worden, der „Ufa-Palast“ am Zoo zeigte als erster Fritz Langs „Dr. Mabuse, der Spieler“.

Darin hatte Anita Berber einen kleinen Part als Tänzerin – eine Hauptrolle war wohl nicht mehr drin, nachdem Lang von ihrer notorischen Unpünktlichkeit und den Drogenexzessen gehört hatte.

Bekannter beim Publikum ist sie ohnehin mit den Werken des Regisseurs Richard Oswald geworden, der ein paar Minuten entfernt in der Kantstraße ein Kino betreibt.

Oswald dreht vermeintlich aufklärerische Sexfilme mit Titeln wie „Die Prostitution“ und „Das Tagebuch einer Verlorenen“, die ihm regelmäßig Ärger mit den Behörden eintragen. In „Anders als die Anderen“ beschreibt er das Schicksal eines Homosexuellen, der Selbst-



In den Clubs und Bars treten Transvestiten-Bands auf. 90 bis 100 Homosexuellenlokale gibt es in der Stadt. Auch Anita Berber, die zuweilen am Prachtboulevard Unter den Linden mit dem berühmten »Café Kranzler« (großes Foto) logiert, ist dort oft anzutreffen – mal maskulin im Smoking, mal ganz Weib im Abendkleid



mord begeht, um einem Prozess zu entkommen.

Ein heikles Thema – aber auch in Sachen Gleichgeschlechtlichkeit gilt Berlin als toleranteste Metropole des Kontinents, 100 000 Schwule leben in der Stadt, so schätzt 1922 die Polizei, die 25 000 Stricherjungen nicht mitgerechnet.

Die Transvestiten treffen sich im rötlichen Ampellicht der Bar „Mikado“ an der Puttkamerstraße, und es kommt nicht selten vor, dass ein Besucher aus der Provinz die Damen mit den Gummibussen und den schlanken Beinen für etwas anderes hält, als sie tatsächlich sind.

90 bis 100 Lokale für Homosexuelle gibt es in Berlin, die meisten davon rund um die Bülowstraße. Hier liegt auch der „Toppkeller“, versteckt hinter drei Haustoren und einem unbeleuchteten Hof. Maskuline Frauen in Anzug, die Haare zum Bubikopf geschnitten, tanzen hier zur Musik

einer vierköpfigen Blaskapelle, daneben Dominas, neugierige Künstler und Schauspielerinnen.

Die lesbische Chansonnette Claire Waldoff mit ihrem kurz geschnittenen Haar und der kratzbürstigen Stimme gehört ebenso zu den Stammgästen wie die Nackttänzerinnen Celly de Rheydt und Anita Berber, die mal Männer, mal Frauen liebt.

Hin und wieder verirren sich brave Bürger in das Gewölbe, angezogen vom Kitzel des Verbotenen. Und Huren erholen sich hier von der Arbeit auf der Straße.

WER AUF DER SUCHE nach Prostituierten ist, findet in Berlin reiche Auswahl: Am Wittenbergplatz stehen die Dominas, deren rote oder giftgrüne Lacklederstiefel wie Signalflaggen funktionieren – an der Farbe erkennt der kundige Masochist, welche sexuelle Spezialität ihre Trägerin anzubieten hat.

„Magste Sklave sein?“, flüstern sie den Passanten im Licht der Stra-

ßenlaternen zu und lassen ihre Reitgerte durch die Luft sausen. „Kostet dich nur sechs Billionen und eine Zigarette.“

Die Münzstraße im Scheunenviertel wiederum ist berühmt für die „Münzis“, schwangere Huren, und an der Oranienburger Straße bieten Prostituierte mit Entstellungen – fehlenden Gliedmaßen, Buckeln, säurevernarbten Gesichtern – ihre zerschundenen Körper an.

Die kessen Taunzien-Girls, gekleidet wie Backfische, sind bekannt für ihre freche Berliner Schnauze, und vor den Stundenhotels an der Chausseestraße und der oberen Friedrichstraße warten frierende minderjährige Mädchen in abgeschabten Mänteln auf Pädophile.

Oben in der Friedrichstadt sind die Straßen auch weit nach Mitternacht noch voller Menschen: Hausierer, Taschendiebe, Bettler mischen sich unter die Nachtschwärmer.

Drogenhändler mit hochgeschlagenem Mantelkragen verkaufen in Toreingängen Kokain – oft gestreckt mit Kartoffelmehl oder Kalk – sowie flüssiges Morphin in Ampullen und braune Opiumkugeln.

Ausrufer mit Handzetteln machen Reklame für die Nachtlöcher in den Seitenstraßen („Garantiert nackte Frauen! Nackt bis auf die Haut!“), und auf den Bürgersteigen kauern die Kriegskrüppel rücken ihre künstlichen Gliedmaßen ins Laternenlicht, um so Mitleid zu erwecken.

Vielleicht kann man irgendwo auch Anita Berbers guten Bekannten Dr. Heinrich Klapper mit seiner Medizintasche um die Ecke biegen sehen. Die Huren nennen ihn „Klapperstorch“, weil er sich um ihre Abtreibungen kümmert.

In der glasüberdachten Lindenpassage, einem Standort der geschminkten Stricherjungen mit ihren künstlichen Taillen, werden porno-



tafeln, auf denen der letzte Stand der Inflationsrate angegeben ist.

Die Wirtschaftskrise hat viele Sekretärinnen, Stenotypisten und Verkäuferinnen in die Geleichenheitsprostitution getrieben: „Kunstseidene“ nennen die Berliner diese Amateurhuren, die den rund 10 000 amtlich registrierten „Kontrollmädchen“ Konkurrenz machen.

Manche Schlepper entführen ausländische Touristen von der Straße weg in gutbürgerliche Stuben mit Grammophonmusik, wo Kriegswitwen sich selbst oder ihre Töchter zum Kauf anbieten müssen.

Und nicht wenigen der Engländer, Franzosen und Amerikaner erscheint das nur gerecht: Hier und jetzt bezahlt Deutschland die Zeche für den grauenhaften Krieg.

In den mehr als 300 Bordellen und Stundenhotels allein rund um den Alexanderplatz findet sich die unterste Kategorie des Rotlichtmilieus: dreckige Absteigen, in denen tagelang die Laken nicht gewechselt werden.

Hier, in direkter Nachbarschaft zum Polizeipräsidium, verkehrt auch die Unterwelt der Stadt.

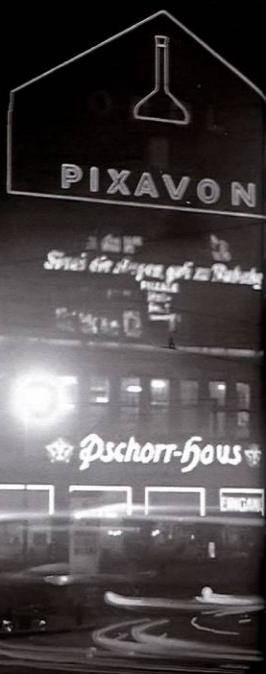
Berlins Sperrstunde beginnt um drei Uhr nachts, wer danach noch einen letzten Cognac trinken will, kann es in den Kaschemmen der Ringvereine tun.

„Immertreu“, „Felsenfest“ oder „Glaube, Liebe, Hoffnung“ nennen sich diese Organisationen, die angeblich die Rehabilitation ehemaliger Krimineller zum Ziel haben, in Wahrheit aber Drogenhandel, Schmuggel und Prostitution kontrollieren.

Gastwirte zahlen Schutzgelder, und die Polizei sieht nicht so genau hin. Sollte es eines der Ringmitglieder doch vor Gericht verschlagen, bezahlt die Bruderschaft den Anwalt und bei Bedarf auch die nötigen Entlastungszeugen.

Die anderen Zentren der Kriminalität liegen im Osten und Norden: am Schlesischen Bahnhof in Friedrichshain, dessen Name in den vergangenen zwei Jahren im Zusammenhang mit dem Fall Carl Wilhelm Großmann durch die Zeitungen geisterte: Der gelernte Fleischer soll mindestens 20 Mädchen am Bahnhof aufgegabelt, getötet und anschließend zu Wurst und Dosenfleisch verarbeitet haben.

Nahe des Stettiner Bahnhofs, an der Borsigstraße 29, betreibt der



Drogen sind in der Friedrichstadt unweit des Potsdamer Platzes an fast jeder Ecke zu kaufen: Kokain, Morphin, Opium – flüssig, gepresst oder pulverisiert. Sie sind das Treibmittel der Experimentierlust jener Tage, und selbst Tänze werden ihnen gewidmet





„Hunde-Gustav“ sein Lokal, das in den frühen Morgenstunden bei Gagnen, Zuhältern und neugierigen Bürgern gleichermaßen beliebt ist. Zu den Stammgästen gehören „Apachen-Erich“, „Mundfäule-Walter“ und der „Lange Leo“.

Auch die Polizei kommt gern vorbei: zu einer gelegentlichen Razzia oder privat nach Dienstschluss. Der Besitzer verdankt den Namen seinem früheren Beruf – Hundefänger – und dem Gerücht, dass er nur Hundefleisch zu sich nehme.

Wer morgens gegen sechs aus dem verqualmten, düsteren Gewölbe ins Licht der aufgehenden Sonne stolpert, muss sich fühlen, als hätte ihn ein Bus überfahren. Die Unglücklichen, auf die das Büro wartet, schleppen sich zum „Café Viktoria“ Unter den Linden, wo in den Toiletten warmes Wasser aus den Hähnen fließt und man sich rasieren und waschen kann. Die anderen schlafen daheim ihren Rausch aus.

IN DIESEM HERBST 1923 ahnt noch niemand, dass sich Berlin sehr bald verändern wird: Die neue Währung vom 15. November stellt allmählich

die alte Ordnung wieder her, das exzessive Nachtleben geht zu Ende.

Viele der Kabarets in der Jägerstraße müssen schließen, die Berliner strömen stattdessen in die verschwenderisch ausgestatteten Erik-Charell-Revuen mit ihren Reihen roboterhaft strahlender Tänzerinnen. Die „Neue Sachlichkeit“ verdrängt den rauschhaften Expressionismus.

Und Anita Berbers dunkle, selbstzerstörerische Aura wird abgelöst von einem anderen Schönheitsideal: dem sportlichen Girl der Goldenen Zwanziger, mit Bubikopf und Tennisschläger.

Es sind nur noch ein paar Jahre, die der Hohepriesterin der Inflationszeit bleiben: Nacht für Nacht kann man Anita Berber jetzt am Tresen der Transvestitenbar „Eldorado“ stehen sehen, trinkend und koksend, das fast vergessene Relikt einer Zeit, an die keiner mehr erinnert werden möchte.

Während einer letzten Tournee durch den Nahen Osten bricht sie auf der Bühne eines Nachtclubs in Beirut zusammen. Diagnose: galoppierende Lungenschwindsucht. Die monatelange, quälende Heimreise nach Berlin wird nur durch Spenden befreundeter Künstler möglich.

Am 10. November 1928 stirbt Anita Berber, mit 29 Jahren. Als ihr von Drogen ausgemergelter Körper in die schwarze Erde des Neuköllner Friedhofs hinabgelassen wird, versammeln sich an der Grube Transvestiten und Huren, Barmixer, Strichjungen und Hermaphroditen.

Den Tod vor Augen hatte sie sich noch kurz vor ihrem Ende mit den Worten „Der Kerl soll mich schön haben“ die Lippen geschminkt. □

Für den Berliner Journalisten Johannes Strempele, 35, ist diese Reportage das GEOEPOCHE-Debüt.

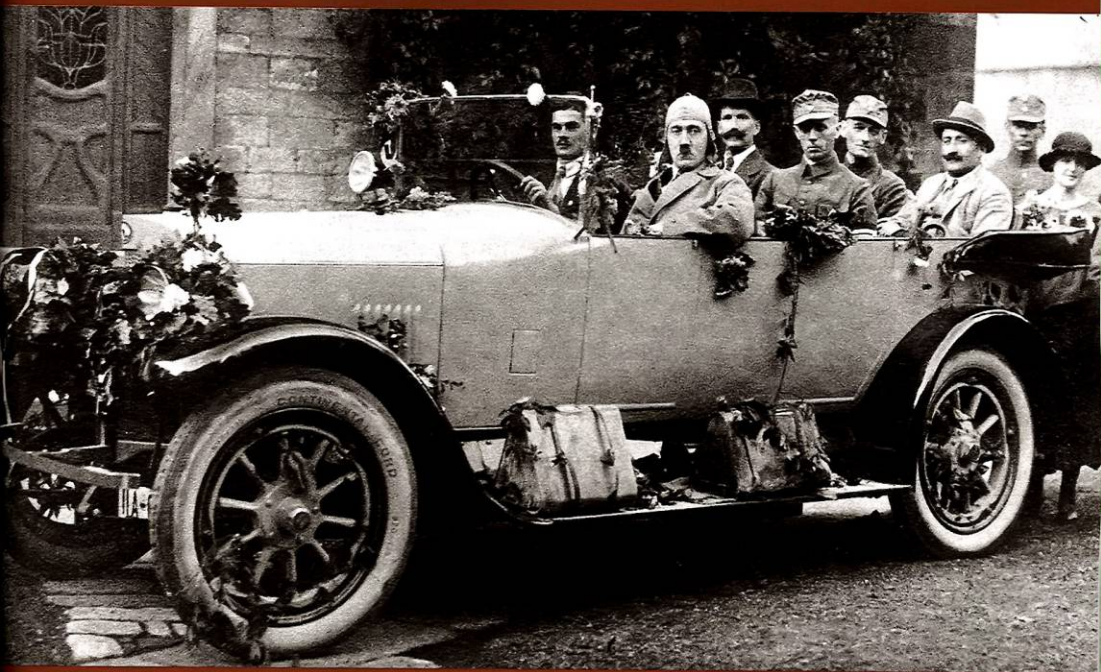
Bayern ist 1923 ein Bollwerk der Todfeinde Weimars.

Die Machthaber schützen Monarchisten, Antisemiten, Söldnerführer. Deren erfolgreichster Demagoge ist der Führer der rechtsradikalen NSDAP: Adolf Hitler. Am 8. November putscht er mit 3000

Bewaffneten gegen die Staatsmacht in München und in Berlin. Keine 24 Stunden später endet der Aufstand im Feuer der Polizei. Doch das Fiasko macht Hitler im ganzen Reich bekannt – und ist sein erster Schritt auf dem Weg zur Macht



München unterm



Im übrigen Reich ist die NSDAP eine Splitterpartei, in Bayern aber folgen Hitler – hier beim »Deutschen Tag« in Hof 1923 – Zehntausende Anhänger

HAKENKREUZ

München, Donnerstag, 8. November 1923, gegen 11.00 Uhr in der Redaktion des „Völkischen Beobachters“. Adolf Hitler stürmt in das Büro des Chefredakteurs in der Schellingstraße 39: das Gesicht noch fahler als gewöhnlich, denn Kopf- und Zahnschmerzen plagten ihn, der schwächliche Körper umhüllt von einem zerknitterten Trenchoat, in der Faust, wie meist, eine Reitpeitsche aus Rhinozerosleder.

„Der Moment zum Handeln ist gekommen!“, ruft Hitler den erschrocken aufspringenden NSDAP-Funktionären zu. „Was das heißt, wissen Sie selbst. Doch darüber zu keiner lebenden Seele ein Sterbenswort! Heute Abend schlagen wir im „Bürgerbräukeller“ los!“

Die Männer im Raum sind erst verwirrt, dann euphorisch: die Machtergreifung! Alle sind Mitglieder der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei, sie eint der bedingungslose Gehorsam gegenüber ihrem 34 Jahre alten „Führer“ und der Glaube daran, dass man die verhasste Demokratie in Deutschland zerstören und eine autoritäre Regierung installieren müsse.

Aber so eilig?

Bis zu dieser Minute wusste niemand vom Umsturzplan. Wie auch? Hitler selbst – misstrauisch, schroff in Gesellschaft – hat sich erst Stunden zuvor mit ein paar wenigen Mitverschwörern zum Putsch entschlossen.

Jetzt redet er, rasch, fanatisch, fast pausenlos; skizziert einen Plan, wie er erst die Landesregierung in Bayern, dann die des Reiches in Berlin stürzen will. Um 20.30 Uhr soll es losgehen. Anschließend brüllt er Befehle.

Es ist ein grauer, nasskalter Tag. Die meisten Parteimitglieder arbeiten in der Stadt und ahnen noch nicht, dass sie in wenigen Stunden putschen sollen. Also setzen sich einige Redakteure an die Telefone und versuchen jene Genossen zu erreichen, die schon über Telefone verfügen. Andere gehen zu Fuß als Boten los oder nehmen die Straßenbahn.

Gegen 12.00 Uhr eilt einer der wenigen eingeweihten Gefolgsmänner Hitlers in den Raum: Hermann Göring. Der ehemalige Hauptmann der Jagdflieger – fleischig, dröhnend, vier Jahre jünger als sein „Führer“ – kommandiert die Schlägertruppe der Partei. Seinen massigen Körper hat er in einen Regenmantel aus Gummi gezwängt, unter dem Doppelkinn glitzert der „Pour le Mérite“, der höchste Kriegsorden des untergegangenen Kaiserreiches, auf dem wuchtigen Kopf trägt er einen Stahlhelm mit einem aufgepinselten Hakenkreuz. Er ist jovial und brutal zugleich – und von Hitler für den wichtigsten Kommando-streich an diesem Abend ausersehen.

Auch Göring brüllt Befehle, so an den Anführer des 1500 Mann starken Münchner Regiments der SA, der in grauen Uniformen aufmarschierenden Paramilitärs der NSDAP. Und an den Kommandeur des „Stoßtrupps Hitler“, der mit Totenkopfmützen geschmückten Eliteeinheit der Partei (aus der 1925 die SS hervorgehen wird).

So beginnen jene gut 24 Stunden, in denen Adolf Hitler und seine Anhänger zum ersten Angriff auf die Weimarer Republik antreten und in denen sie vorübergehend tatsächlich Macht in Händen halten.

24 Stunden, in denen die Nationalsozialisten bedenkenlos Versprechen geben und wieder brechen, in denen sie rauben und plündern, in denen sie Juden und Sozialdemokraten als Geiseln nehmen und misshandeln, in denen sie rücksichtslos Menschenleben riskieren – und auch opfern.

24 Stunden, in denen Hitler ein Fiasco erleidet und dies doch zu einem finsternen Triumph nutzt. 24 Stunden, an deren Ende eine Gewehrkegel steht, die wäre sie nur ein paar Zentimeter weiter links über Münchens Residenz-

straße geflogen, die Weltgeschichte dramatisch verändert hätte.

IM HERBST 1923 ist Adolf Hitler ein Mann in abgetragenen Anzügen ohne Ausbildung und Beruf, der als Untermieter in einem schäbigen Zimmer in der Thierschstraße 41 haust. Und dass Tausende Menschen gerade einer solchen jämmerlichen Gestalt den Griff zur Macht zutrauen, zeigt vielleicht besser als alles andere, wie groß das politische Elend der Weimarer Republik ist.

Denn auch fünf Jahre nach ihrer blutigen, revolutionären Gründung ist in der ersten deutschen Demokratie nur eines dauerhaft: die Krise.



Im Januar 1923 haben französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet besetzt, um ihnen zustehende Reparationszahlungen zu erzwingen. Zudem unterstützt Paris Separatisten, die von einem unabhängigen Rheinstaat träumen.

In Sachsen und Thüringen beteiligen sich Kommunisten an den Landesregierungen, die für einen Aufstand und die Errichtung einer Räterepublik agitieren.

Die häufig wechselnden Kabinette in Berlin – zurzeit amtiert der Liberale Gustav Stresemann als Kanzler – erscheinen hilflos. Das Reich bekämpft die Ruhrbesetzung mit einer Strategie des ökonomischen Selbstmordes: Um den passiven Widerstand zu finanzieren,



1919 tritt Hitler der Deutschen Arbeiter-Partei bei, der Vorgängerorganisation der NSDAP. Seine Anfang 1920 ausgestellte Karte weist ihn als Mitglied Nummer 555 aus. Dank seiner Begabung als Redner wirbt er Tausende neue Anhänger. 1923 beobachtet er als deren »Führer« in Nürnberg den Aufmarsch nationaler Kampfbünde

arbeiten die Notenpressen pausenlos, es kommt zu einer beispiellosen Inflation (siehe Seite 88).

Nicht einmal auf Armee und Polizei ist Verlass. Beim Kapp-Putsch rechts-extremer „Freikorps“, gebildet von früheren Soldaten, hatte sich der Befehlshaber der Reichswehr im März 1920 geweigert, auf die einstigen Kameraden schießen zu lassen. Nur weil die Verwaltungsbeamten die Zusammenarbeit verweigerten und Gewerkschaften einen Generalstreik ausriefen, scheiterte der Umsturzversuch (siehe Seite 24).

Nun, im November 1923, kommandiert ebenjener General, der 1920 seine Regierung im Stich gelassen hat, noch immer die Reichswehr. Kanzler Stresemann wagt es nicht, die Macht des Offiziers anzutasten.

Und Bayern?

Das nach Preußen zweitgrößte Land des Deutschen Reiches ist niemals wirklich demokratisch gewesen, ist rechts-extrem und rebellisch, ist ein Raum, in dem die Verfassung nichts gilt.

Dabei hatte hier die Revolution 36 Stunden früher begonnen als in Berlin. Bereits am 7. November 1918 hatten Arbeiter auf der Theresienwiese für den

Frieden demonstriert und waren in die Münchner Innenstadt gezogen.

Der König von Bayern und seine Regierung waren daraufhin geflohen. Die Demonstranten, angeführt von dem politisch wenig erfahrenen Schriftsteller Kurt Eisner, hatten – selbst überrascht von der Macht, die ihnen plötzlich zugefallen war – einen sozialistischen „Freistaat“ ausgerufen.

Doch schon dreieinhalb Monate später, am 21. Februar 1919, wurde Eisner von einem monarchistisch gesonnenen Leutnant auf der Straße erschossen. Darauf folgten offene Kämpfe zwischen einer für die Münchner Räterepublik eintretenden „Roten Armee“ und rasch aufgestellten antimarxistischen, oft antisemitischen Truppen unter dem Kommando ehemaliger Frontoffiziere.

Nach mehreren Wochen und Hunderten Toten hatten die Rechtsextremen gesiegt. Seither hatten sich in Bayern mehrere gewählte Regierungen abgelöst. Im September 1923 schließlich ernannte Ministerpräsident Eugen von Knilling einen „Generalstaatskommissar“ – eine Art Diktator, der fortan zusammen mit dem Landespolizeichef und dem Oberkommandierenden der in Bayern statio-

nierten Reichswehreinheiten ein Triumvirat bildete: eine Drei-Mann-Junta ohne Kontrolle durch das Parlament.

Generalstaatskommissar ist Gustav Ritter von Kahr, ein kleinwüchsiger, pedantischer Verwaltungsfachmann. Ihm zur Seite stehen zwei adelige Berufs-offiziere: Hans Ritter von Seißer als Chef der kasernierten, militärähnlich geführten Bayerischen Landespolizei, und General Otto von Lossow als Oberkommandierender der 7. Division der Reichswehr.

Die drei Männer sind Monarchisten, und sie denken gar nicht daran, irgend-einer Anweisung Stresemanns zu folgen.

Selbst Lossow, der als Armeeoffizier besonders strenger Disziplin untersteht, verweigert alle Befehle, die ihm aus Berlin zugestellt werden. Kahr spricht sogar davon, dass Kanzler Stresemann „auf anomalem Wege ersetzt“ werden müsse.

Das ist Hochverrat.

Reichspräsident Friedrich Ebert und seinem Kanzler ist durchaus bewusst, dass in Bayern ein aufrührerisches Regime herrscht. Noch im September 1923 verhängt Ebert als Reaktion auf die Drohungen aus München den Ausnahmezustand über das Reich. Doch das hat in



Im Januar 1923 begeht die NSDAP in München ihren ersten Reichsparteitag. Auf dem Marsfeld weihen Nationalsozialisten Hakenkreuzstandarten (oben). Ungehindert können sie das Ende der Demokratie fordern, Gewalt predigen, Waffen horten. Denn viele Richter, Beamte, Polizisten sind Sympathisanten, manche gar Parteimitglieder

Bayern keinerlei Folgen. Was soll Ebert auch unternehmen – mit einer Armee, die nicht bereit ist, für die demokratisch legitimierte Regierung zu kämpfen?

Und so ist München Heimstatt geworden für alle Verächter der Demokratie. Im Polizeipräsidium sind Dutzende Beamte Mitglieder der NSDAP. Reichswehroffiziere öffnen die Kasernen für die Kämpfer von Freikorps, „Einwohnerwehren“ und SA, die gegen die Republik marschieren wollen. Sie bilden diese Paramilitärs aus und schenken ihnen Tausende Gewehre, Maschinengewehre, Mörser und Geschütze zu.

Bereits die rechtsextremen Attentate auf Reichsfinanzminister Matthias Erzberger 1921 und Außenminister Walther Rathenau 1922 waren in München geplant worden – gedeckt von einem Polizeipräsidenten und späteren Richter, der

bedauerte, dass es „zu wenig“ Mörder in seiner Stadt gebe.

Wer gegen die Republik kämpfen will, kommt nirgendwo so leicht an Geld, Waffen, Anhänger und Behördenschutz. Und so zieht München Nationalisten ebenso an wie heimattümelnde Separatisten, die Bayern aus dem Reich lösen wollen, fanatische Judenhasser ebenso wie ewiggestrige Erzmonarchisten, dazu Söldner und Glücksritter aller Art, die in einem Bürgerkrieg auf Macht und Geld hoffen.

Zwei schillernde Männer ragen aus dieser Truppe von Desperados heraus: ein General und ein Gefreiter.

Erich Ludendorff, im Kaiserreich gemeinsam mit Feldmarschall Paul von Hindenburg ab 1916 Chef der Obersten Heeresleitung und damals de facto Regent des Staates, wohnt in einer Villa im

noblen Vorort Solln. Der 58-Jährige ist Preuße durch und durch: starre Haltung, starrer Blick und schneidende Kommandostimme; protestantisch, reaktionär und Hohenzollern-treu. Die katholischen Bayern und deren abgedanktes Wittelsbacher Königshaus verachtet er.

Doch wo sonst in der Weimarer Republik hätte sich Ludendorff – der nach dem militärischen Zusammenbruch 1918 zunächst nach Schweden geflohen war – niederlassen sollen? In Preußen? Dort regiert die verhasste SPD. Also ist

er nach Bayern gegangen. Hier ist Ludendorff ein Held, populärer als jeder andere Feind der Republik.

Eines aber hat Ludendorff nicht: eine Hausmacht. Der Feldherr, der einst Armeen führte, hat es nie für nötig gehalten, sich eine Partei oder einen paramilitärischen Verband aufzubauen.

Ganz anders der ehemalige Gefreite Adolf Hitler. Er ist ein Mann, der nichts zu verlieren hat, weil er noch nie etwas gewinnen konnte. Ein Maler, in der österreichischen Provinz geboren und noch vor 1914 in Wien und München als Künstler gescheitert. Ein Mann, der Postkarten malte, den keine Akademie als Student haben wollte, der arm war bis zur Obdachlosigkeit.

Im Krieg meldete sich der Österreicher freiwillig zur deutschen Armee. Im Militärischen, mit Uniformen, Befehlen, Hierarchien, fand er zum ersten Mal Halt. Und im Schützengraben lernte er, dass ein Menschenleben wenig zählt.

Nach dem Krieg strandet er in München, ohne bürgerlichen Beruf, ohne Vermögen, ohne Perspektive. Durch Zufall eher als durch einen Plan gerät er in den Dunstkreis der Einwohnerwehren und Nationalisten. Hört in Bierkellern aufrührerische Reden, redet dann selbst.

Und da plötzlich verwandelt sich der bleiche, schlampig gekleidete Streuner. Redet Hitler, dann redet er sich in Rage. Er spricht 20, 30 Minuten, eine Stunde, manchmal noch länger. All die Demütigungen und Niederlagen, all die dumpfen Vorurteile und Ängste seiner gescheiterten Jahre brechen am Rednerpult aus ihm heraus. Maßlos ist er in seiner Wut gegen Juden und Marxisten. Er droht und schreit; das Haar verklebt, das Antlitz schweißgebadet. Seine Sätze sind orgiastische Ausbrüche von Rachsucht und Gewaltfantasien.

Niemals zuvor hat man Derartiges in München gehört.

Hetzredner gegen Juden und Marxisten treten fast jeden Abend auf, gewiss, doch niemand reißt ein Publikum so mit,

betäubt es, überwältigt es schier durch die Macht der Worte.

1919 schließt Hitler sich der Deutschen Arbeiter-Partei an, einer obskuren rechtsextremen Vereinigung. Zwei Jahre später verlangt er von den Honoratioren der inzwischen in NSDAP umbenannten Organisation den „Posten des ersten Vorsitzenden mit diktatorischer Machtbefugnis“. Da er längst der wirkungsvollste Redner der Partei ist und mit Austritt droht, geben seine Kameraden nach: Hitler wird zum „Führer“ der NSDAP.

Er redet und redet. Jede Woche eine Massenveranstaltung. Und je demütigender die Krise des Deutschen Reiches wird, je aggressiver die SA marschiert, desto mehr Menschen laufen ihm zu.

Hitler ist vielleicht der erste Politiker Deutschlands, der erkennt, dass Terror nicht nur Gegner einschüchtert – sondern auch Abseitsstehende anlockt. „Grausamkeit imponiert“, wird er später schreiben. „Die Leute wollen, dass man ihnen Bange macht und dass sie sich jemandem schauernd unterwerfen.“

1923 ist die NSDAP außerallh Bayern noch wenig bekannt und vielerorts verboten. In Bayern jedoch ist sie die größte rechtsextreme Macht. Ihre Veranstaltungen ziehen Neugierige an. Fast jedes Wochenende fahren SA-Trupps aufs Land, um Anhänger zu werben und Gegner einzuschüchtern. Seit der Ruhrbesetzung und der beginnenden Hyperinflation hat sich die Mitgliederzahl verdoppelt: 55000 Menschen gehören der Partei im November 1923 an; allein die von Göring kommandierte SA hat in fast jeder Stadt ein Regiment aufgebaut und 15000 Mann unter Waffen.

Im Lauf des Jahres 1923 trifft sich Hitler mit Ludendorff, den Führern anderer paramilitärischer Verbände sowie Mitgliedern des diktatorisch regierenden Dreigestirns Kahr, Lossow und Seißer. Eine seltsame Verschwörungsrunde gegen Berlin sammelt sich da: bayerische Separatisten, Wittelsbach-Anhänger, ein preußischer Feldherr, ein ehemaliger Obdachloser.

Keiner traut dem anderen. Einige sind sie sich zwar darin, die „Verbrecher“ in Berlin davonzujagen. Aber wann? Wie? Und was soll danach geschehen?

Die Adelligen und Honoratioren verachten den lümmelhaften Ex-Gefreiten, der allen führenden Sozialdemokraten „den Strick“ androht und dessen SA-Schläger mit Sammelbüchern betteln gehen mit der Aufschrift: „Spendet für die Judenmassakres!“

Sie fürchten ihn wohl auch, denn seine Tiraden richten sich zumindest indirekt auch gegen die alten Eliten. „Wir brauchen Gewalt, um unseren Kampf durchzusetzen“, verkündet Hitler. „Mögen die anderen sich in ihren Klubstühlen räkel, wir wollen auf den Biertisch steigen.“

Längst bereiten die SA und die anderen Kampfverbände von Bayern aus den Putsch gegen Berlin vor. Befehle für den Tag X sind vorbereitet, aus Reichswehrdepots werden Waffen hinausgeschmuggelt und versteckt.

Doch Kahr zögert. Er will erst los-schlagen, wenn sicher ist, dass auch die Armee- und Polizeieinheiten anderer deutscher Länder mitmachen. Ihm reicht die bloße Gehorsamsverweigerung nicht, wie sie die Reichswehr 1920 beim Kapp-Putsch zeigte. Er will, dass am Tag X Uniformierte überall im Reich gegen die Berliner Regierung kämpfen.

Hitler jedoch läuft die Zeit davon. Seit vier Jahren hetzt er nun gegen die Republik, zieht immer mehr Menschen in die Partei und verspricht ihnen eine „nationalen Revolution“. All die Enttäuschungen in der NSDAP und die Straßenschläger in der SA kann er aber nicht immer wieder verdrängen. Irgendwann muss er seinen Reden auch Taten folgen lassen – bevor er Anhänger an andere Gruppen verliert.

Schließlich glaubt Hitler, nicht länger warten zu können. Er trifft sich am Nachmittag des 7. November mit Ludendorff und weiteren Verschwörern – nicht aber mit Kahr (dem „schwächlichen Vorkriegsbürokraten“, wie er ihn schmäht) und den beiden anderen Triumvirn.

Rund zwei Stunden lang diskutieren sie über das Wann und Wie eines Putsches. Da, es dämmt schon, springt Hitler plötzlich auf: Kahr werde, wie er erst heute bekannt gegeben habe, am 8. November eine Rede im „Bürgerbräukeller“ halten, einem großen Bierkeller rechts der Isar. Die beiden anderen Triumpvirn werden anwesend sein, die meisten Minister der offiziell amtierenden, tatsächlich jedoch machtlosen Landesregierung, dazu viele hohe Armee- und Polizeioffiziere, Münchens Honoratioren. Das sei die Gelegenheit!

Hitler redet sich und alle Anwesenden in Begeisterung. SA und andere Paramilitärs könnten den „Bürgerbräukeller“ überfallen, und er werde vor dem über-rumpelten Kahr die nationale Revolution ausrufen. „Dann werden wir die baye-rische sowie auch die Reichsregierung für abgesetzt erklären und den Marsch auf Berlin verkünden. Ein Scheitern ist unmöglich!“

Dieser so eilig vorgebrachte Plan ist nicht viel mehr als das, was die SA schon seit Jahren praktiziert, ein Aufruf zu einer Saalschlacht. Denn die Details

beschränken sich vor allem darauf, wie man die Gewalt im „Bürgerbräukeller“ übernehmen könne: Wie viel Mann sind dafür notwendig? Wo sollen sie sich verstecken? Wann sollen sie zuschlagen?

Doch ein Bierkeller ist nicht Bayern. Und Bayern nicht das Reich. Wie soll eine neue Regierung aussehen? Wer soll ihr angehören? Und wie lässt sich ein Putsch von München nach Berlin tragen? Möglicherweise lässt Hitler seine Mit-verschwörer über sein weiteres Vorgehen absichtlich im Unklaren. Vielleicht aber hat er selbst auch nur eine vage Idee davon, was er nun unternehmen will.

Eines jedoch ist sicher: Als Hitler und die anderen am späten Abend des 7. November ihr Treffen beenden, haben sie beschlossen, am Tag darauf zu putschen.

8. November, gegen 16.00 Uhr

Langsam sickert zu den Männern der SA und anderer „Kampfbünde“ durch, dass sie sich in wenigen Stunden an bestimmten Treffpunkten zu sammeln haben. Nur den wenigsten jedoch wird verraten, dass sie an einem Staatsstreich teilnehmen sollen. Manche vermuten zwar, dass sie

bald putschen werden, andere jedoch sind noch vollkommen ahnungslos.

Bei Heinrich Himmler etwa klingelt das Telefon am Arbeitsplatz. Der 23 Jahre alte Diplomlandwirt arbeitet als Laborant in einer Düngemittelfabrik, es ist sein erster Posten nach dem Studium. In seiner Freizeit geht der blasse, bebrillte Himmler, der zu jung ist, um noch im Weltkrieg gekämpft zu haben, zu militä-rischen Übungen der „Reichskriegsflage“ – eines Kampfbundes, den der noch im aktiven Reichwehrdienst stehende Hauptmann Ernst Röhm gegründet hat.

Röhm werde in einem Bierkeller einen Kameradschaftsabend abhalten, erfährt Himmler nur. Anwesenheit sei Pflicht.

18.00 Uhr

Ein Polizeiwachtmeister bemerkt Unruhe vor der Geschäftsstelle der NSDAP. Er eilt zu Fuß zur nächsten Telefonzelle und meldet dem Revier „ungewöhnlich lebhaften Personen- und Lastwagenverkehr. Die Insassen der Personenwagen, meist Personen in Militäruniform, begeben sich auf kurze Zeit ins Parteilokal und fahren dann weiter.“



Andere Schutzmänner und Kripo-angehörige melden SA-Gruppen, die Richtung „Bürgerbräukeller“ unterwegs seien, sowie Männer vom „Stoßtrupp Hitler“, die offensichtlich eine Straßensperre vorbereiten und nervös innehalten, als sie einen Polizisten sehen. Einem Wachtmeister, der den Verkehr regelt, ruft ein unbekannter Fahrradfahrer fröhlich zu: „Haben Sie schon gehört? Heute Nacht geht's auf!“

Doch alle Beamten werden im Polizeipräsidium mit nichtssagenden Worten beruhigt. Die obersten Polizeiführer sind gar nicht anwesend, sondern bereiten sich gerade darauf vor, gemeinsam mit Kahr in den „Bürgerbräukeller“ zu gehen. Der ranghöchste Offizier im Dienst

ist Oberamtmann Dr. Wilhelm Frick, der Leiter der Abteilung für politische Sicherheit der Münchner Polizei – ein Anhänger der NSDAP, der von den Putschplänen weiß.

19.00 Uhr

Hitler ist nervös. Er steht in seinem Untermietzimmer in der Thierschstraße und kleidet sich für den Staatsstreich an: dunkle, gestreifte Hose, schwarzer Frack mit Schwalbenschwanz, dazu eine Browning-Pistole in der Hosentasche. Ein Leibwächter hat Mühe, dem Zappeligen das im Weltkrieg verliehene Eisene Kreuz ans Revers zu heften. „Beel dich!“, ruft Hitler.

Draußen steht ein roter Mercedes, den sein Leibwächter fährt: Noch haftet dem Führer der NSDAP in Kleidung und Auftreten das Odium des Männerwohnheims an, doch kutschieren lässt er sich schon wie ein Staatsmann.

19.15 Uhr

Hitler trifft in der Redaktion des „Völkischen Beobachters“ ein, Göring wartet schon. Der eine wirkt im schäbigen Frack

wie ein Oberkellner, der andere in seiner gummi glänzenden Fantasieuniform wie im Faschingskostüm. Gemeinsam befehlen sie eine Armee: Ungefähr 2500 Mann folgen an diesem Abend Hitlers Befehlen – SA, „Stoßtrupp“, andere Paramilitärs sowie zur Meuterei entschlossene Polizisten und Reichswehrsoldaten. Weitere 1300 Mann sind in anderen bayerischen Städten mobilisiert, so in Landshut und Rosenheim.

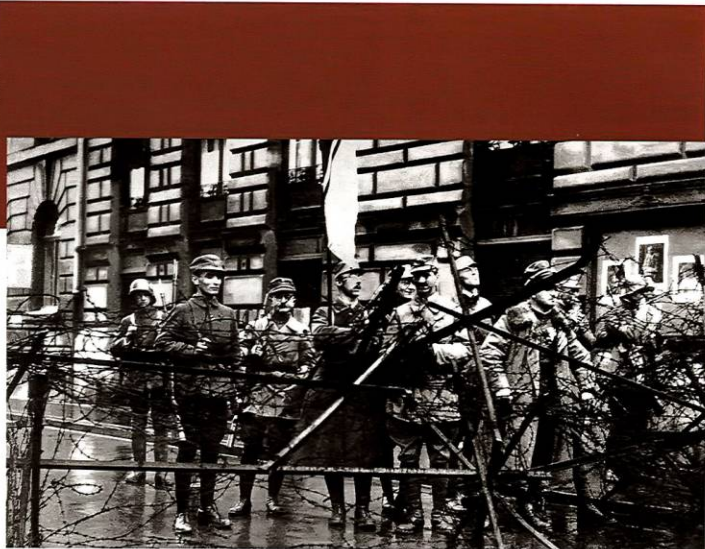
Den Putschisten stehen einige hundert Polizisten und Soldaten gegenüber – deren Loyalität zur bayerischen oder gar zur Reichsregierung zweifelhaft ist.

Nach einem kurzen Aufenthalt lässt sich Hitler zum „Bürgerbräukeller“ chauffieren. Er ist von Kahr zu der Veranstaltung eingeladen worden.

Göring und einige Begleiter fahren mit einem anderen Wagen zu einem kaum beleuchteten Lagergelände in der Balanstraße, einige Blocks vom „Bürgerbräukeller“ entfernt. Dort warten Hunderte Uniformierte von „Stoßtrupp“ und SA. Sie haben vier Lastwagen dabei, beladen mit Maschinengewehren, Gewehren und kistenweise Handgranaten



Der frühere Jagdflieger Hermann Göring (oben) kommandiert die SA, die Paramilitärs der NSDAP. Sie ist die wichtigste Truppe der Aufständischen am 8. November 1923. Putschisten, darunter der spätere SS-Führer Heinrich Himmler (rechts, mit Fahne), besetzen strategische Stellen in München. Auf Lastwagen rückt Verstärkung aus der bayerischen Provinz an (links)



und Munition. Die Männer sind nervös. Viele erfahren erst jetzt, was bevorsteht.

20.00 Uhr, „Bürgerbräukeller“

Tabakqualm, Dunst von Bier und Bratwurst sowie der Schweiß von 3000 Schultern an Schulter gedrängten Männern. An der Stirnseite des lang gestreckten Raums ist ein Podium aufgebaut, ein Rednerpult, ein paar Stühle als Ehrenplätze. Kellnerinnen tragen Maßkrüge durch die Menge, noch immer quetschen sich Neugierige in den Saal.

„Hinsetzen vorn! Wir können nichts sehen!“, schreien manche ungeduldig. Viele Zeugen werden später beschwören, dass schon zu diesem Zeitpunkt eine unbestimmte Aggressivität zu spüren gewesen sei. Möglich, dass es die Unruhe der Putschisten ist, von denen sich viele unter die Menge gemischt haben.

Rudolf Heß etwa steht in seiner Leutnantsuniform der alten bayerischen Armee an der Garderobe: Der 29 Jahre alte frühere Jagdflieger studiert Geschichte, Volkswirtschaft und Geopolitik, ist Hitlers Sekretär und Anführer der Studenten-SA. Der hagere junge Mann ist dem „Führer“ bedingungslos ergeben.

Hitler hat sich mit einigen Begleitern eingefunden; ein Parteigenosse drückt ihm eine Maß Bier in die Hand. Gelegentlich nippt er am Krug, schweigend an eine Säule im hinteren Teil des Saales gelehnt, oder zieht seine Taschenuhr hervor und kontrolliert die Zeit. Zwei SA-Männer haben sich links und rechts neben dem Telefon in der Küche aufgebaut, dem einzigen im „Bürgerbräukeller“.

Endlich kündigt einer der Honoratioren Kahr an: „Exzellenz“, ruft er aus, „seien Sie uns Führer in ein neues, besseres, schwarz-weiß-rotes Deutschland. Wir alle werden Ihnen folgen!“

Donnernder Applaus.

„Aber ohne Juden!“, grölt jemand.

Dann tritt der Mann auf, der Bayern seit einigen Wochen wie ein Diktator regiert. Kahr ist klein und feist; er trägt einen schlecht geschnittenen Anzug, Mittelscheitel, Schnauzbart. Unsicher ist

sein Schritt. Am Pult bereitet er ein umfangreiches Redemanuskript aus (das ihm zwei ultrakonservative Journalisten geschrieben haben). Still wird es im Saal. Murmelnd, stockend, monoton hebt er an – und dozieren dann, als wäre er Professor in einem Oberseminar.

„Der Marxismus steigert das Begehren der Menschen, indem er, der allgemeinen menschlichen Trägheitsneigung schmeichelnd, erklärt, dass jeder Mensch auch ohne eigene Leistung, beziehungsweise Leistungssteigerung, Anspruch auf alle materiellen Güter der Erde habe.“

Hitler, der nervös an einem Fingerring kaut, dann wieder mit der Pistole in seiner Tasche spielt, blickt von seinem Platz an der Säule verächtlich auf den rund 30 Meter von ihm entfernten Kahr. In ein paar Minuten wird er ganz anders zu der Menge sprechen!

20.15 Uhr

Zwölf Polizisten stehen vor dem „Bürgerbräukeller“. Weitere Beamte sind, meist in Zivilkleidung, im Raum verteilt. Kahr hat ausdrücklich verboten, eine Hundertschaft der Landespolizei im Saal zu postieren, denn er will niemanden einschüchtern.

Hunderte Schaulustige und Neugierige haben sich eben noch vor dem „Bürgerbräukeller“ gedrängt, viele haben vergebens versucht, Einlass zu finden. Enttäuscht sind sie abgezogen.

Nun ist die Straße leer, nur manchmal fährt eine Straßenbahn oder ein Auto vorüber. Einmal jedoch sieht ein Polizist zwei Männer mit Stahlhelmen, die die Rosenheimer Straße stadteinwärts eilen. Mit Maschinenpistolen. Im trüben Laternenlicht kann der Wachtmeister nicht mehr erkennen.



Hitlers Truppen überraschen Vertreter der bayerischen Regierung bei einer Veranstaltung im „Bürgerbräukeller“ und nehmen sie als Geiseln. Am Morgen darauf verschleppen Aufständische auch den Münchner SPD-Bürgermeister Eduard Schmid (oben). Später sammeln sie sich vor dem »Bürgerbräu« (oben rechts), um ins Zentrum zu marschieren



„Wahrscheinlich sind das Reichswehrsoldaten“, denkt der Polizist, wie er später zu Protokoll gibt. Bewaffnete Uniformierte sind in München so alltäglich, dass niemand alarmiert ist. „Was tun die zu dieser Stunde?“, wundert sich der Beamte bloß. „Und warum sind sie gerade hier?“ Er kommt nicht auf die Idee, die Beobachtung einem Vorgesetzten zu melden.

20.25 Uhr

Hitler geht zur Garderobe im Vorraum. Er legt seinen Trenchcoat ab und wirft ihn seinem Leibwächter zu. Dann holt er die Taschenuhr hervor und blickt auf das Zifferblatt.

Etwa zwei Kilometer entfernt, auf dem Lagergelände, befiehlt der Anführer des „Stoßtrupps“: „Die Maschinengewehre in den Lastwagen lassen!“

Mehrere Männer kurbeln die schweren Motoren der Fahrzeuge an, die stotternd losdonnern. Göring hat sich inzwischen einen Offizierssäbel an seinen Regenmantel geschnallt. „Es geht los“, ruft er.

20.28 Uhr

Ein Polizist im Saal sieht den NS-Führer zufällig an der Garderobe. „Was macht denn der Hitler da draußen?“, fragt sich der Beamte. Er bemerkt auch die Ausbuchtung einer Pistole in Hitlers Hosentasche – rührt sich aber nicht.

20.30 Uhr

Einer der Wache haltenden Polizisten vor dem „Bürgerbräukeller“ hört plötzlich Motorenlärm. Sekunden später erkennt er Lastwagen, die vor ihm anhalten. Dutzende Uniformierte springen von den Ladeflächen. „Polizei aus dem Weg!“, schreit jemand.

Mit Karabinern, Maschinepistolen und Handgranaten bewaffnete „Stoßtrupp“- und SA-Männer stürmen an den Wachtmeistern vorbei und besetzen die Zugänge zum Bierkeller. Andere stellen Maschinengewehre auf die Straße und schleppen ein weiteres auf einer Schubkarre in den Innenhof.

„Was tun Sie da?“, ruft ein Kriminalbeamter, als die ersten Putschisten in den

Vorraum des „Bürgerbräukellers“ eindringen, und zieht seinen Ausweis.

„Aus dem Weg, oder ich schieße Sie nieder!“, brüllt ein SA-Mann. Dann besetzen die Uniformierten alle Zugänge. „Die Berliner Regierung ist abgesetzt!“, schreit Göring, wirbelt mit seinem Säbel und stürmt hinein.

„Sie sind hier!“, ruft der Leibwächter Hitler zu.

Der steckt seine Taschenuhr ein, wirft den Bierkrug zu Boden, zieht seine Browning – und stürmt mit rund 20 Bewaffneten durch die Schwingtüren in den Bierkeller.

Genauer: Er wäre gern gestürmt.

Doch schon nach wenigen Schritten stockt sein Vormarsch. Zu dicht mit Menschen gepackt ist der verqualmte Saal. „Kommunisten!“, grölt jemand. „Eine Provokation!“

Dann sehen die von Kahr gelangweilten Zuhörer die Hakenkreuzbinden an den Armen der Hereindrängenden. Manche schreien, andere rufen „Heil!“ – und wieder andere, darunter einige der für den Saalschutz zuständigen Polizisten, ziehen Hakenkreuzbinden hervor und geben sich als Putschisten zu erkennen.

Immer lauter wird der dissonante Chor der Rufe, immer chaotischer das Gedränge.

„Wollte man, ohne sich auf die begeisterte Mithilfe des Volkes...“, liest Kahr vom Blatt ab, als er das Geschrei am anderen Ende des Raumes bemerkt und erschrocken mitten im Satz abbricht. Inzwischen sind an allen Eingängen SA-Leute zu sehen, auch auf der Galerie.

Im Gedränge braucht Hitler für die 30 Meter zum Podium fünf volle Minuten. Als er endlich vorn angelangt ist, klebt sein Haar vor Schweiß, der Frack ist zerknittert.

Er klettert auf einen Stuhl, dann auf einen Tisch, hebt seine Pistole und feuert in die Decke. Danach besteigt er das Podium. „Die nationale Revolution ist ausgebrochen!“, schreit er mit schriller Stimme. „Der Saal ist von 600 Schwerbewaffneten besetzt. Wenn nicht sofort



Ruhe eintritt, kommt noch ein Maschinengewehr auf die Galerie!"

Plötzlich ist der Raum still.

Hitler stellt sich in Position. „Ich erkläre die bayerische Regierung für abgesetzt!“, fährt er fort. „Eine provisorische Reichsregierung wird gebildet. Bis zum Ende der Abrechnung mit den Verbrechern, die heute Deutschland tief zugrunde richten, übernehme die Leitung der provisorischen Nationalregierung ICH!“

„Heil!“, grölt es durch den Saal. Aber auch Spottrufe erklingen: „Mexiko!“,

„Theater!“, „Südamerika!“ Hitler wendet sich an Kahr und die ebenfalls auf dem Podium sitzenden anderen beiden Triumvirn und sagt barsch: „Ich muss die Herren bitten, mit mir zu kommen. In zehn Minuten ist alles erledigt. Ich garantiere für Ihre Sicherheit.“

Die drei Männer starren den verschwitzten, fast hysterischen Putschisten fassungslos an. Da stürmt ein österreichischer Ex-Gefreiter in einem komischen Aufzug auf das Podium, fuchelt mit einer Pistole und gibt Adelligen, einem General unter ihnen, vor

Die meisten Münchner erfahren erst am Morgen des 9. November vom Putsch – von den Aufständischen selbst. Hitler lässt Propagandaredner in der Stadt auftreten, etwa Julius Streicher auf dem Marienplatz vor dem Rathaus

versammeltem Publikum Befehle! Aber was bleibt ihnen anderes übrig, als zu gehorchen?

Als sie sich von ihren Plätzen erheben und von einer Wache in ein Hinterzimmer geführt werden, flüstert General von Lossow den beiden anderen zu: „Komödie spielen!“

So jedenfalls werden es Ohrenzeugen später behaupten – und zumindest trifft dieser Satz die Stimmung jener Nacht.

Nachdem Hitler mit Kahr, Lossow und Seißer vom Podium verschwunden ist, wird den Zuschauern langsam klar, dass sie in der Falle sitzen. Ein Polizist identifiziert auf Bitten einiger SA-Männer bereitwillig jüdische Geschäftsleute im Publikum und notiert deren Namen.

Nun setzt wieder Lärm ein. Die Leute werden ungeduldig. Bier, Zigarettendunst und Langeweile steigern noch die Wut – und wohl auch die Tatsache, dass die SA-Leute selbst jene Zeche, die auf die Toilette gehen wollen, in den Saal zurückstoßen.

Da springt Göring, der befürchtet, die Stimmung könnte kippen, auf das Podium. Den Gummimantel hat er abgeworfen, auf seiner Brust glänzen Orden. „Volksgenossen!“, brüllt er. „Heute beginnt die nationale Republik. Sie richtet sich gegen die Berliner Judenregierung. Die neue Reichsregierung – hoch!“

3000 Mann grölen Zustimmung. „Deutschland, Deutschland über alles!“ wird gesungen.

„Nebenbei“, ruft Göring, als die Hymne verklungen ist, „Ihr Bier haben Sie ja!“

Noch während der Tumult in der Saal andauert, ist einer der Putschisten zu dem von zwei SA-Männern bewachten Telefon in der Küche geeilt. Von dort ruft er Ernst Röhm an, der mit einigen hundert, zum Teil schon reichlich angetrunkenen Männern (unter ihnen Heinrich Himmler) in einem anderen Bierkeller wartet, und gibt das Codewort durch: „Glücklich entbunden.“

An Wilhelm Frick im Polizeipräsidium geht ein gleichlautender Anruf.

Ein Kripobeamter, der zu Beginn des Überfalls entkommen und im Laufschrift zur nächsten Wache geeilt ist, ruft kurz darauf ebenfalls im Polizeipräsidium an: „Hitler-Truppen haben den ‚Bürgerbräukeller‘ besetzt“, meldet er außer Atem.

„Tja, Herr Oberkommissar“, antwortet Frick überheblich, „ich glaube, da ist

nicht sehr viel zu machen. Wir werden das Nötige schon veranlassen. Aber sollten Sie mich noch benötigen, ich bin hier im Dienst. Sie können ohne weiteres wieder anrufen.“

Dann ist die Leitung tot.

21.00 Uhr

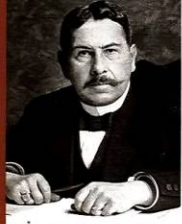
Ludendorff trifft im „Bürgerbräukeller“ ein. Ein NS-Mann hat den ungeduldig in seiner Villa Wartenden abgeholt. Es soll aussehen, als wäre der General nicht in die Verschwörung verwickelt gewesen, sondern sei spontan dazugeholt worden. Deshalb hat der Ex-General auch nicht seine alte kaiserliche Uniform angezogen, sondern betritt den Bierkeller in Lodenmantel und zerknittertem Filzhut.

Als er ins Hinterzimmer zu den Trümmern eilt, würdigt er Hitler mit keinem Blick. Denn unterwegs hat Ludendorff erfahren, dass dieser sich vor der Menge bereits zum Regierungschef erklärt hat und Ludendorff bloß zum neuen Oberkommandierenden der Armee. Der alte General wollte jedoch selbst zum Diktator Deutschlands ausgerufen werden und fühlt sich nun hintergangen (tatsächlich aber haben die Verschwörer so etwas überhaupt nicht abgesprochen).

Hitler ist derweil keinen Schritt weitergekommen. Seine Waffe schwenkend, schreit er auf die drei Männer ein. „Wenn die Sache schiefgeht, habe ich vier Schüsse in meiner Pistole, drei für meine Mitarbeiter, wenn sie mich verlassen, die letzte für mich.“ Mit diesen Worten hebt er die Pistole an seine Schläfe.

Ausgerechnet Kahr – der langweilige Pedant – antwortet kühl: „Sie können mich festnehmen. Sie können mich totschießen lassen. Sterben oder nicht sterben ist für mich bedeutungslos.“

Schlagartig ist Hitlers Hysterie verflogen. Wütend, doch ruhiger als zuvor redet er nun auf die Trümmern ein. Die aber weigern sich, in der neuen Regierung mitzumachen. Hitler hätte Kahr und die beiden anderen gern auf seiner Seite, damit Armee und Bayerische Landespolizei loyal zur nationalen Regie-



Die mächtigsten Männer in Bayern sind Generalstaatskommissar Gustav von Kahr (ganz oben), Reichswehrgeneral Otto von Lossow (Mitte) und Oberst Hans von Seißer, Kommandeur der Landespolizei. Die drei werden von Hitler im Bierkeller festgesetzt, bis sie ihm Treue versprechen. Am nächsten Morgen stellen sie sich jedoch gegen ihn und organisieren den Widerstand

rung stehen, wenn er mit Ludendorff gegen Berlin marschiert.

Doch die drei Gefangenen verweigern beharrlich die Zusammenarbeit. Nicht, dass sie Hitlers Ziel ablehnen – wohl aber den Zeitpunkt, den er gewählt hat.

Und, was noch viel mehr zählt, die Methode. So sitzen Kahr, Lossow und Seißer aus gekränkter Eitelkeit schweigend am Tisch, während Hitler, immer nervöser, seinen Leibwächter anherrscht: „Maßkrug her!“

Erst Ludendorffs Auftritt ändert alles. Als der Feldherr den Raum betritt, erklären sich die Offiziere Lossow und Seißer nach einiger Diskussion zur Zusammenarbeit mit ihm bereit.

Lossow ruft sogar, die Hacken zusammenschlagend: „Euer Exzellenz Wunsch ist mein Befehl!“ (Ob zum Schein, wie er später behauptet, oder aus Überzeugung, wird niemals geklärt.)

Nun wird auch Kahr schwankend. Schließlich verkündet er, er sei bereit, mit der neuen Regierung zusammenzu-

arbeiten – als „Statthalter der Monarchie.“ Kahr hofft, dass die Wittelsbacher durch den Putsch in Bayern wieder auf den Thron kommen.

Hitler, der Aufsteiger aus dem Männerwohnheim, hat für die Monarchen kaum mehr Sympathie übrig als für Kommunisten und Demokraten. Doch er erkennt sofort die politische Chance und heuchelt Begeisterung für das Königtum.

So kann er den Zögernden endlich auf seine Seite ziehen.

21.40 Uhr

Kahr betritt wieder das Podium im „Bürgerbräukeller“. Neben oder hinter sich Hitler, Ludendorff, Lossow, Seißer und weitere Putschisten. Kahr verkündet: „Meine Herren! In des Vaterlandes schwerster Not übernehme ich die Leitung der Geschicke Bayerns als Statthalter der Monarchie!“

Getöse im Saal. Hochrufe.

Nun reden unter anderem Hitler und Ludendorff. Schließlich reichen sich alle feierlich die Hand. Und 3000 Mann singen das Deutschlandlied.

Danach, endlich, dürfen die Eingeschlossenen heimgehen. Die Mitglieder der offiziell noch amtierenden bayerischen Regierung jedoch – jener Regierung, die Kahr in sein Amt eingesetzt hat – sind bereits als Geiseln in einen Nebenraum geführt worden. Und die SA-Männer an den Ausgängen kontrollieren anhand der mit der Polizei erstellten Listen die Anwesenden. Jüdische Geschäftsleute lassen sie nicht passieren, sondern sperren sie ebenfalls ein.

Hitler, Kahr und die anderen ziehen sich wieder in ihr Hinterzimmer zurück, um „an die Arbeit zu gehen“.

Tatsächlich wird Bayern in dieser Nacht von einem Bierkeller aus regiert – wenn man dies denn „regieren“ nennen kann. Neben dem „Bürgerbräu“ besetzen die Putschisten auch das Wehrkreis-kommando in der Schönfeldstraße – das militärische Hauptquartier der Reichswehr in Bayern, von dem aus normalerweise General Lossow seine Befehle

gibt. Röhm und seine Männer können die Wachen überumpeln und sich in dem Bauwerk verschanzen.

SA-Trupps ziehen in den folgenden Stunden grölend durch die Stadt. Der „Stoßtrupp“ überfällt die Redaktionsräume der sozialdemokratischen Zeitung „Münchener Post“ und verwüstet dort die Einrichtung (bis auf die Druckmaschinen, die für den „Völkischen Beobachter“ genutzt werden sollen). Andere Putschisten stürmen Wohnungen, deren Klingelschilder „jüdische Namen“ tragen und zerren einige Bürger als Geiseln in den Bierkeller. Ein Trupp stürmt Gelddruckereien und beschlagnahmt Banknoten für rund 26,6 Milliarden Mark, was etwa 42.000 US-Dollar entspricht.

Niemand hindert ihn.

Reichswehr und Landespolizei sind ratlos. Um Berlin schert sich niemand, schließlich herrscht in Bayern schon seit September offene Rebellion. Aber sind die grölenden SA-Schläger nun Verbündete oder Gegner? Die Offiziere aus dem „Bürgerbräu“, die in ihre Wachen oder Kasernen zurückgekehrt sind, berichten vom Handschlag der Triumvirn mit Ludendorff und Hitler.

Andererseits hat jedermann auch gesehen, wie Hitler die drei zuvor mit seiner Pistole bedroht hat. Die Offiziere versuchen vergebens, Kahr, Lossow oder Seißer zu erreichen, um sich genaue Anweisungen zu holen.

Solange noch Unklarheit herrscht, besetzen einige Landespolizeigruppen wichtige Positionen – etwa den Hauptbahnhof und das Telegraphenamt –, aber ohne den ausdrücklichen Befehl, gegen die SA vorzugehen. Die meisten Putschisten sowie Polizisten und Soldaten halten sich gegenseitig für Verbündete.

Im Hauptquartier der Polizei glaubt Frick – der von Hitler und den anderen Verschwörern zum „Polizeipräsidenten“ berufen worden ist –, die Lage unter Kontrolle zu haben. Von seinem Büro im ersten Stock aus wimmelt er die Anrufe nervöser Polizisten ab, befiehlt Ruhe, Abwarten, Passivität.



Er ahnt nicht, dass von einem Büro eine Etage über ihm ein hoher Landespolizei- und ein Reichswehroffizier heimlich alle erreichbaren Männer alarmieren. Die beiden Offiziere misstrauen Frick, wagen es aber nicht, offen gegen ihn vorzugehen. Auch sie wissen nicht, ob Kahr mit Hitlers Männern zusammenarbeitet, wollen jedoch bereit sein, falls dies nicht so ist.

Und so wird der Hochverräter Frick seinerseits von Offizieren verraten.

Ein weiterer Coup der Verschwörer scheitert schon in den ersten Stunden: 400 Putschisten sollen sich in der Pionierkaserne in der Leonrodstraße, im Nordwesten der Stadt, mit Waffen ver-



Erich Ludendorff, Weltkriegsfeldherr und Hitlers prominentester Mitverschwörer, befiehlt gegen Mittag des 9. November einen »Marsch in die Stadt«. Vom »Bürgerbräukeller« aus ziehen – wie dieses umstrittene Foto angeblich zeigt – mehr als 2000 Männer los. Vor der Feldherrnhalle jedoch feuern Polizeieinheiten auf sie

sorgen. Die Reichswehrsoldaten geben sie jedoch nicht heraus – sondern setzen die 400 Männer stattdessen fest.

Der größte Teil Münchens hingegen bleibt ruhig. Schwerer Schneeregen fällt vom Nachthimmel, kaum jemand ist bei dem feuchten, eisigen Wetter auf der Straße. Die meisten der 640 000 Einwohner schlafen.

22.30 Uhr

Die zehn Minuten, in denen die Verschwörer alles verspielen. Als Hitler durch einen Boten von den 400 in der Pionierkaserne eingeschlossenen Kämpfern erfährt, ist er außer sich vor Wut. Er springt in ein Auto. SA-Männer in drei Lastwagen folgen ihm, um vom »Bürgerbräukeller« quer durch die Stadt zur Leonrodstraße zu rasen. Dort will er die Gefangenen persönlich befreien.

Im »Bürgerbräukeller« ist es derweil ruhig geworden. Einige SA-Männer trinken Bier und essen Wurst. Andere ruhen sich auf den Bänken oder auf dem Boden zwischen Bierlachen und umgeworfenen Stühlen aus. Müde Kellnerin-

nen räumen Maßkrüge ab. Und im Nebenraum sitzt Ludendorff – das Gesicht starr wie eine Maske.

Der Ex-General hat keine Lust, den Staatsstreich von einem Bierkeller aus zu kommandieren. Er will zu Röhlm in die Wehrkreiskommandantur – in ein militärisches Hauptquartier, das ihm angemessen ist.

„Vielleicht ist es an der Zeit für die Herren, zu Ihren Dienststellen zu gehen“, schlägt er Kahr, Lossow und Seißer vor. „Ich begeben mich mittlerweile ins Wehrkreiskommando.“

„Aber Exzellenz“, flüstert ein fassungsloser NS-Mann dem Feldherrn zu. „Sie können die Herren doch nicht ohne

weiteres gehen lassen. Ohne Wache? Von dem Augenblick an, in dem sie diesen Raum verlassen haben, können wir sie nicht mehr zwingen, die getroffene Vereinbarung einzuhalten.“

„Die Herren sind Offiziere, und sie gaben mir ihr Wort“, faucht Ludendorff zurück. „Ich verbiete Ihnen, an dem Wort eines deutschen Offiziers zu zweifeln.“

Und so verlassen die erleichterten Triumvirn den „Bürgerbräukeller“ und fahren mit Polizei- und Reichswehrmännern einen Kampf gegen Reichswehrsoldaten zu liefern.

Hitler ist mit seiner überhasteten Aktion derweil gescheitert. Die Wachen an der Pionierkaserne lassen ihn nicht ein. Er aber wagt es nicht, sich mit seinen Männern einen Kampf gegen Reichswehrsoldaten zu liefern.

Also kehrt er nach ein paar ratlosen Minuten um – und erreicht den „Bürgerbräukeller“ erst, nachdem Kahr, Lossow und Seißer verschwunden sind. Niemand weiß, wohin.

„Ich fürchte, Ludendorff hat es für uns verpatzt“, flüstert ein Putschist einem anderen zu. „Wir sind verloren.“

23.30 Uhr

Nach einem kurzen Stopp in der Stadt verschanzen sich Lossow und einige andere hohe Landespolizei- und Armeeoffiziere in einer Baracke der Infanteriekaserne am Oberwiesenfeld – einige Kilometer von der Wehrkreiskommandantur und vom „Bürgerbräukeller“ entfernt und fast direkt neben der Pionierkaserne, in der die 400 Putschisten gefangen genommen worden sind.

Lossow – 55 Jahre alt, eisig, kaltblütig und, wenn es um seine Karriere geht, niemandem gegenüber loyal – verkündet, er werde gegen die Auführer kämpfen. Hat er tatsächlich im „Bürgerbräu“ „Komödie gespielt“, bis er wieder freikommt? Oder hat er nicht doch, wie manche Indizien und sein Verhalten nahelegen, Ludendorff aus Überzeugung

Gefolgschaft versprochen und sich erst später wieder umentschlossen, weil er nun sieht, dass viele seiner Offiziere die rabaukenhaften Putschisten verachten?

Sicher ist, dass bereits Kuriere in andere Städte geschickt worden sind, um Armee- und Polizeiverstärkungen anzufordern: Ohne zusätzliche Männer wollen weder Lossow noch der zunächst in einer Landespolizeikaserne postierte Seißer etwas unternehmen. Sicher ist aber auch, dass sich die beiden außerhalb ihres engsten Beraterkreises bedeckt halten, wie sie nun eigentlich zu dem Putsch stehen.

So ergeben erst einmal nur vage Befehle an Landespolizei und Armee in München. Befürchten Lossow und Seißer, dass dort so viele Nationalsozialisten die Reihen infiltriert haben, dass sich die Gegner der Putschisten durch eindeutige Anweisungen zu früh verraten würden? Oder wollen sie die Chance offenhalten, sich bei Bedarf doch wieder auf

Berittene Landespolizisten ziehen nach der ersten Schießerei auf, um versprengte Putschisten und Schaulustige auseinanderzutreiben. Noch mehrere Stunden nach dem Marsch zur Feldherrnhalle erschüttern Unruhen die Stadt, dann hat die Regierung die Lage wieder unter Kontrolle. Kurz darauf werden Hitler und die meisten ranghohen Mitverschwörer verhaftet, NSDAP und SA verboten



die Seite der Verschwörer zu schlagen? Jedenfalls wird keinem Soldaten oder Polizisten in München ausdrücklich befohlen, gegen die Aufrührer vorzugehen.

Kahr ist gänzlich passiv. Er hat sich in seine Dienstwohnung fahren lassen. Erschöpft, gedemütigt, mutlos, sichtlich gealtert, kann er sich zu keiner Handlung aufraffen.

Erst später wird Seißer mit einigen Polizisten Kahr abholen und in die Infanteriekaserne bringen, wo sie wieder mit Lossow zusammentreffen. Jetzt bekennet sich auch Kahr zum Kampf gegen Hitler und Ludendorff, doch bleibt er die ganze Nacht über müde und antriebslos.

9. November, 0.00 Uhr

Ludendorff und, etwas später, Hitler haben den „Bürgerbräukeller“ verlassen und sich zur Wehrkreiskommandantur in die Schönfeldstraße fahren lassen, wo Röhm die Stellung hält. Die Kommandantur ist Lossows Dienststelle – doch der General erscheint nicht, obwohl er dies vor seinem Aufbruch aus dem Bierkeller versprochen hat.

Ludendorff wartet mit versteinertem Gesicht in einem Büro, Hitler ist wütend, Röhm unruhig. Die Minuten verstreichen. Niemand weiß, was zu tun ist. Der Feldherr ist wortkarg, Hitler seit Stunden übernervös. Die Moral ihrer Männer sinkt: Zahlreiche SA-Mitglieder haben tagsüber gearbeitet und sind nun die halbe Nacht lang durch München gezogen. Viele sind müde oder betrunken.

Irgendwann hört Hitler Gerüchte, dass Kahr, Lossow und Seißer in der Infanteriekaserne Stellung bezogen haben.

Ludendorff glaubt noch immer, dass die drei seine Verbündeten sind. Hitler und Röhm sind misstrauisch. Sie entsenden einen Mann als Emissär, doch der kehrt nicht zurück (er wird in der Kaserne verhaftet.) Sie entsenden noch einen – auch der kommt nicht wieder.

2.55 Uhr

Der Gegenangriff. Fast sechseinhalb Stunden nach Hitlers Auftritt im „Bür-

gerbräukeller“ senden die Triumvirn per Funk an alle Armee- und Landespolizeieinheiten Bayerns endlich ein klares Bekenntnis gegen den Putsch.

Weshalb erst so spät?

Auch darüber schweigen später alle überlebenden Beteiligten. Möglich, dass vor allem Lossow so lange gezögert hat, um zu sehen, ob nicht nördlich des Mains, ob nicht gar in Berlin ebenfalls Armee und Polizei meutern werden – so, wie es die Verschwörer ja versprochen haben. Doch weder Hitler noch Ludendorff haben sich darum gekümmert, dass Nachrichten von ihrem Staatsstreich rasch nach Norden dringen, geschweige denn dort Verbündete gewonnen.

Erst zu dieser späten Stunde, da selbst die Regierung Stresemann in Berlin schon Gerüchte und unklare Nachrichten vom Putsch erreicht haben, wird deutlich, dass kein Uniformierter im Reich, ja dass kaum jemand außerhalb Münchens Hochverrat begehen wird. Erst jetzt legen sich auch die Triumvirn fest.

Kahr quält sich mit dem Text für einen Aufbruch auf, der per Plakat am nächsten Morgen überall angeschlagen werden soll. Als er die gewundenen, reichlich unklaren Sätze endlich formuliert hat („Trug und Wortbruch ehrgeiziger Gesellen haben aus einer Kundgebung für Deutschlands Wiedererwachen eine Szene widerwärtiger Vergewaltigung gemacht...“), ist es zu spät, um sie noch vor der Dämmerung zu drucken.

Eines immerhin erreichen die drei in jenen Minuten: Per Telefon weisen sie die Offiziere im zweiten Stock des Polizeipräsidiums an, Frick zu verhaften. Zufällig betritt jener genau am Ende des Anrufs die Büros und wird festgesetzt.

Hitlers vielleicht wichtigste strategische Position ist damit gefallen – aber die Putschisten wissen es nicht.

6.00 Uhr

Durch einen Reichswehroffizier, der sich in der Wehrkreiskommandantur meldet, erfahren Ludendorff und Hitler vom Seitenwechsel der Triumvirn. „Ich kann es

einfach nicht glauben, dass deutsche Offiziere ihr Wort gebrochen haben“, stößt der Feldherr hervor.

„Das ist Verrat!“, schreit Hitler, dem niemals bewusst wird, dass er selbst ja der Verräter ist. „Damit haben die Herren ihre Daseinsberechtigung verloren!“

Dann sehen sich die beiden Anführer des Putsches ratlos an. „Wir werden kämpfen, und wenn wir verlieren, gilt die letzte Patrone in meinem Revolver mir!“, verkündet Hitler resigniert.

Aber vorher will er sich umziehen.

Also lässt sich der übermüdete „Führer“ in sein Untermietzimmer fahren, wo er zu Anzug und Trenchcoat greift. Dann geht es weiter in den „Bürgerbräukeller“ zu den übernächtesten und wohl nicht mehr allzu nüchternen Trupps der SA. Ludendorff folgt ihm bald, nur Röhm soll in der Wehrkreiskommandantur die Stellung halten.

8.00 Uhr

Ein normaler Arbeitstag in München. Straßenbahnen rattern über Gleise, Polizisten regeln den Verkehr aus Pferdewerks, wenigen Autos, Motor- und Fahrrädern. Auf dem Viktualienmarkt öffnen die Händlerinnen ihre Stände, in einigen Bierkellern finden sich frühe Zecher ein.

Viele Münchner sind noch immer ahnungslos. Thomas Mann frühstückt mit seiner Familie in seiner Villa in der Poschingerstraße 1, nur drei Kilometer vom „Bürgerbräukeller“ entfernt. Gleich wird er sich an die Druckfahnenkorrektur des Romans „Der Zauberberg“ setzen. Der berühmte Chirurg Dr. Ferdinand Sauerbruch bereitet im Universitätsklinikum den ersten Eingriff des Tages vor. Und Carl Zuckmayer, 26-jähriger Dramaturg und aufstrebender Theaterautor, ist auf dem Weg zum Schauspielhaus in der Maximilianstraße.

Er immerhin hört die Gerüchte vom Putsch. Einige Münchner Zeitungen haben die „nationale Revolution“ groß gemeldet. (Dafür hat Frick noch in der Nacht gesorgt, während Kahr nicht dar-



an gedacht hat, die Redaktionen zu informieren.) Bald sind viel mehr Menschen auf den Straßen, als es bei einem so nasskalten Wetter sonst üblich wäre. Die Stimmung ist erwartungsvoll – wie beim Fasching oder Oktoberfest, denkt Zuckmayer.

Kaum irgendwo jedoch ist die Euphorie so gering wie im „Bürgerbräukeller“. Die Putschisten erhalten zwar das aus den Druckerpressen geraubte Geld als Sold, doch niemand hat gut geschlafen. Einige Leute vom „Stoßtrupp Hitler“ lassen ihre Wut an den knapp 60 Geiseln aus, die im Laufe der Nacht verschleppt worden sind. Ein der SPD nahestehender Lehrer wird zusammengeschlagen.

Die Anführer beschuldigen sich gegenseitig: Welche Dummheit von Ludendorff, die Triumpvirn laufen zu lassen! Welches Ungeschick von Hitler, die drei vor aller Augen mit seiner Pistole zu demütigen!

Es dauert einige Zeit, bis die Putschisten erkennen, dass noch nicht alles verloren ist. Die Münchner kennen durch die Zeitungen und hastig in der Nacht gedruckte Plakate nur die Hitler-Version des Staatsstreiches. Die meisten Menschen in der Stadt glauben also, dass sich die bayerischen Machthaber zum Kampf gegen die Republik erhoben haben.

Redner der Nationalsozialisten schwärmen aus. Auf den größeren Plät-

zen sollen sie, gedeckt von Bewaffneten, Propaganda für die Putschisten machen. Der „Stoßtrupp“ zieht in die Innenstadt und nimmt weitere Geiseln – unter anderem Münchens SPD-Bürgermeister, den sie aus dem Rathaus entführen.

Schließlich rollen aus Landshut und anderen bayerischen Städten Lastwagen mit SA-Gruppen heran. Jetzt verfügen die Putschisten über etwa 3000 Mann, noch immer mehr als ihre Gegner.

Doch Stunde um Stunde rückt nun auch Verstärkung von Landespolizei und Reichswehr an. Und anders als die ziellosen Verschwörer folgt die Staatsmacht einem Plan. Systematisch besetzen Uniformierte Positionen in der Stadt.

Kurios ist es auf den Brücken über die Isar. Dort sind bereits in der Nacht SA-Posten aufgezogen. Nun stellen sich Landespolizisten daneben, freundschaftlich eher als drohend, doch unübersehbar.

Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die Position der Auführer militärisch unhaltbar wird.

11.00 Uhr

„Neu anfangen“, schlägt Göring in einer Besprechung im „Bürgerbräukeller“ vor. Er will, dass sie sich nach Rosenheim zurückziehen – dort sind die Nationalsozialisten besonders stark, von dort könnten sie erneut versuchen, die Macht in Bayern an sich zu reißen.

Ludendorff ist dagegen und befiehlt: „Wir gehen in die Stadt!“ Der Feldherr schlägt einen Marsch aller Putschisten vom „Bürgerbräukeller“ Richtung Innenstadt vor, einen Demonstrationszug quer durch München. Der werde die Bevölkerung mitreißen. Und die Begeisterung der Masse wiederum werde den Triumvirn keine andere Wahl lassen, als sich dem Aufstand doch noch anzuschließen.

Wohin genau sie eigentlich marschieren sollen, das verrät Ludendorff nicht.



Nicht einmal ein Dutzend Putschisten wird 1924 wegen Hochverrats angeklagt, neben Hitler (oben links, nach dem Prozess) unter anderem Wilhelm Frick (3. v. l.), Ludendorff (Mitte) und Ernst Röhm (2. v. r.). Doch ein erzkonservativer Richter spricht den Feldherrn frei, die anderen müssen wenige Monate in milde Festungshaft (oben; 2. v. r.: Rudolf Heß)

Und er hat auch keine Vorstellung davon, was er unternehmen will, sollten Kahr, Lossow und Seißer sich nicht beeindrucken lassen. Genaugenommen weiß der Feldherr nur, dass er sich an die Spitze seiner zunehmend demoralisierten und aggressiver werdenden Truppe stellen und marschieren will – egal wohin. Der Rest wird sich dann schon ergeben.

Hitler jedoch zögert, diskutiert, findet Widerworte. Er fürchtet sich vor dem Unternehmen. Seine Motive sind nicht ganz klar. Vielleicht gibt er dem Marsch von vornherein keine Chance. Vielleicht auch ahnt er, dass, sollte der Vorschlag wider Erwarten doch Erfolg haben, es vor allem Ludendorff sein wird, dem dann alle zujubeln werden, nicht ihm. Er hat dabei also nichts zu gewinnen – aber auch keinen besseren Plan.

„Wir marschieren!“, verkündet Ludendorff schließlich – und niemand wagt einen Widerspruch.

12.00 Uhr

Fahnenträger mit schwarz-weiß-roten und Hakenkreuzflaggen bauen sich vor dem „Bürgerbräukeller“ auf, mitten im Verkehr auf der Rosenheimer Straße. Dazu kommen die unrasierten Männer von SA, „Stoßtrupp“ sowie anderen Kampfverbänden aus dem Bierkeller. Sie richten sich in Zwölferreihen aus, mit geladenen Waffen; auf den Karabinern blitzen Bajonette.

In der ersten Reihe hinter den Fahnenträgern marschieren Hitler (im Trenchcoat und mit Schlapphut in der Hand), Ludendorff in Loden und Filzhut, Göring in seinem Gummimantel. In der Mitte der zwischen 2000 und 3000 Mann starken Truppe (einige hundert NS-Leute halten noch immer die Wehrkreiskommandantur, andere haben sich bereits unauffällig abgesetzt) rattert ein Lastwagen mit aufgeflepptem Maschinengewehr. Am Ende folgt ein gelber Opel mit aufgesteckter Rotkreuzflagge; ein SA-Arzt fährt mit.

Göring lässt die „Stoßtrupp“-Männer einige Geiseln aus dem „Bürgerbräukel-

ler“ herauszerren und aufstellen. Sie sind zu töten, befiehlt er, sollten die Putschisten auf Widerstand stoßen. Doch Hitler weist ihn barsch zurecht: „Ich will keine Märtyrer!“, faucht er. Die Geiseln bleiben unter Bewachung zurück.

Dann geht es los. Ein Kampflied singend – eher dissonant, denn außer einigen SA-Trompetern gibt es keine Musiker im Zug –, marschieren die Putschisten die Rosenheimer Straße hinunter zur Ludwigsbrücke. Die wenigen Polizisten, die sich ihnen dort entgegenstellen, werden zusammengeschlagen.

Über die Zweibrückenstraße geht es weiter Richtung Marienplatz. Ludendorffs Rechnung scheint aufzugehen: Immer größer wird die Menge der grölenden Schaulustigen, die sich den Marschierenden anschließen. Nach dem Schärmützel auf der Brücke ist die Polizei nirgendwo mehr zu sehen.

12.30 Uhr

Die Putschisten erreichen den Marienplatz vor dem Rathaus, das Herz der Stadt. Die meisten Marschierenden wähnen sich am Ziel, glauben, dass es hier zur Kundgebung kommen wird. „Heil! Heil!“, rufen sie – wie auch viele Schaulustige. Es sind Tausende.

Doch Ludendorff lässt keinesfalls anhalten – sondern brüllt, dass alle Mann nach rechts schwenken sollen. So überrascht die Verschwörer in dieser Sekunde auch sein mögen, so gehorsam bleiben sie. Statt vor dem Rathaus zu halten, biegen sie in die Weinstraße ein.

Auch dort Gedränge, Gegröle, Jubelrufe. Carl Zuckmayer ist in der Menge.

Was hat Ludendorff vor?

Vielleicht ist sein Ziel (er wird es niemals verraten) die Wehrkreiskommandantur, wo Röhm inzwischen von Hunderten Soldaten und Landespolizisten belagert wird. Gut möglich, dass der alte General das Hauptquartier befreien möchte. Dafür aber müssten die Putschisten an der Feldherrnhalle entlang und über den Odeonsplatz marschieren – doch dieser Platz wird inzwischen

von schwer bewaffneten Landespolizeieinheiten abgeriegelt.

Ein Panzerwagen steht mitten auf dem Platz. Uniformierte haben sich mit Maschinengewehren bei der Feldherrnhalle verschanzt.

Die Weinstraße geht in die Theatinerstraße über. Noch wenige Meter bis zum Odeonsplatz. Da erkennt Ludendorff, dass an der Einmündung der Theatinerstraße zum Platz bewaffnete Polizeiketten aufgezogen sind.

„Rechts einschwenken!“, brüllt Lüdendorff. „Wir werden um sie herumgehen.“

Die Putschisten biegen in die Perusa- und von dort in die Residenzstraße, die ebenfalls auf den Odeonsplatz führt – allerdings viel schmäler ist als die Theaterstraße. Ohne dass ein Kommando gegeben wird, haken sich die Marschierenden, auch Ludendorff und Hitler, plötzlich unter. Hitler hält seine Pistole in der Linken. In der sich verjüngenden

Straße werden Hunderte Schaulustige mitgerissen im unaufhaltsam vordrängenden Menschenstrom.

Der Lärm der Jubelrufe und der aufs Pflaster knallenden Stiefel nimmt zu. Die ersten Polizisten, die sich der Menge entgegenstemmen, werden von der Wucht der Leiber zurückgedrängt. Im Laufschrift eilen bewaffnete Polizisten quer über den Odeonsplatz ihren Kameraden zu Hilfe.

12.45 Uhr

Ein Schuss kracht, wahrscheinlich aus einem Karabiner. Niemand weiß bis heute, wer ihn abgefeuert hat oder von wo. Ein Mann vom ganz vorn marschierenden „Stoßtrupp Hitler“? Einer der heran-eilenden Polizisten aus der zweiten Reihe? Ein Scharfschütze – aber wer? – aus einem der am Platz liegenden Häuser?

Wer auch immer der Schütze sein mag: Sein Opfer ist ein Polizist, der tot niedersinkt.

Ein zweiter Schuss fällt – diesmal eindeutig aus Reihen der Verschwörer. Mit einer Kugel im Kopf bricht ein zweiter Uniformierter zusammen.

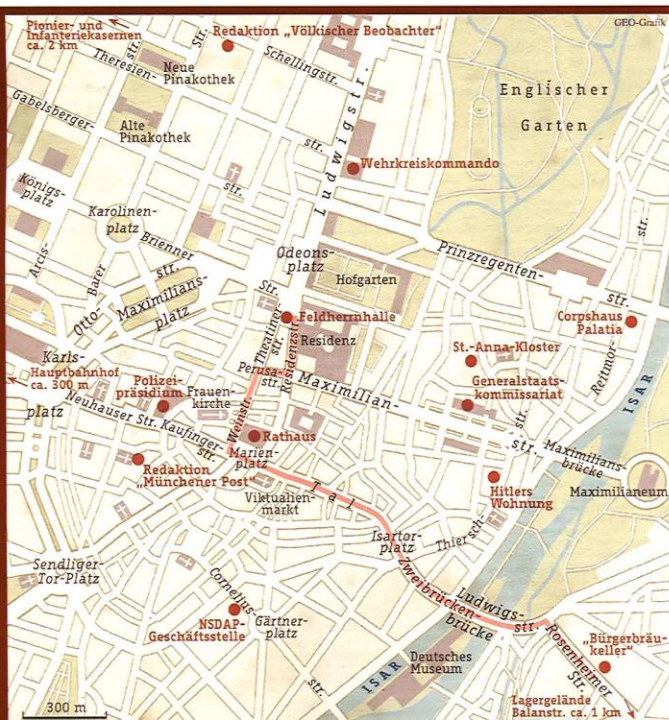
Da eröffnen die Polizisten, ohne auf ein Kommando zu warten, das Feuer auf die heranstürmende Menge. Von einer Sekunde auf die andere verwandelt sich die Residenzstraße in ein Schlachtfeld. Aus dem ohrenbetäubenden Jubelgegröl wird panisches Schreien, lauter noch als das Gewehrfeuer. Sterbende und Verwundete krümmen sich auf dem Pflaster, über das sich dunkle Blutlachen ausbreiten.

Voller Angst drängen sich Aufrührer und Neugierige in Hauseingänge oder versuchen, in der engen Straße zu drehen und davonzurennen. Andere erwidern das Feuer, manche werfen sich auf den Boden und gehen hinter den Leichen gefallener Kameraden in Deckung.

Nach vielleicht 60 Sekunden ist der Spuk vorüber. 14 Putschisten und vier Polizisten liegen tödlich getroffen auf dem Pflaster, dazu Dutzende Verwundete.

Ludendorff, der sich hingeworfen hatte, richtet sich rasch wieder auf und geht erhobenen Hauptes und starr durch den Kugelhagel – unversehrt bis zur Reihe der Polizisten, die ihn verhaften.

Göring wird in den Oberschenkel getroffen und von einigen SA-Leuten weggezerrt (die Verletzung bleibt so schmerzhaft, das er bis fast ans Ende



Der »Bürgerbräukeller« an der Rosenheimer Straße ist das erste Gebäude, das die Putschisten am Abend des 8. November 1923 in ihre Gewalt bringen. Später besetzen sie das Wehrkreiskommando nördlich des Hofgartens sowie die meisten Brücken über die Isar. Ab 1933 lässt Hitler an jedem Jahrestag den »Marsch zur Feldherrnhalle« (rot) mit Aufzügen und Kranzniederlegungen feierlich begehen. Aus dem schmählichen Scheitern wird so ein Gründungsmythos des NS-Staates

seiner Tage morphiunabhängig sein wird.) Die anderen Putschisten fliehen, tauchen in der Menge unter, manche ziehen ihre Uniformjacken aus und werfen die Waffen weg. Verhaftet wird zunächst kaum jemand. Die Polizisten sichern nur den Odeonsplatz.

Und Adolf Hitler?

Einer der ersten Schüsse der Polizisten trifft einen Nationalsozialisten, der sich an Hitlers linker Seite untergehakt hat: Nur ein paar Zentimeter weiter links und der „Führer“ wäre getroffen worden. So aber tötet die Kugel den Nachbarn – und rettet Hitler indirekt das Leben. Denn die Wucht des Aufpralls wirft den Getroffenen ruckartig zu Boden. Der Sterbende wiederum reißt Hitler nach unten – so heftig, dass dieser sich die Schulter ausrenkt. So entgeht Hitler den nächsten Salven. Bevor er sich wieder aufrappeln kann, wirft sich sein Leibwächter über ihn. Elf Kugeln treffen diesen Mann (keine davon tödlich).

Hitler wird nach dem Schusswechsel von einem Anhänger weggezerrt und, obwohl nahezu unverletzt, zum Opel gebracht. Dort rast der Arzt mit ihm davon.

Er ist, zunächst einmal, entkommen.

MIT DER SCHMÄHLICHEN FLUCHT endet Hitlers erste „Machtergreifung“. Der „Führer“ jagt sich nicht, wie er theatralisch versprochen hat, eine Kugel in den Kopf, sondern wird, gekleidet in einen geliehenen Pyjama, zwei Tage später in Uffing am Staffelsee, 60 Kilometer vor München, festgenommen. Er hat sich bei der Frau eines reichen Gönners versteckt. Ein Polizeiinformant hat ihn verraten.

Die NSDAP wird reichsweit verboten, ebenso der „Stoßtrupp“, die SA und andere Kampfverbände. Die Briefbögen der Partei nutzt die Münchner Polizei als Schmierpapier, ihr Vermögen zieht der Staat ein.

Hitlers Putsch könnte zur Fußnote der Geschichte werden, zur Tragikomödie bestenfalls. Wenn denn nur der Staat, den er so verachtet, jetzt ein wenig Stärke zeigen würde.

Gerade in seiner Niederlage aber erlebt Hitler den ersehnten Triumph. Als Hochverräter droht ihm die Todesstrafe, zumindest eine lange Haft (und zudem als Österreicher die Ausweisung).

Doch als ihm zwischen dem 26. Februar und 1. April 1924 der Prozess gemacht wird, lässt der Richter, erzkonservativ und national gesinnt wie fast alle Juristen der Weimarer Republik, keinen Zweifel daran, dass er die Putschisten bewundert.

Für den Verschwörer wird das Gericht deshalb zur Bühne. Stundenlang lässt ihn der Richter bei fanatischen, ausufernden Reden gewähren. So wird das Verfahren zu einem Forum Hitlers gegen die Republik.

Am Ende muss der „Führer“ nicht einmal neun Monate in der Festung Landsberg unter milden Bedingungen einsitzen (und trotz seiner Strafe das Reich nie verlassen). Einige führende Mitverschwörer wie Frick entlässt das Gericht auf Bewährung, Ludendorff spricht es sogar frei. Vom Fußvolk – jenen rund 3000 grölenden Schlägern, die eine Nacht lang München beherrschten, die raubten, Geiseln nahmen und Gegner zusammenschlugen – wird kaum einer bestraft. Himmler etwa steht für seine Beteiligung an dem Putsch nie vor einem deutschen Gericht.

Auch in Bayern ändert sich wenig. Zwar müssen ein paar Nationalsozialisten Armee oder Polizei verlassen – Ernst Röhm etwa gehört nicht länger der Reichswehr an. Und Kahr ist politisch erledigt: Die Demokraten wissen, dass er ihr Feind ist, die Völkischen kreiden ihm seinen „Verrat“ an Hitler und Ludendorff an, und so tritt er zurück, noch ehe der Prozess gegen die beiden begonnen hat. Auch Lossow wird zum Rücktritt gezwungen: Seißen jedoch bleibt Landespolizeichef. So wie er sind auch die anderen Spitzenbeamten und Politiker im Land nationalistisch, ultra konservativ und republikfeindlich.

Selbst in den nun anbrechenden stabilsten Jahren der Weimarer Republik

gelingt es der Berliner Regierung nie, in Bayerns Verwaltung, Justiz oder öffentlicher Meinung demokratische Vorstellungen durchzusetzen.

Die Hilflosigkeit der Reichsregierung und die offene Sympathie in Armee, Justiz und Verwaltung zeigen Hitler, dass er am 9. November 1923 zwar zurückgeschlagen, nicht aber besiegt worden ist. 1925 reorganisiert der entlassene Häftling NSDAP und SA und gründet die SS als Nachfolgeorganisation des „Stoßtrupps“. Niemand hindert ihn.

Auch nicht daran, den „Völkischen Beobachter“ zum reichsweiten Hetzblatt auszubauen. Oder in Tausenden Reden Demokraten, Juden und überhaupt allen Gegnern den Tod anzudrohen. Oder mit den Umstürzern von einst schon bald einen neuen Angriff auf den Staat zu wagen.

Zwar haben einige der Mitmarschierenden vom November 1923 genug von Krawall und Politik und ziehen sich zurück. Zwar wandelt sich der einst populäre Ludendorff zum weitgehend ignorierten Politsektierer ohne Massenanhänger. Zwar wird Röhm 1934 auf Befehl Hitlers ermordet, weil der ihn als Rivalen fürchtet.

Doch die meisten Putschisten werden ihrem „Führer“ treu bleiben. Aus dem bebrillten Laboranten Heinrich Himmler wird der Reichsführer-SS und Organisator der Konzentrationslager. Aus dem ehemaligen Jagdflieger und Studenten Rudolf Heß der Stellvertreter Hitlers. Aus dem zynischen Tauscher Wilhelm Frick der Innenminister des nationalsozialistischen Deutschland. Und aus dem fälschlingsmäßig ausstaffierten Hauptmann Hermann Göring der Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Leiter zahlreicher Institutionen im „Dritten Reich“. Sie alle werden Hitler folgen auf dem Weg zu Weltkrieg und Völkermord.

So wie sie ihm schon in München gefolgt sind, in einer nasskalten Novembernacht. □

Cay Rademacher, 42, ist Historiker und Geschäftsführender Redakteur von GEOEPOCHÉ.

Aus der Ferne sehen sie aus wie zwei übereinandergestapelte weiße Ziegelsteine: unten ein großer, darüber ein kleiner. Die Umrisse des Hauses in Weimar brechen radikal mit der Architektur vergangener Zeiten. Es hat nichts mehr von dem Pomp wilhelminischer Prunkbauten. Nichts mehr von der verspielten Extravaganz des Jugendstils. Statt Blütenornamenten zeigt es nur einfarbige Flächen, statt Stuckdekors klare Kanten.

Besucher aus dem In- und Ausland bestaunen das seltsame Musterhaus und seine Einrichtung. Seit der Eröffnung der ersten öffentlichen Ausstellung des „Staatlichen Bauhauses in Weimar“ am 15. August 1923 ist nun endlich zu sehen, was hinter den Mauern der neuen Kunstschule erarbeitet wird.

Mit Bedacht hat deren Direktor Walter Gropius ihren Namen gewählt: Bauhaus – das soll an die Bauhütten des Mittelalters erinnern, in denen Handwerker und Künstler gemeinsam arbeiteten und mit den Kathedralen einzigartige Kunstwerke schufen.

Schon vor dem Krieg hat sich der junge Architekt in Berlin einen Namen gemacht. Der Leiter der Großherzoglichen Kunstgewerbeschule in Weimar schlägt ihn deshalb als seinen Nachfolger vor.

Anfang 1919 wird Gropius nach Weimar eingeladen. „Ich fuhr lustlos hin“, schreibt er dazu in einem Brief, „aber meine radikalen Pläne fanden bei den Künstlern und Schülern einen solchen Beifall, dass ich nun fast hoffe, die Sache verwirkliche sich.“

Der 35-Jährige will nicht einfach einen Direktorenpos-

ten: Er hat sich vorgenommen, eine völlig neue Lehranstalt entstehen zu lassen.

Und sein Konzept überzeugt. Am 1. April 1919 wird das Bauhaus gegründet. Zu diesem Anlass verfasst Gropius ein Manifest. Er will nicht einen neuen Stil etablieren, nicht allein eine neue künstlerische Richtung anstoßen. Sondern viel mehr: die Erneuerung des gesamten künstlerischen Schaffens.

Deshalb erlernen die Bauhaus-Schüler bei „Werkmeistern“ die handwerklichen Fertigkeiten und üben bei „Formmeistern“ künstlerische Gestaltung. Im „Elementarunterricht“ experimentieren sie mit Materialien wie Gips, Papier, Glas und Holz, erkunden Formen und Kompositionen. Auch die Analyse alter Meisterwerke und das Studium der Natur und ihrer Strukturen stehen auf dem Stundenplan.

Gropius kann herausragende Handwerksmeister und bekannte Künstler für seine Ausbildungsstätte gewinnen, darunter Paul Klee und Wassily Kandinsky. Jeder von ihnen bringt eigene Vorstellungen in die Lehre ein. Gemein ist den Meistern nur die Freude am Experiment – und der Wille, den erstarrten Formenkanon zu durchbrechen.

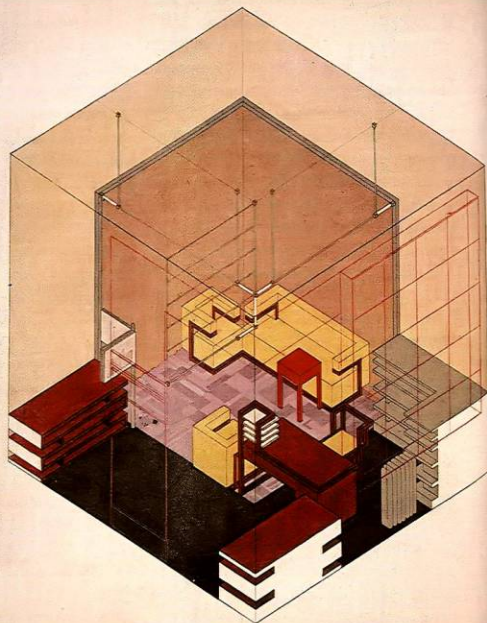
Bald reicht das Angebot der Werkstätten von Typographie bis Webkunst, von Tischlerei bis Wandmalerei. Der Bauhaus-Direktor selbst jedoch lehrt kaum: Gropius muss die Geschäfte seines „Bienenstocks“ führen, die Wogen heftiger interner Streitereien glätten – und nicht zuletzt das Bauhaus und seine beunruhigenden Ideen verteidigen.

1922 fordert die Regierung Gropius auf, zu präsentieren,

Das Spiel von Form und Funktion

Klare Fassaden, konsequente Reduktion: Die Kunstschule »Bauhaus« setzt auf das Ende von Pomp und Schnörkeln in Architektur und Design. Und prägt damit ein ganzes Jahrhundert

VON BERTRAM WEISS



Strenge Formen und Farbflächen beherrschen den Arbeitsraum, dessen Einrichtung der Bauhaus-Direktor Walter Gropius um 1920 entwirft. Ob Schreibtisch, Sessel oder Zeitschriftenablage – alle Strukturen spiegeln die Maxime wider, dass die Form eines Objektes allein seiner Funktion zu folgen habe

was seit der Gründung der Schule auf Staatskosten alles erreicht worden ist. Die Meister und ihre 114 Studenten stürzen sich in die Arbeit, planen, entwerfen, bauen.

„Kunst und Technik – die neue Einheit“ lautet das Motiv der Werkschau. Und das Musterhaus in Weimar setzt die neue Einheit nun erstmals um.

Einer Bienenwabe ähnlich gruppieren sich Zimmer um einen großen quadratischen Wohnraum in der Mitte. Ob Lichtschalter, Türklinken, Heizkörper, ob Teppiche, Lampen oder Spülbecken – alles haben Mitglieder des Bauhauses entworfen. Das ganze Haus samt Einrichtung soll den Anforderungen des alltäglichen Lebens genügen und gleichzeitig einem Gestaltungsprinzip folgen, das vom Material sowie der jeweiligen Funktion und Konstruktionsweise bestimmt wird. Klare und rechtwinklige Formen sind das Ergebnis. Im Kinderzimmer etwa gleichen die Möbel einem großen Baukasten, aus dem sich das Kind seine Umgebung selbst gestalten kann.

Kunst, Handwerk und Technik verbinden sich in Gropius'

Vision zu einem kreativen Akt. Jedes für das Haus entworfene Werkstück soll zugleich der industriellen Fertigung als Modell dienen. Die Türklinken etwa werden rund 20 Jahre lang produziert und zählen heute zu den Design-Klassikern des 20. Jahrhunderts.

Die Ausstellung erregt Aufsehen. Einige Kritiker feiern die Klarheit der Strukturen, andere verhöhnen sie als „Maggi-Würfel“; viele Besucher sind irritiert von der kühlen Formensprache. Dagegen bekennen sich Wissenschaftler und Künstler wie Albert Einstein, Marc Chagall, Gerhart Hauptmann und Arnold Schönberg zur Schule und gründen das Kuratorium „Kreis der Freunde des Bauhauses“.

Doch nicht nur die künstlerische Experimentierfreude der „Bauhäuser“ empört die Einwohner Weimars – durch den „ungewöhnlich freien Verkehr von Studenten beiderlei Geschlechts“ sieht die Lokalpresse auch die Moral bedroht. Als die neue rechte Landesregierung den Etat des Staatlichen Bauhauses aus politischen Gründen massiv reduziert, lösen die Meister die Hochschule 1925 auf.

In Dessau findet die Gemeinschaft eine neue Heimat. Der liberale Bürgermeister stattet die Neuankömmlinge großzügig aus: Gropius errichtet ein geräumiges Schulgebäude und Wohnhäuser für die Meister.

Doch die politischen Angriffe auf das Bauhaus finden kein Ende. Als „Brutstätte des Bolschewismus“ wird es von Nationalsozialisten beschimpft. „Bis jetzt beanspruchte 90 Prozent meiner Arbeitsleistung allein der Abwehrkampf“, erklärt Gropius seinen Schülern.

1928 verlässt er die Kunstakademie: Er will wieder Zeit haben für seine eigenen schöpferischen Ideen.

Ohne Gropius wandelt sich die Lehre am Bauhaus. Pragmatische Lösungen sind jetzt gefragt; Standardisierung und Typisierung der Formen siegen über die schöpferische Individualität. Immer mehr Unternehmen fertigen im Bauhaus entwickelte Produkte in Lizenz, etwa Tapeten mit Strichmustern und Rastern.

Gleichzeitig behaupten Firmen nun, ihre Artikel seien im „Bauhausstil“ gefertigt. Bau-

haus – das klingt inzwischen schick und ein wenig rebellisch. Wöchentlich besuchen mehr als 100 Neugierige aus dem In- und Ausland die Schule.

Und Ernst Kállai, der Chefredakteur der Zeitschrift „Bauhaus“, notiert: „Heute weiß jeder Bescheid: Wohnungen mit viel Glas und Metallglanz: Bauhausstil. Stahlrohrstuhlgerippe: Bauhausstil. Kein Bild an der Wand: Bauhausstil. Bild an der Wand, aber was soll es bedeuten: Bauhausstil.“

Zugleich ist die Kunstschule eine der „bestgehassten Institutionen des neuen Deutschland“, so die „Frankfurter Zeitung“. Die Nationalsozialisten attackieren sie immer schärfer. 1932 löst die rechtsradikale Mehrheit im Dessauer Parlament sie auf.

Dem 1930 berufenen Direktor Ludwig Mies van der Rohe – einem Pionier moderner Architektur – gelingt die Flucht nach vorn: Noch im selben Jahr eröffnet er die Kunstschule wieder, in einer ehemaligen Telefonfabrik im Süden Berlins.

Kein Jahr bleibt dem Bauhaus da noch. Am 10. April 1933 notiert die Sekretärin der Direktion im Tagebuch: „Beginn des neuen Stundenplans“. Es ist der letzte Eintrag. Am Tag darauf versiegeln Polizisten und SA-Männer die Türen der Schule.

Damit ist die Arbeit des Bauhauses in Deutschland vorerst zu Ende. Im Ausland dagegen, vor allem in den USA, werden die Ideen der Männer um Walter Gropius zu den prägenden Designvorstellungen der folgenden Jahrzehnte. □



Künstler wie Lyonel Feininger, Wassily Kandinsky, Oskar Schlemmer, Georg Muche und Paul Klee (v. l. n. r.) lehren am Bauhaus. Unter der Leitung von Walter Gropius schaffen sie ein Laboratorium für neues, zeitgemäßes Design

Bertram Weiß, 24, ist Journalist in Hamburg.

DIE WELT IM

Als ab 1924 erstmals kleine und lichtstarke Kameras auf den Markt kommen, bedeutet dies eine Revolution der Fotografie: Dank der neuen Apparate lassen sich schnelle, ungestellte Aufnahmen machen. Mit der Technik ändert sich auch der Journalismus – Fotoreporter dringen nun bis in die Hinterzimmer der Politik vor. Und in den Illustrierten beginnen die Grafiker mit den Bildern zu experimentieren, spielen Wörter häufig nur noch eine Nebenrolle

Das SPD-Blatt »Volk und Zeit« prä-sentiert im Mai 1929 ein Porträt New Yorks. Sechs Monate später erinnert die Illustrierte mit einer Collage aus Fotos der Kaiserzeit und Filmbildern an die deutsche November-Revolution



BILD





Während des Sturzes:
„Die Erschließung des Fallschirms, der Aufschlag und das Herabsinken hatte ich fast nicht.“



Der Fallschirm hat sich geöffnet:
„Mein Wagenfeld war entscheidend: Der Fallschirm hatte ich in 300 m Höhe entfaltet, bevor der Fieber brach, doch er lag guttural herein.“

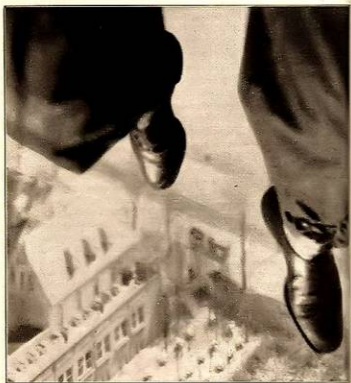


Der Kugelschild des Hängers.

Da mein Kellner Biederer mich für die weiteren Maßnahmen empfand, ließ ich mich sofort ein, um die Maßnahmen meines eigenen Hängers vom ganzen Sturzgang aus zu machen.

Die Vorbereitungen waren die gleichen. Wieder schmeckte die Sturzgarne in der Höhe und wieder sah ich 500 Meter hoch, während mich mit der Hand geführten Kalkulation meines Hängers durch einige Sekunden hielten zu ergreifen. Ich entließ mich also, einen bedauerlichen Übergang zu verfahren. Auf das Kommando „Aus!“ meines Piloten klappte ich mich festlich in die Tiefe. Ich hatte ein Glasgebet zum Himmel. Wenn ich bloß der Fallhänge stünde...

Obwohl gleich wie bei meinem Hängern gelang der eigentliche Hängergang. Aber... die Gefühle zu beschreiben, als ich mit dem Fall nach unten zur Erde kam, ist fast nicht möglich. Die Erschließung des Fallschirms, der Aufschlag und das Herabsinken hatte ich fast nicht. Es kam mir eher vor, als wenn plötzlich ein Gewandte mich am Kopftragen gepackt und bedröhnen hätte. Dieser Wagenfeld war entscheidend, bevor der Fieber brach, doch ich der Fallhänge entfiel heute und keine Verunsicherung bereits eingetreten war. Weil der Scheitern unendlich langem, ich von 7 Minuten bis zur Entscheidung fotografierte ich meine Beobachtungen. Wenn ich nicht gut gegangen, wenn nicht während meines Hängers der Hängergang hätte gesprochen wäre. Es lag sorgfältiger Beobachtung des Hängersystems folgte der Wind meines Fallschirms und trieb mich mit sich. Mit Schrecken sah ich, daß ich mich auf die große Fläche des Fallschirms ausbreiten zu konnte. Das Bewußtsein der bedauerlichen Weise, wie ich durch die aufsteigenden Bewegungen und das Fallen der Schirme in der Richtung meines Hängers. Immer mehr kam...



„Ich fotografierte in 200 Meter Höhe meinen eigenen Hänge.“



„Meine Frau unter auf dem Flugfeld in dem Hängerschild, in dem ich aus dem Hängersprung.“

Die handlichen Kameras ermöglichen spektakuläre Aufnahmen. 1931 fotografiert sich der einstige Militärreporter Willi Ruge beim Fallschirmsprung



Spätkommen auf der Erde „Mein
Fidel erwartet mich mit Zehnfüßchen.“

[illegible]

Willis, R. 2002.



Ende des Abenteuer

Mit einer Auflage von 1,8 Millionen ist die 1891 gegründete »Berliner Illustrierte Zeitung« um 1930 das meistverkaufte Bilderblatt der Republik. Chefredakteur Kurt Korff lässt als Erster Geschichten vor allem mit Fotos erzählen: So will er dem Leser das Gefühl geben, Augenzeuge zu sein – etwa 1932 bei einer Rettung verschütteter Bergleute in Oberschlesien

Erich Salomon hatte keine Einladung zum Bankett der Royal Academy in London. Und schon gar keine Erlaubnis, dort zu fotografieren. Aber das störte ihn nicht. Im Frack ging er mit einer Stunde Verspätung zur Veranstaltung – in der Hoffnung, dass nun niemand mehr nach einer Eintrittskarte fragen würde. Dann versteckte er sich mit Kamera und Stativ hinter einem Vorhang und begann zu fotografieren.

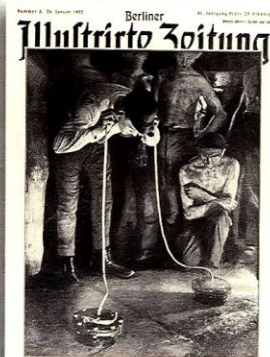
Nach dem Dinner wagte er sich zwischen solchen prominenten Gästen wie Prinz George und Innenminister Sir William Joynson-Hicks, um weiterzuarbeiten. Ein Dutzend Bilder hatte er schon gemacht, als ihn ein Herr höflich zur Seite nahm und fragte, was er da mache. Er fotografierte, antwortete Salomon. Und als man ihm zu verstehen gab, dass so etwas bei diesen Banketten noch nie gesehen sei, fügte er an: „Genau deswegen tue ich es ja.“

Erich Salomon hat die Fotoreportage nicht erfunden, aber wohl niemand verkörperte den Typus des neuen Fotografen der Weimarer Zeit mehr als er. Was sich in seiner Figur und seiner Arbeit widerspiegelte, war die permanente Präsenz der Öffentlichkeit – auch und gerade bei Veranstaltungen, die bis dahin hinter verschlossenen Türen stattgefunden hatten. Ob Sitzungen des Kabinetts, diplomatische Bankette oder politische Konferenzen: Von 1928 an war Salomon stets dabei; wenn es sein musste, bis morgens um eins.

Dann nahm er Bilder erschöpfter Minister und Präsidenten auf, tief in die Sessel zurückgefallen, manche mit geschlossenen Augen. Und als ihn der französische Außenminister Aristide Briand den „König der Indiskreten“ nannte, war dies als Adeltitel gedacht: Mehr konnte kein Fotojournalist erwarten.

DIE BEGEGNUNG MIT DEN GROSSEN DER ZEIT auf Augenhöhe wurde nach dem Ersten Weltkrieg zum Merkmal der Illustrierten: Im Zusammenbruch der alten Gesellschaftsordnungen sah die Presse ihre Chance. Fotografen wurden selbstbewusst und Redakteure frech. Nach Jahren der Zensur nahmen sie sich nun alle nur erdenklichen Freiheiten heraus.

Und den Lesern gingen die Augen auf. Denn wichtig waren fortan weniger die guten Texte als vielmehr möglichst spektakuläre Bilder. „In dem Maße, in dem das Leben unruhiger wurde“, schrieb Kurt Korff, der Chefredakteur der „Berliner Illustrierten Zeitung“, dem wohl wichtigsten Bilderblatt jener Jahre, „in dem Maße, in dem der Einzelne



weniger bereit war, in stiller Behaglichkeit eine Zeitschrift zu durchblättern, in dem gleichen Maße war es notwendig, eine schärfere, prägnantere Form der bildlichen Darstellung zu finden, die die Wirkung auf den Leser auch dann nicht verfehlte, wenn er Seite für Seite nur flüchtig durchsah.“

Korffs Konzept war die konsequente Reaktion auf das neue Tempo des Alltags und auf die Flut an Eindrücken, mit der die Werbung in den Straßen über die Passanten hereinbrach.

Die Illustrierten wurden damit zu dem entscheidenden Symbol der urbanen Moderne – obwohl es sie da schon mehr als 20 Jahre gab. Bereits um 1890 hatten Zeitungen überall auf der Welt mithilfe des neuen Rasterdruckverfahrens Fotos veröffentlicht. Und schon vor dem Krieg versuchte mancher Chefredakteur, die neuen Bildgeschichten ausfallen zu gestalten. Doch noch waren den Fotografen mit ihren schweren Kameras Grenzen gesetzt. Und noch dominierte das Wort über das Bild.

Erst in den 1920er Jahren sahen viele Redakteure im Foto nicht länger das Beiwerk, sondern: die Nachricht. Zunächst aus einem eher trivialen Grund – während der Inflationsjahre gingen die Anzeigen rapide zurück, und der freie Platz musste möglichst billig gefüllt werden.

Kurt Korff kam auf die Idee, die Bilder zu vergrößern und immer mehr Geschichten über Doppelseiten auszubreiten. Bald wurde es gar zum „Grundsatz“, nur Beiträge zu bringen, die sich in Fotos erzählen ließen: „Nicht die Wichtigkeit des Stoffes entschied über Auswahl und Annahme von Bildern, sondern allein der Reiz des Bildes selbst.“

Schnell meldeten sich die ersten Medienkritiker zu Wort. „In den Illustrierten sieht das Publikum die Welt, an deren Wahrnehmung es die Illustrierten hindern“, wettete Siegfried Kracauer 1927 gegen das „Schneegebübe der Fotografien“.

Doch da hatte der Erfolg Korff längst recht gegeben: 1930 lag die Gesamtauflage aller deutschen Illustrierten bei etwa fünf Millionen Exemplaren. Rund 20 Millionen Lesern schien sich durch Massenblätter fast so etwas wie eine Gesellschaftsutopie zu erfüllen, nach der jeder nun teilhaben konnte am großen Leben oder doch wenigstens sehen, wie die Großen lebten.

Mag sein, dass auch die populären Fortsetzungsromane etwa von Vicki Baum den Verkauf mitbestimmten. Dennoch hatte für Chefredakteure wie Kurt Korff der Textredakteur in leitender Funktion nun ausgedient; fortan bestimmte in der

Seite 540

m a z i

IM ELN VON N

Sonderaufnahmen aus White

Das Unheimliche Gekleid ist eine Welt für sich. Hier in den schäuderfrierenden Straßen des Winterdopels leben die Frauen der Armen. Millionen kann man heute nicht treffen, Gekleiderten überleben das Leben, sondern, überall sieht man besetzte Tische. Hier spielen an den Wänden, Frauen sitzen vor den Hausen, Männer spielen Karten auf dem Bürgersteig, das ganze Leben spielt sich hier auf der Straße ab. Wenn in den Wohnungen es es noch trübselt, die meisten Häuser sind baufällig, eine Spottkammer, es hier kein Luxus, weil nicht die ganze Familie in einem einzigen Zimmer. Unheimliche leben in so hoher großer Stadt. Ein Film, wie es in Deutschland nicht heute noch unheimlich mehr.

Der Autorennfahrer
Hans Stuck blickt im
Februar 1929 vom
Titelbild der »Münchner
Illustrierten Presse«.
Viele der Männer, die
nun die Reportage neu
erfinden, werden schon
bald weltberühmt –
Fotografen wie Alfred
Eisenstaedt, Felix H.
Man, Erich Salomon und
Martin Munkácsi

Münchner Illustrierte Presse



Engländerinnen, wie wir sie
Wir natürlich fast die Dänen den Tag, bei mir gewiss
die Engländer. Die ersten Dänen der ganzen Welt

ENDSVIERTEL LONDON

Illustriert für die Münchner Illustrierte von A. Eisenstaedt



Die irische Gasse
Hier im irischen Viertel steht eine Wirtin mit einem Kinde, das sie in den Arm genommen hat. Die Gasse ist sehr eng und die Häuser sind sehr niedrig.

Hier in diesem Viertel ist auch die unheimliche Geschichte der Duden mit giftigem Gift. In anderen Vierteln wohnen die Polen, die Chinesen, die Japaner. Als zu den Deutschen kommt, wird hier die größte der europäischen Stadtviertel.

Die meisten dieser Menschen kommen, obwohl sie nur eine Viertelstunde mit der U-Bahn fahren müssen, nur sehr selten nach dem wahren Leben. Sie leben in ihrem Viertel abgeschloßen. Sie haben hier ihre eigenen Parteien, sie haben ihren eigenen Klub, sie haben ihren eigenen Markt, ihren eigenen Tanz, wo man von alten Schönen bis zu neuesten Schönen alles bekommen kann. Sie haben ihre politischen Klubs



Ein Ehepaar von Whitechapel.

Er ist 36, sie ist 35 Jahre alt. Er hat noch nie verheiratet, denn er hat England (18) bei der Wahl gewonnen. Damit ist die Zukunft ihrer Kinder...



Hier wohnen sie ihre Jugend.

Die Mutter der Kinder, die in diesem Viertel wohnt, hat eine sehr große Familie. Sie hat fünf Kinder, die in diesem Viertel wohnen. Sie hat eine sehr große Familie. Sie hat fünf Kinder, die in diesem Viertel wohnen.

und Cooperator, sie haben hier ihre eigene Kirche. Sie haben hier ihre eigene Kirche. Sie haben hier ihre eigene Kirche.

fast. Auch Charles Chaplin ist hier von der Welt gekommen. Hier hat er im Leben den Erfolg und hat seinen ersten Film gemacht. Hier hat er seinen ersten Film gemacht.



Die nächste Generation

Das einzige Kind der Mutter ist die Mutter und der Vater ist die Mutter.

Wohin.

Nach der Welt kommen sie hier zusammen.

Im Jahr 1932 waren die meisten der Kinder in diesem Viertel geboren. Sie haben hier ihre eigene Kirche. Sie haben hier ihre eigene Kirche.



Etliche Reporter sind Autodidakten – so auch der einstige Kurzwarenhändler Alfred Eisenstaedt: 1932 porträtierte er Londons Elendsquartier Whitechapel



Der strenge Herr Lehrer.

Der Ski-Kurs: Anfangs-Übungen.
Aufnahme: Martin Munkácsi.

Schnee von den Fluren herbeischaffen müssen; und bei dem Besuch Friedrich Wilhelms, des gestrenghen Preußenkönigs, ist eine der Überraschungen: solenne Damen-Kennen auf Schlitten mit Ringschleudern und Ballwerfen, mit lodernen Fackeln und einem Olymp von Holz und Goldblech. Seine zum Kongress Europas versammelten Gäste zerstreut der kaiserliche Hof im Januar 1895 durch eine Schlittenpartie. Der Eipeldauer zwar, der derbe Spaßmacher von Wien, schreibt in seinen Briefen, daß früher eine andere Pracht war: „Heutiges Tages fahren's in lauter Trübsal mit Schellertg'shirn wie d'Fischer, und alles in Karpi oder Uniform und die Damen ohne all'n Gutmuth, bloß in Ueberrock'n und Hüt'n.“ Aber die Kaleschen haben Polster von smaragdgrünem Samt und silberne Gloden, um die Rassehengst flattern Tigerfelle und



Skier ruhen sich aus.
Fot. Martin Munkácsi.

geklauete Pelze. Feurig stampfen die Pferde, als der Zug unser Transportgeschmetter auf dem Jancsóplatz der Burg seinen Anfang nimmt. Ein Kavallerieoffizier und der Hofstaats sind der Vortrab, ein ungeheurer Schlitten befördert Trompeter und Paukenschläger, der Oberstallmeister und seine adligen Reiter reiten den Schlitten der Monarchen voran, die von vierundzwanzig Pagen in Troubadourtracht und von ungarischer Nobelpolgarde flankiert werden. Die Damen überleben sich in Hermelin und Brillanten, in Samt und Seide von Rosenfarbe, Purpur und Amaranth. Der Schluß ist wieder ein Schlitten mit einem Janitscharen- (Fortsetzung auf Seite 32.)

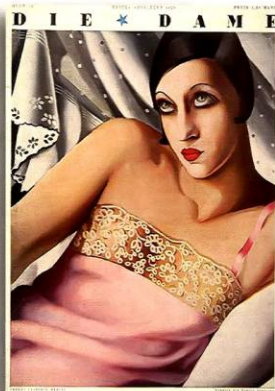


Spiel mit Licht und Schatten: Arlberg, Dezember 1930. Martin Munkácsi wird später als Modelfotograf erstmals Couture außerhalb des Studios inszenieren



Um-
Sprung

Im April 1929 druckt
»Die Dame« auf ihrem
Titelbild ein Gemälde
der polnischen Malerin
Tamara de Lempicka.
Viele Blattmacher lassen
sich neben der Fotogra-
fie auch von modernen
Kunststilen wie Art déco
und »Neuer Sachlich-
keit« inspirieren



„Berliner Illustrierten“ ein „künstlerischer Beirat“ über das Heft, der das Leben wie ein „Filmdichter und Filmregisseur“ nur noch in Bildern begreifen sollte. Korff wies sogar darauf hin, dass es kein Zufall sei, „dass die Entwicklung des Kinos und die Entwicklung der „Berliner Illustrierten Zeitung“ ziemlich parallel laufen“.

Damit meinte er den Einsatz filmischer Mittel bei der grafischen Gestaltung seiner Doppelseiten. Da wurden Bildbewegungen zu Bildsequenzen. Ahmten raffinierte Kompositionen mit ineinander verschachtelten Aufnahmen die Montagetechnik des Kinos mit den Wechseln zwischen Großaufnahmen und Totalen nach. Waren Bilder in langen Reihen über die Seite gestreut, wurden zu Bögen und Fächern arrangiert oder folgten den Mustern ausgefallener Ornamente, meist viele kleine Fotos um ein Hauptbild arrangiert.

Zudem änderte sich durch zwei neue Kamertypen die fotografische Bildsprache. 1925 kam die Leica auf den Markt, eine Kleinbildkamera, die handlich war, schnell und einfach zu bedienen, ein Film reichte für 36 Aufnahmen. Mit der Ermanox, im Jahr zuvor präsentiert, musste man zwar für jedes Bild nach wie vor eine neue Platte einlegen – dafür aber war ihr Objektiv das lichtstärkste weltweit. Damit ließ sich selbst in schwach beleuchteten Räumen ohne Blitzlicht fotografieren.

Beides waren ideale Reporterkameras – nur gab es die idealen Reporter noch nicht.

Die besonderen Möglichkeiten der neuen Technik erkannten deshalb zunächst zwei Amateure: der Mediziner Paul Wolff, der mit der Leica so erfolgreich experimentierte, dass er Berufsfotograf wurde; und der promovierte Jurist Erich Salomon, der mit der Ermanox schon bald den Blick auf die Politik revolutionierte. Jetzt erst entstand das klassische Reportagefoto, das dieses Genre bis heute prägt: schnell gesehen, authentisch, ungestellt.

Was die neuen Fotojournalisten von den alten Bildreportern unterschied, war freilich nicht allein die Technik. Es war ihr Interesse an den Hintergründen der aktuellen Ereignisse und an den Zwischentönen des Lebens. Sie gaben sich nicht zufrieden mit offiziellen Fototerminen, bei denen die Kollegen im Dutzend umständlich ihre großen Blitzlichter zündeten, sondern suchten die Momentaufnahme, die sie gern unbemerkt machten und allein mit dem vorhandenen Licht.

Zu diesen Realisten zählte schon bald ein größerer Kreis. Darunter Felix H. Man, ein früherer

Sportzeichner, Wolfgang Weber, der zuvor Musikwissenschaft studiert hatte, Walter Bosshard, ein Kunsthistoriker, der Maler Otto Umbehre, der frühere Kurzwarenhändler Alfred Eisenstaedt oder der Anstreicher Martin Munkácsi. Sie alle waren Autodidakten und eher zufällig in den Beruf gerutscht.

Als sich mit Einführung der Rentenmark am 15. November 1923 die wirtschaftliche Situation zu stabilisieren begann, kam es zu zahlreichen publizistischen Neugründungen: Allein zwischen 1924 und 1926 erschienen 17 neue Bilderblätter, darunter auch der nationalsozialistische „Illustrierter Beobachter“.

Der Ullstein Verlag etwa, das größte Berliner Pressehaus, in dem neben der „Berliner Illustrierten Zeitung“ Erfolgstitel wie „Die Dame“ und „Das Blatt der Hausfrau“ erschienen, brachte 1924 den „Uhu“ und 1925 die „Koralle“ heraus.

Der „Uhu“ orientierte sich vor allem an der Kunst und Kultur der Zwanziger Jahre. Zu seinen Mentoren zählte der Schriftsteller Kurt Tucholsky; die spätere Erfolgsautorin Vicki Baum saß in der Redaktion. Auch sonst schmückte sich der „Uhu“ mit den großen Namen der zeitgenössischen Literatur. So schrieb Arnold Zweig über Else Lasker-Schüler, und ein Hörspiel Bertolt Brechts über Charles Lindbergh wurde vorabgedruckt. Wegen seines kleinen Formats glich das Magazin fast einem Buch, dennoch präsentierte der „Uhu“ auch die wichtigsten Fotoreporter jener Zeit, erhielt der legendäre Porträtist August Sander etliche Doppelseiten Platz für seine streng sachlichen Aufnahmen deutscher Handwerker und Dorfbewohner.

Die „Koralle“ hingegen verstand sich als populärwissenschaftliche Monatszeitschrift. Neue technische Entwicklungen und Erkenntnisse aus der Forschung wurden leicht verständlich aufbereitet und anschaulich illustriert.

Eine ideologische Mission verfolgte die 1925 von Willi Münzenberg aus den Zeitschriften „So-wjet-Russland im Bild“ und „Sichel und Hammer“ weiterentwickelte „Arbeiter Illustrierte Zeitung“: Ohne je Parteigänger zu sein, stand sie der KPD nahe und wandte sich an die unpolitische und unorganisierte Arbeiterschaft, um sie zu aktivieren. „Es muss möglich werden“, schrieb Münzenberg, „der Verdummung durch die bürgerlichen illustrierten Zeitschriften erfolgreich entgegenzuwirken.“

Als der Künstler John Heartfield ab 1930 begann, die Politik in aggressiv-bitteren Collagen zu karikieren, übernahm das Heft die Rolle der künst-

Die »Arbeiter Illustrierte Zeitung« steht der KPD nahe und ist bekannt für ihre Sozialreportagen sowie die bösen Fotocollagen des früheren Dada-Künstlers John Heartfield. Dessen Titelbild vom Oktober 1932 illustriert, wer Adolf Hitler finanziert: das Großkapital



24 Stunden Moskau

Vor einigen Wochen nummer das neue K... von... ersten Arbeiter- und... Bauten, Fabriken, Siedung... Großkirchen und Kultu... einmal unter die Decke... den Alltag einer Mosk... gibt es eine Familie F... im Hause Nr. 59 die W... drei Jungs und zwei... gar nicht von Millio... Art... genau so wie die Film...

Zwischen 6 und 7 Uhr morgens



Um sechs Uhr morgens ist der Spritzenmann, der bei jedem Häusernblock das Gestein der jungen... zu überweisen hat, bei der Arbeit...

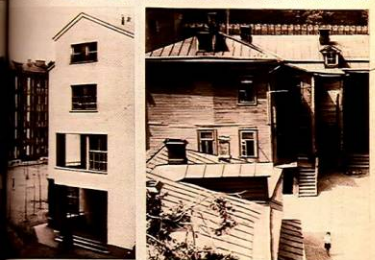
750

mus dem Leben einer Arbeiterfamilie

In einer Sonderausstellung der Hauptstadt des Sowjet-Union leben. Und gerade d'rum interessiert sie uns! Wir wollen in diesen Bildern beobachten, wie der Sowjet-Alltag von Morgens bis Mitternacht aussieht und ihn mit dem kapitalistischen Alltag vergleichen, in dem wir dahinschliefen. Denn gerade darum, weil sich unsere Bilder von jeder Schönliebe fernhalten, weil sie die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen, gerade darum stellen sie jedem in den kapitalistischen Ländern lebenden arbeitenden Menschen eindringlich die große Frage: Untergang in der kapitalistischen Barbarei oder Kampf um den Aufbau des Sozialismus!



Wie es viele in Moskau von 1931 gibt. Diese Neubauten stehen im Arbeiterviertel. In einem von ihnen, im Haus Nr. 59, wohnt der Arbeiter Filipow mit seiner Familie.



Früher hat der Arbeiter Filipow nicht so modern gewohnt. Nach vor 2 Jahren kaufte er in diesem baufälligen Holzhäuschen, einem Überbleibsel aus der Zarenzeit. Aber heute wohnen 56.000 Moskauer Arbeiterfamilien ebenso wie die Filipows in neuen Häusern.



Um 17 Uhr sitzt die ganze Familie Filipow am Frühstückstisch. Der Vater Dmitri Petrowitsch Filipow, seine Frau Anna Iwanowna, die älteste Tochter Vera, die jüngere Nadjeschda, der älteste Sohn Konstantin, der jüngere Nikolai und der kleinste, der wie viele Kinder seines Alters zur Erinnerung an Lenin den Namen Wolodja trägt. Und nun wollen wir einmal genau betrachten, was die Filipows zum Frühstück auf dem Tisch haben. Dann zeigt sich deutlich, nach welchen Grundsätzen der Sowjetstaat heute die Lebensmittelversorgung regelt, denn während der Durchführung des Fünfjahresplanes ist noch eine Rationierung der Lebensmittel nötig, um jedem ausreichende Nahrung zu sichern. Vater Filipow ist Stahlarbeiter und bekommt infolgedessen eine erhöhte Lebensmittelration. Deshalb sehen wir auf seinem Teller zwei Eier. Der kleine Wolodja bekommt auf seine Kinderkarte ebenfalls Eier und dazu Milch. Während bei den Erwachsenen die Lebensmittelzuteilung nach ihrer Klassenzugehörigkeit vorgenommen wird, werden bei den Kindern keine Klassenunterschiede gemacht. Alle Kinder, also auch die der früheren Bourgeoisie, die nicht wahlberechtigt ist, bekommen die erhöhte Kinderkarte. Milch usw. Die übrigen Erwachsenen müssen sich mit Tee, Brot und Wurst begnügen. Auch Zucker und Butter ist für alle vorhanden.



Fünf Mitglieder der Familie Filipow gehen nach dem Frühstück zur Arbeit. Vater Filipow fährt mit seinen zwei Söhnen mit der Straßenbahn nach der Fabrik „Kassini Proletari“ („Roter Proletarier“), in der Maschinen und Maschinenbestandteile hergestellt werden.

Vom Frühstück bis zum Feierabend: Für die AIZ begleiten 1931 drei Fotografen eine Moskauer Arbeiterfamilie durch den Tag. Die Reportage füllt zwölf Seiten

lerischen Avantgarde. Heartfields Titelbild vom Oktober 1932, in der Adolf Hitler die Hand zum Gruß hebt, um vom Großkapital Geld zu empfangen, oder die vermeintliche Röntgenaufnahme Hitlers, auf der ihm Münzen die Speiseröhre hinunterrollen, ergänzt um den Kommentar: „Schluckt Gold und redet Blech“, illustrierten das Selbstverständnis der Zeitung, die von sich behauptete, die einzige zu sein, die „mit der Veranschaulichung der Welt eine Weltanschauung verbindet“.

Zu dem wohl härtesten Konkurrenten der „Berliner Illustrierten“ wurde ab 1927 die „Münchner Illustrierte Presse“ unter dem erst 26-jährigen Chefredakteur Stefan Lorant. Der gebürtige Ungar hatte 1919 Budapest verlassen und in Wien zunächst als Standfotograf gearbeitet, später als Kameramann. 1921 ging er nach Berlin, drehte dort mit Greta Garbo und Asta Nielsen – und gab der jungen Marlene Dietrich nach Probeaufnahmen den Rat, wieder nach Hause zu gehen und zu heiraten.

Bei der „Münchner Illustrierten“ zeigte Lorant mehr Fortune und beschäftigte all jene, die das Genre nachhaltig prägten: Erich Salomon, Alfred Eisenstaedt und Felix H. Man, die Ungarn André Kertész und Brassai. Wie Korff glaubte er an die Macht des Layouts. Bilder seien wie „Noten“, die erst einer wie er zu Symphonien zusammenfüge.

Vieles musste ohnehin noch erfunden werden – vom Layout, das sich bei der strengen Geometrie der „Neuen Sachlichkeit“ ebenso Anregungen holte wie bei der impulsiven Ästhetik von Expressionismus und Futurismus, bis zur Fotografie, die für die Wucht, mit der ihr die Motive nun förmlich entgegensprangen, keine Vorbilder kannte.

Auch das Selbstverständnis, mit dem die gesamte Welt zum Spielplatz der Fotoreporter wurde, war neu. Mit Bahn und Schiff, Flugzeugen und Zeppelin war die Welt klein geworden. Wo nur wenige Jahre zuvor der Blick von einer Wannseebrücke als Spektakel des Gewöhnlichen inszeniert worden war, erwarteten die Leser jetzt Aufnahmen aus den entferntesten Regionen der Erde.

Es war, als seien alle Grenzen aufgehoben.

1933 WAR DIESER TRAUM ZU ENDE. Fünf Jahre lang war Deutschland das Zentrum der journalistischen Fotografie gewesen; nun wurde es unter den politischen Ereignissen förmlich zerfetzt. Die Redaktion der „Arbeiter Illustrierten Zeitung“ wurde von Nationalsozialisten gestürmt und zerstört; die Redakteure flohen größtenteils nach Prag.

Kurt Korff setzte sich in die USA ab, wo er das legendäre Magazin „Life“ mit entwickelte. Stefan Lorant wurde verhaftet und konnte erst nach sechs Monaten ausreisen; später emigrierte er nach Großbritannien, wo er zunächst die „Weekly Illustrated“ leitete und ab 1938 als Chefredakteur die neugegründete „Picture Post“.

Auch Felix H. Man ging nach England; Martin Munkácsi und Alfred Eisenstaedt blieben noch eine Weile in Deutschland, ehe sie nach New York auswanderten und bei „Life“ und „Harper's Bazaar“ zu gefeierten Fotografen wurden.

Und Erich Salomon? 1931 war sein Bildband „Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken“ erschienen, und die ungekünstelten Porträts von Hindenburg und Stresemann, von Wilhelm Furtwängler und Thomas Mann, Max Liebermann und Albert Einstein hatten ihn berühmt gemacht.

Den Politikern schien er zu imponieren – es waren Begegnungen auf Augenhöhe. „Wussten sie“, spekuliert der Fotohistoriker Janos Frecot, „dass sie ihm Dank schuldeten dafür, dass er die Sphäre der Politik immer noch als Bestandteil der bürgerlichen Gesellschaft bezeugte, während sie längst schon auf die Katastrophe von 1933, den Zusammenbruch und die Außerkraftsetzung der Spielregeln und Wertkategorien ebendieses Bürgertums zutrieb?“

Im Rückblick schimmert diese Ahnung gleichsam als Wasserzeichen durch Erich Salomons Werk. Denn seine Bilder zeigen ja oft Gesprächssituationen. Je länger aber man sie betrachtet, umso deutlicher wird, dass gerade die vielen Aufnahmen von politischen Konferenzen immer wieder die Möglichkeit des Scheiterns in sich tragen, dass in den Debatten die Meinungsverschiedenheiten nicht ausgeräumt werden können.

Ein Bild von prophetischer Qualität nahm Salomon auf, als die Fraktion der NSDAP im Berliner Reichstag einem Redner geschlossen den Rücken zuwendete – hier fand das Ende der Kommunikation seinen vollkommenen Ausdruck.

Salomon war im Ausland, als die Nationalsozialisten die Macht übernahmen. Er kehrte nicht nach Berlin zurück, sondern arbeitete fortan in den Niederlanden, der Heimat seiner Frau. Als deutsche Truppen 1940 das Land besetzten, tauchte er in den Untergrund ab, wurde aber 1943 verraten und ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert.

1944 haben die Nationalsozialisten den wohl bedeutendsten Fotoreporter seiner Generation in Auschwitz ermordet. □

Freddy Langer, 49, leitet das Reiseressort der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und ist im Feuilleton der „FAZ“ für die Fotografie zuständig. Abgebildete Zeitschriften: Sammlung Robert Lebeck.

Nach dem Krieg ist das Deutsche Reich auch finanziell am Ende: 155 Milliarden Mark Schulden belasten den Staatshaushalt, zudem fordern die Alliierten gewaltige Reparationen. Um ihre Ausgaben zu finanzieren, lässt die Regierung beständig neue Papiernoten drucken – und löst so die rasanteste Geldentwertung der Geschichte aus. Bis Ende 1923 treibt der Währungsverfall Millionen Menschen in die Armut. Gerissenen Unternehmern wie Hugo Stinnes aber, dem »König der Inflation«, beschert er gigantische Gewinne

DIE STUNDE DER SPEKULANTEN

Ein Bankangestellter zählt im Keller eines Geldinstituts lagernde Notenbestände. Auf dem Höhepunkt der Inflation 1923 sind 400 Trillionen Mark im Umlauf



Berlin im Oktober 1923: Eines Abends macht sich ein Kritiker auf den Weg ins Residenztheater, die Taschen gefüllt mit einigen hundert Millionen Mark. An der Kasse angekommen, kann er den Eintritt dennoch nicht bezahlen. Während der Fahrt ist der Preis für den billigsten Platz auf knapp eine Milliarde gestiegen.

Dresden, an einem Donnerstagmorgen, zwei Wochen später. Der Romanist Victor Klemperer eilt zur Hochschule, um sein Gehalt abzuholen. Den ganzen Vormittag über wartet der Professor dort vergebens auf die Auszahlung. Als er tags darauf endlich Banknoten in den Händen hält, hat die Mark weiter an Wert verloren. Für seine Gasrechnung zahlt er nun 150 Milliarden mehr.

So schnell sinkt der Wert der deutschen Währung, dass in Deutschland vielerorts die Löhne täglich ausbezahlt werden. Mit Aktenmappen, Rucksäcken oder Reisetaschen drängen die Menschen zu den Gehaltsschaltern, verstauen hastig die meist druckfrischen Scheine und eilen in die Geschäfte. Um ihr Geld so schnell wie möglich auszugeben.

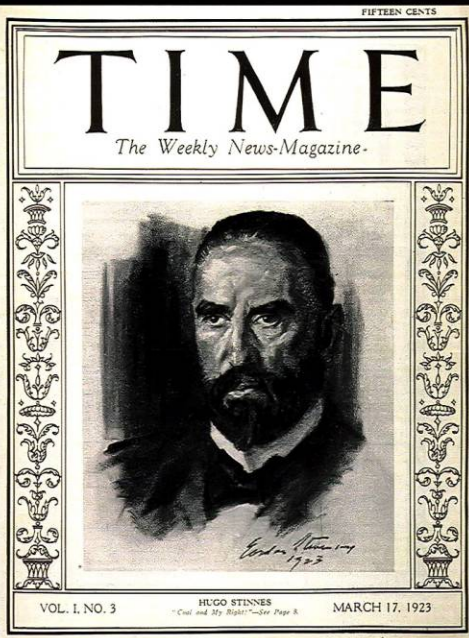
Denn gegen Mittag veröffentlicht die Börse den neuen Wechselkurs des Dollars, gewöhnlich hat die Mark dann im Vergleich zum Vortag die Hälfte ihres Werts gegenüber der US-Währung verloren. Und sofort verdoppeln auch die Händler ihre Preise: Die Milliarden, die ein Kilo Brot, Butter oder Reis vormittags gekostet haben, reichen dann nur noch für ein Pfund.

Wenn es überhaupt etwas zu kaufen gibt im Deutschen Reich.

Denn viele Händler horten ihre Waren und lassen ihre Geschäfte geschlossen. Andere tauschen nur noch gegen Wurst oder Speck, weil Bargeld nichts mehr zählt. Manche Friseure verlangen für einen Haarschnitt vier Eier, Kinos für eine Eintrittskarte zwei Kohlestücke. In einer Kirche in Berlin werfen die Gläubigen keine Münzen in die Kollekte, sondern spenden Briketts für die Heizung.



Den Schwerindustriellen Hugo Stinnes (oben links, 1920) kündigt die Inflation nicht. Im Gegenteil: Er finanziert seine Geschäfte vor allem über Schulden, die sich mit dem Währungsverfall fast in nichts auflösen. Dank der schwachen Mark streicht er mit Exporten hohe Gewinne ein – und erwirbt sich im Ausland einen zweifelhaften Ruf: Das amerikanische Magazin »Time« porträtiert den Großunternehmer während des Ruhrkampfes 1923 als machthungrigen Intriganten



Bäcker stellen den Betrieb ein, weil die Bauern ihr Getreide zurückhalten und das Mehl zu teuer geworden ist. Unter den Wartenden vor den Läden gehen Gerüchte um, über Preistreiberei und versteckte Lager. Immer wieder werfen die Hungernden Schaufenster ein, stürmen Konditoreien, plündern Marktstände wie Delikatessenzläden, bewerfen herbeistürmende Polizisten mit Steinen und Glasscherben.

Es gibt Verletzte. Und Tote.

Auf den Bahnhöfen der Großstädte sammeln sich Armeen der Verzweifelten: Männer, Frauen und Kinder, bewehrt mit Spaten, Hacken und Körben. So ausgerüstet, fahren viele Berliner aufs Land, um in den Furchen abgeernteter Felder nach Kartoffeln zu graben. Einige plündern selbst volle Äcker und riskieren für ein paar Knollen ihr Leben. Denn Polizeiposten bewachen die Felder, auch bei Nacht, suchen sie mit Scheinwerfern ab, feuern sogar auf Kinder.

Je rascher die Banknoten an Wert verlieren, desto kostbarer werden „Sachwerte“ jeglicher Art. In der Hauptstadt verschwinden Türklinken aus Messing, Regenrohre, Gullydeckel. Diebe stehlen Bronze-Denkmäler von ihren Sockeln und Metallurnen von den Friedhöfen. Umgekehrt gehen die Überfälle auf Geldtransporter zurück, die täglich neue Scheine durchs Land fahren.

Allein zwischen Oktober und November 1923 gibt die Reichsbank rund 400 Trillionen Papiermark in Umlauf. Längst ist die Reichsdruckerei überfordert, und so sind nun 30 Papierfabriken und 133 private Druckereien mit der Herstellung des Geldes beauftragt. 1723 Pressen arbeiten Tag und Nacht. Dennoch stockt der Nachschub. Städte, Gemeinden und Fabriken drucken eigenes „Notgeld“, das der Handel als provisorisches Zahlungsmittel akzeptiert.

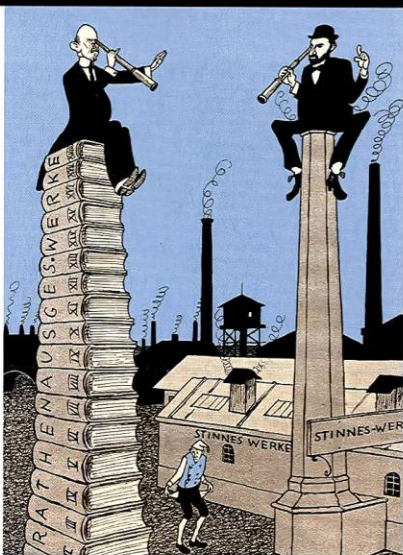
Die Städte Pößneck in Thüringen und Borna bei Leipzig etwa geben Geldscheine aus Leder in den Handel. Die sind besonders beliebt, wenn auch nicht als Zahlungsmittel: Die Menschen

besohlen mit den Lederstücken ihre Schuhe. Bielefeld produziert Ersatzgeld aus Leinen und Spitzen, Meißen Münzen aus Porzellan.

Die deutsche Inflation des Jahres 1923 ist die dramatischste Geldentwertung der Wirtschaftsgeschichte. Betrieben von einer Regierung, die ihren Haushalt auf Pump finanziert und dafür immer mehr Papiernoten drucken lässt. Bis es viel zu viel Geld für die wenigen Waren gibt. Bis die Preise in absurde Höhen steigen und der Wert der Mark gegenüber ausländischen Währungen ins Bodenlose fällt: Am 20. November 1923 kostet ein US-Dollar 4,2 Billionen Papiermark.

Millionen Sparer stürzen ins Elend. Die Inflation ruiniert Rentner, Beamte, Künstler und Privatgelehrte, aber auch Professoren, Ärzte und Anwälte. Garantierte der Zinsertrag eines Bankguthabens in Höhe von 60000 Mark zehn Jahre zuvor einem Freiberufler noch einen sehr gut situierten Ruhestand, reicht der Betrag jetzt nicht einmal mehr aus, um eine Tageszeitung zu kaufen. Der bürgerliche Mittelstand verarmt.

Doch wer gerissen und skrupellos ist, der kann es in diesen Zeiten weit bringen. „Raffkes“ nennt der Volksmund die Inflationsgewinner, die Schieber und Spekulanten. Sie nutzen die Notlage ihrer Mitbürger aus, kaufen etwa Goldmünzen, Wohnungseinrichtungen und ganze Häuser auf, um sie dann möglichst teuer weiterzuveräußern. Auch viele Bauern werden plötzlich reich, weil sie ihre Produkte nicht mehr gegen Papiergeld abgeben, sondern nur noch gegen Sachwerte wie etwa Antiquitäten.



Der eine thront auf seinen Werken, der andere auf dem Fabriksschlot – und keiner hat einen Blick für die Not des deutschen Michel: So karikiert der »Simplicissimus« 1922 Walther Rathenau und Hugo Stinnes. Als Wirtschaftssachverständige hatten beide großen Einfluss auf den Verlauf der Reparationskonferenz im belgischen Spa

Der größte Nutznießer dieser Not ist jedoch der Unternehmer und Politiker Hugo Stinnes. Während die Mark abstürzt, baut der Schwerindustrielle seinen Konzern mit dem billigen Geld nach und nach zu einem Wirtschaftsimperium aus. Am Ende wird der von seinen Angestellten „Prinzipal“ genannte Mann 1535 Einzelunternehmen besitzen: Zechen, Stahlwerke, Werften, Schiffe und Banken in Deutschland, Zuckerfabriken in der Tschechoslowakei, Holzwerke in Rumänien, Petroleumkonzessionen in Argentinien.

DER „KÖNIG DER INFLATION“ ist Unternehmer in dritter Generation. 1870 wird Hugo Stinnes in Mülheim an der Ruhr geboren; seine Familie ist durch den Transport von Kohle, Erz und Holz, später auch durch Handel und Bergbau reich

geworden. Früh lernt der Junge, wirtschaftlichem Denken alles andere unterzuordnen, das Wohl des Unternehmens über alles zu stellen.

Mit 23 Jahren gründet Stinnes, finanziell unterstützt durch seine Mutter, in Straßburg eine Fabrik für Kohleverarbeitung. Sein Programm heißt fortan: Wachstum um jeden Preis. Und er besitzt unternehmerisches Genie. Schon bald nach der Jahrhundertwende steht er an der Spitze des kurz zuvor gegründeten Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks (RWE); wenige Jahre später führt Stinnes eines der größten Montanunternehmen Europas. Als 1914 der Weltkrieg ausbricht, avanciert er zu einem wichtigen Waffenlieferanten des Reiches.

Es ist zugleich das Jahr, in dem der Wertverfall der deutschen Mark einsetzt. Denn das Reich finanziert den Krieg größtenteils über Schulden – über langfristige Anleihen bei privaten Anlegern und über kurzfristige Kredite, die es bei der Reichsbank aufnimmt.

Die Regierung geht davon aus, dass Deutschland den Krieg gewinnen wird. Die bis dahin angehäuften Schulden sollen die besiegten Gegner später mit Reparationszahlungen begleichen. Mögen doch sie das „Bleigewicht der Milliarden“ durch „die Jahrzehnte schleppen“, wie Karl Helfferich verkündet, Staatssekretär im Reichsschatzamt und zuständig für die deutsche Kriegsfinanzierung.

Auch Hugo Stinnes setzt auf den Siegfrieden. Eine von ihm in Auftrag gegebene Denkschrift fordert, Deutschland solle sich große Teile Frankreichs, Belgiens und Russlands einverleiben.

Doch bei seiner Niederlage 1918 hat das Deutsche Reich nicht nur 155 Milliarden Mark Schulden, sondern muss künftig selbst Reparationen zahlen – wie viel genau, darüber wird in den Jahren darauf erbittert verhandelt.

Zudem steht der im Vergleich zur Vorkriegszeit um das Zehnfache erhöhte Papiergeldmenge Ende 1918 kein entsprechend vergrößertes Warenangebot gegenüber. Das bedeutet eine erheb-



Nach dem Mord an Außenminister Rathenau im Frühsommer 1922 stürzt die Mark ins Bodenlose. Im September 1923 stempelt die Reichsbank 1000-Mark-Scheine in Noten zu einer Milliarde Mark um. Schon bald reichen auch Körbe nicht mehr aus, um die Banken mit neuem Geld zu beliefern



liche Teuerungsgefahr: Denn die Produzenten können für ihre Güter nun höhere Preise erzielen. Die Regierungen der Siegermächte, die in ihren Ländern vor ähnlichen Problemen stehen, bekämpfen die drohende Inflation mit einer rigorosen Sparpolitik und der Tilgung der Kriegsschulden. Dafür müssen sie einen wirtschaftlichen Abschwung hinnehmen, der die Arbeitslosenzahlen in die Höhe schnellen lässt.

Ganz anders dagegen die Reaktion in Deutschland: Hier nehmen die Verantwortlichen die Geldentwertung bewusst in Kauf, heizen Politiker, Unternehmer und Gewerkschafter die Inflation gar gemeinsam weiter an.

Sie alle eint die Angst vor Aufständen unter den Arbeitermassen: Denn rund sieben Millionen Soldaten strömen nach Kriegsende von den Fronten zurück in ein ruiniertes Land, zurück an die Ar-

beit – die es aber nicht gibt. Der soziale Frieden ist in Gefahr.

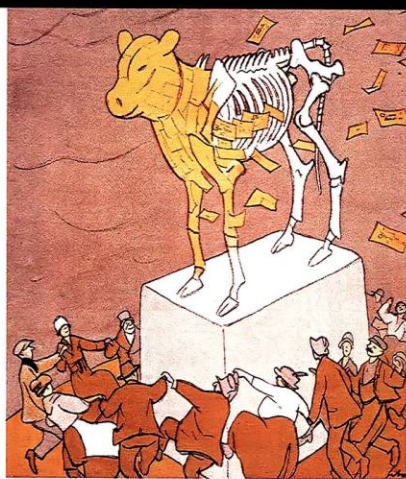
Auch Stinnes treibt die Sorge vor einer bolschewistischen Revolution um, und so handelt er für die deutsche Industrie am 15. November 1918 ein Abkommen mit dem Gewerkschaftsführer Carl Legien aus: Jeder Soldat darf an seinen alten Arbeitsplatz zurückkehren, es gilt der Achtstundentag bei gleichem Lohn.

Die Reichsregierung will ebenfalls eine Massenarbeitslosigkeit unter allen Umständen vermeiden; deshalb versucht sie, möglichst viele Arbeiter in Lohn und

Brot zu bringen, unter anderem durch große Aufträge an die Bauindustrie.

Da es aber nicht gelingt, die Steuereinnahmen entscheidend zu erhöhen, bestreitet die Regierung die gewaltigen zusätzlichen Ausgaben auf gewohnte Weise: Sie lässt die Reichsbank beständig neues Geld drucken.

Deren Präsident Rudolf Havenstein erhebt keine Einwände gegen diese Politik. Nicht die Stabilisierung der Währung sieht er als seine wichtigste Aufgabe an, sondern die ausreichende Versorgung der Wirtschaft mit Geld.



Warten auf neue Scheine: Während der Hyperinflation eilen die Menschen fast täglich zur Bank. Glück hat, wer Devisen besitzt oder Waren verkaufen kann. In dieser Karikatur von 1923 tanzten die Inflationsgewinner um das Goldene Kalb – ohne zu merken, dass es aus Papier ist

Tatsächlich wirkt die anfangs noch niedrige Inflation auf den Wirtschaftsmechanismus im Reich zunächst wie ein Schmiermittel: In Erwartung steigender Preise und damit höherer Erlöse für ihre Produkte investieren Unternehmer verstärkt in ihre Firmen. Die Arbeiter verfügen über stetig wachsende Einkommen und beleben so die Nachfrage.

Zudem steigen die Exportraten, denn mit der Kaufkraft der Mark im Inneren sinkt auch ihr Außenwert. Lag der Wert des Dollars vor dem Krieg noch bei 4,20 Mark, so steht die US-Währung im Dezember 1918 bei 8,28 Mark, ein Jahr später sogar schon bei 47 Mark. Deutsche Waren werden so für ausländische Käufer billiger.

Während die Siegerstaaten Frankreich, England und die USA in eine tiefe ökonomische Depression stürzen, wächst in Deutschland die Wirtschaft,

bald herrscht nahezu Vollbeschäftigung. Die „Inflationisten“ sind sich in einem weiteren Punkt einig: Sie wollen die Reparationszahlungen, zu denen Deutschland sich im Vertrag von Versailles verpflichten musste, möglichst gering ausfallen lassen.

Eine schwache Mark, so ihr Kalkül, wird die Alliierten davon überzeugen, dass Deutschland nicht in der Lage ist, große Beträge an Devisen zu bezahlen.

WIE DEN MEISTEN DEUTSCHEN fällt es auch Stinnes schwer, sich mit der Niederlage abzufinden; die Bestimmungen des Versailler Vertrags empfindet er als Schmach. Um direkten Einfluss auf die Politik zu nehmen, tritt er 1920 der konservativen Deutschen Volkspartei (DVP) bei und zieht in den Reichstag ein.

Als Konzernherr ergreift Hugo Stinnes nun die einmalige Chance, die die

Inflation ihm bietet – und bestreitet seine Ausgaben vor allem mit geliehenem Geld. Denn die Zeit arbeitet jetzt ja für den Schuldner: Mit fortschreitendem Geldverfall lösen sich Kredite fast in nichts auf. Und weil die schwache Mark deutsche Exporte billig macht, streicht Stinnes im Ausland hohe Gewinne ein.

Der „Prinzipal“ expandiert, kauft Eisen- und Stahlwerke, das „Hotel Esplanade“ in Berlin, Wälder, Zellulosefabriken, Papiermühlen, Druckereien und Zeitungen. Er betreibt Walfang vor Grönland, exportiert Automobile nach Skandinavien, vermarktet texanisches Erdöl in Europa und gründet eine eigene Schifffahrtslinie: Von Hamburg aus befahren seine Passagierdampfer nun die Weltmeere.

Und so druckt der „Ulrich“, die Wochenbeilage des „Berliner Tageblatts“, im Mai 1920 eine Karikatur des Unternehmers: Mit Frack und Zylinder steht er breitbeinig über Fabriken, Hotels, Druckereien, Schiffen sowie einigen Reichstagsabgeordneten – und verteilt aus einem Geldsack Scheine. Text: „Der große Handelsmann der Deutschen Volkspartei. Stinnes kauft alles!“

Als Anfang Juli 1920 im belgischen Kurort Spa auf einer internationalen Konferenz über die Umsetzung des Versailler Vertrags verhandelt wird, spricht Stinnes als Sachverständiger für die deutsche Delegation. Und tritt dabei so anmaßend auf, dass den britischen Premier Lloyd George das Gefühl beschleicht, erstmals einem „wirklichen Hunnen“ zu begegnen. Und ein amerikanischer Reporter schreibt, Stinnes sei „eine gnadenlos effiziente, kalte, menschliche Rechenmaschine“.

Dennoch muss Deutschland zustimmen, jeden Monat zwei Millionen Tonnen Kohle an die Siegermächte zu liefern. Und am 29. Januar 1921 benennen die Alliierten ihre finanziellen Forderungen gegenüber Berlin: Sie verlangen 226 Milliarden Goldmark (als rechnerische Bezugsgröße dient ihnen dabei nicht etwa die fallende Papiermark, sondern die alte Mark des Kaiserreichs, die ein festes Wertverhältnis zum Gold hatte), zahlbar in 42 Jahresraten, sowie jährliche Leistungen in Höhe von zwölf Prozent der deutschen Exporte.

Als Deutschland den Zahlungsplan ablehnt, besetzen alliierte Truppen Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort und beschlagnahmen dort die Zolleinnahmen.

Zwar reduzieren die Siegermächte schon bald ihre endgültige Forderung auf die realistischere Summe von 132 Milliarden Goldmark, knüpfen daran aber eine Drohung: Falls Deutschland nicht binnen sechs Tagen zustimme, werde auch das restliche Ruhrgebiet okkupiert.

Stinnes ist entschieden dafür, das Ultimatum abzulehnen. Gemeinsam mit anderen Schwerindustriellen bringt er die DVP dazu, die Regierung zu verlassen. Das neue Kabinett jedoch hat keine Wahl: Am 10. Mai 1921 akzeptiert der Reichstag den Zahlungsplan.

Doch schon die erste Reparationsrate kann die Regierung nicht aus eigener Kraft aufbringen: Sie macht neue Schulden bei der Reichsbank.

Die Inflation zieht an. Im Juli 1921 kostet ein Dollar 76,67 Mark – fast zehnmal so viel wie bei Kriegsende. Größere Steuererhöhungen könnten dem Staat Einnahmen bringen, würden zugleich aber den sozialen Frieden gefährden.

Als der Reichskanzler von den Industrieverbänden 1,5 Milliarden Mark Kredit erbittet, ist es Hugo Stinnes, der die Bedingungen formuliert: Das Kabinett unter dem Zentrumspolitiker Joseph Wirth soll im Gegenzug die Reichsbahn sowie andere Staatsbetriebe in die Hände der Privatwirtschaft geben.

Das ist für die Regierung unannehmbar. Sie muss bei der Reparationskommission um Zahlungsaufschub bitten. Für die laufenden Ausgaben behilft sie sich weiter mit der Notenpresse der Reichsbank. Im November steht der Dollarkurs bei 262,96 Mark.

Hugo Stinnes kümmert der Währungsverfall nicht. Noch immer glaubt er, dass die Inflation mehr hilft als schadet: seinem Konzern ebenso wie dem Vaterland. Tatsächlich wächst die Wirtschaft weiter, sind die Arbeitslosenzahlen so niedrig wie kaum jemals zuvor.

Im Dezember 1921 heizt Stinnes den Wertverfall des Geldes sogar noch an: Er fordert, den Kohlepreis drastisch anzuheben, damit die Zechenbesitzer neue Schachtanlagen bauen und Deutschlands Versorgung mit Kohle sichern. Das geht selbst manchen Unternehmern zu weit. Denn bisher haben Regierung und Industrie versucht, den Preis des wichtigsten Rohstoffs stabil zu halten, damit die Teuerung nicht explodiert.

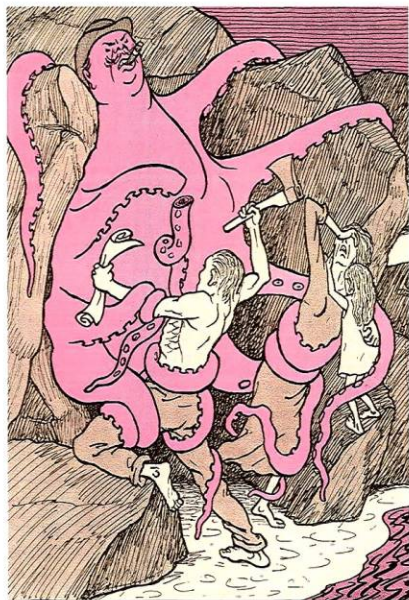
Aber Stinnes kann sich im Reichskohlerat durchsetzen – einem vom Staat eingesetzten Gremium, in dem Arbeitgeber und Gewerkschaftsvertreter Fördermengen und Preise aushandeln: Am 1. März 1922 steigt der Preis für eine Tonne Kohle von 468,10 auf 601,70 Mark. Einen Monat später schnellert er auf 713,20 Mark, am 1. Juli liegt er bereits bei 1208 Mark.

Mit dem Preis des wichtigsten Rohstoffs steigt aber auch der zahlreicher anderer Waren. So dreht sich eine fatale Spirale im-

mer schneller: Um die gestiegenen Preise bezahlen zu können, erkämpfen die Arbeiter höhere Löhne, was wiederum die Kosten für die Unternehmer wachsen lässt; sie fordern mehr für ihre Waren, und die Preise steigen erneut ...

Auch an der Börse fällt die deutsche Währung weiter. Kostete ein Dollar im März noch 284,19 Mark, so klettert er im Juni auf 317,14 Mark. Die Lebenshaltungskosten sind jetzt mehr als 40-mal so hoch wie vor dem Krieg.

Die Republik kommt nicht zur Ruhe. Nationalistische Publizisten und Politi-



»Raffes« nennt der Volksmund jene Menschen, die aus der Not anderer ein Geschäft machen und mit Villen, Pelzen und Zigarren ihren neuen Reichtum zur Schau stellen. Diese Karikatur zeigt den »Profiteur« als fetten Kraken, der eine hungernde Familie im Würgegriff hält

ker polemisieren gegen die „Erfüllungspolitik“ der Regierung. Tatsächlich sehen viele Menschen in den Reparationen die Hauptursache der Inflation. Der jüdische Außenminister Walther Rathenau, ein liberaler, intellektueller Kopf, ist den Rechten als Symbolfigur des Weimarer Systems besonders verhasst.

Es bleibt nicht bei den Hetzparolen: Am Vormittag des 24. Juni 1922 strecken zwei Mitglieder der rechtsradikalen „Organisation Consul“ Rathenau in seinem offenen Wagen mit Pistolenschüssen nieder. Der Mord im Berliner

Grunewald schockiert die Welt. Spekulanten stoßen ihre Bestände an deutscher Währung ab.

Die Mark stürzt ins Bodenlose, nach der Zeit der galoppierenden Geldentwertung beginnt nun die der Hyperinflation: Im August 1922 springt der Dollar auf 1134,56 Mark. Das Geld sei zu einer „leicht verderblichen“ Ware geworden, schreibt ein Zeitzeuge. So flüchtig ist sein Wert, dass die Menschen das bedruckte Papier schneller als zuvor gegen Wertbeständiges eintauschen: Sie kaufen Uhren, Schlipse und Hüte auf Vorrat.

„Der Antiquitätenhandel blüht“, notiert ein Chronist. „Das Kulturgut verarmter Familien wandert zum Händler, um dort von Ausländern und Neureichen gekauft zu werden.“ Je rasanter die Preise steigen, umso größer ist der Bedarf an Papiermark. Im Dezember 1922 ist zehnmal so viel Bargeld in Umlauf wie zu Jahresbeginn.

Paradoxiertweise fehlt es vielen Unternehmen gleichzeitig an Liquidität, denn die Geschäftsbanken weigern sich zunehmend, Kredite zu vergeben, die ein Schuldner ja nur mit entwertetem Geld



Geld, für das es nichts mehr zu kaufen gibt: Beschleunigt durch den passiven Widerstand gegen die französische Besetzung des Ruhrgebiets, den die Regierung durch eine exorbitante Ausweitung des Notendrucks finanziert, beginnt im Sommer 1923 das Finale der Hyperinflation. Um Platz für neue Scheine zu schaffen, lassen die Banken wertlose Noten verbrennen oder zerhackeln und zu Pappe verarbeiten. Die Menschen verwenden sie zum Anzünden des Ofens, als Tapeten – oder, wie diese Kinder, zum Basteln



Eine Berliner in 1919 in ihrer Mietwohnung ein Schwein. Bereits da sind Lebensmittel in deutschen Städten knapp – obwohl die Inflationsrate noch eher niedrig ist. Vier Jahre später nimmt die Preissteigerung absurde Formen an: Für ein Pfund Butter, das im Juni 1923 rund 14 000 Mark kostet, sind am 24. September bereits 84 Millionen fällig – und wenn der Käufer nach langem Warten am Ladentresen angelangt ist, hat sich der Preis womöglich schon verdoppelt

bedienen kann. Aus Sorge vor Massenentlassungen springt wieder einmal der Staat ein: Die Reichsbank verleiht nun direkt Geld an die Unternehmen. Auch das Stinnes-Imperium erhält Kredite in Milliardenhöhe, zudem zu sehr niedrigen Zinsen.

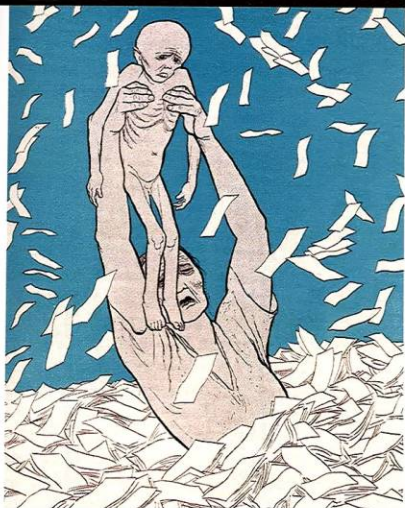
Als die deutsche Regierung Ende 1922 bei den Reparationszahlungen von der „Erfüllungspolitik“ abrückt und eine Lieferung von 55 000 Kubikmetern Schnittholz und Telegraphenstangen schuldig bleibt – wohl im Glauben, dies habe keine Konsequenzen –, nutzt Frankreich das Versäumnis, um dem „Erbfeind“ seine Macht zu demonstrieren. Vermittlungsversuche der USA und des britischen Premiers scheitern, der deutsche Botschafter wird in Paris nicht vorgelassen. Am 11. Januar 1923 beginnt die Strafaktion: 60 000 französische und belgische Soldaten marschieren in das Ruhrgebiet ein.

Empört ruft die deutsche Regierung zum passiven Widerstand auf, getragen von einer Welle der nationalen Begeisterung in der Bevölkerung. Kein Beamter an der Ruhr darf Anweisungen der Besatzungstruppen ausführen, kein Betrieb soll mehr eine einzige Tonne Kohle an Frankreich und Belgien liefern.

Daraufhin legen die Besatzer Zechen und Kokereien still, beschlagnahmen die geförderte Kohle und fahren die Züge mit eigenem Personal. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett ziehen vor Brikkethalden auf.

Ein ruinöses Kräftemessen beginnt: Das Deutsche Reich zahlt die Gehälter der streikenden Reichsbahner weiter und verteilt hohe Kredite an die stillgelegten Zechen, Eisen- und Stahlwerke, damit sie ihre Arbeiter entlohnen können – der bereits bankrotte Staat alimentiert also eine ganze Industrieregion. Zudem muss Deutschland gegen Devisen teure Kohle aus England importieren.

Zwischen Januar und Juli 1923 schwilt die kurzfristige Staatsverschuldung um das 29fache an, von zwei auf knapp 58 Billionen Mark. Sie katapul-



Eine Mutter schwimmt im Geld und kann doch ihr Kind nicht vor dem Hungertod retten: Karl Arnold vom »Simplicissimus« erinnert 1924 mit diesem Plakat an die Inflation, die Millionen Menschen ins Elend getrieben hat – gleich ob Arbeiter oder Rentner, ob Beamte, Künstler oder Arzt

tiert den Dollarkurs von 18000 auf 353000 Mark.

Zwar warnt eine Denkschrift des Reichsschatzministeriums vor dem Zerfall der Republik und prophezeit einen „Kampf aller gegen alle um das tägliche Brot in den Städten“. Doch noch sieht die Regierung keine Alternative zu dem überaus populären „Ruhrkampf“.

Im August steht der Dollar bei 4,6 Millionen Mark. Das aberwitzige Finale der Hyperinflation beginnt.

ANFANG AUGUST 1923 in Königsberg. Eine Frau bestellt in einem Wartesaal eine Tasse Kaffee, für 6000 Mark. Dann hängt der Kellner die Preistafel ab. Als sie bezahlen will, kostet der Kaffee bereits das Doppelte.

Bald steigen die Tarifröhne automatisch mit den Lebenshaltungskosten, hinken den Preisen aber immer hinterher. Der Berliner Magistrat holt das Geld für die Gehälter seiner Angestellten mit

einem Lastkraftwagen von der Reichsbank ab. Ein Pfund Butter kostet am 24. September 84 Millionen Mark.

300000 Billionen Mark gibt die Reichsbank in nur einer Woche in Umlauf. In ihren Tresorräumen türmen sich die neuen Scheine, aber auch wertlos gewordenen Papiergeld, das abtransportiert, vermahlen und zu Pappe verarbeitet wird. Kinder zerschneiden alte Noten beim Basteln, Erwachsene zünden sich mit ihnen Zigarren an oder verfeuern sie im Ofen.

Allein in der Hauptstadt leben Zehntausende Kleinrentner im Elend, weil die Inflation ihre Ersparnisse aufgezehrt hat. An den Straßenecken betteln Kriegsversehrte, gestützt auf Krücken und in Lumpen gehüllt. Die Teuerungswellen treffen Fürsorgeempfänger und Erwerbsunfähige besonders hart. Am 6. November kostet ein Brötchen 3 Milliarden Mark.

Selbst bei Regen gehen die Menschen ohne Hut und Mantel ins Theater, um die Millionen für die Garderobiere zu sparen. Eine Straßenbahnkarte wird so unerschwinglich, dass viele Berliner auf Fahrrad umsteigen.

Arbeitslose – ihre Zahl nimmt im Herbst 1923 wieder stark zu – können von der staatlichen Unterstützung kaum leben. Sie beträgt Anfang November 21 Milliarden Mark pro Woche, doch kostet ein Kilo Roggenbrot bald darauf schon fast das Vierfache. Mitte Oktober bestürmen Arbeitslose das Berliner Rathaus, fordern niedrigere Lebensmittelpreise. Erst als die Polizei mit der Waffe vorgeht, weichen sie zurück.

Viele Kinder sind vom Hunger ausgezehrt, kommen barfuß und ohne Mantel zur Schule. Zu Hause können die Eltern

oft nicht heizen, denn die Kohlen sind zu teuer. In Berlin muss ein Elternpaar den Sarg seines Kindes eigenhändig zu Grabe tragen, weil es sich den Transport zum Friedhof nicht leisten kann.

Die Not macht viele Menschen zu Spekulanten und Spielern. Sie riskieren ihr Geld in den fliegenden Casinos auf den Straßen oder bei windigen Wettbetrügnern, die hohe Gewinne versprechen.

Besonders an den Börsen herrscht fiebrige Betriebsamkeit. Denn alles spekuliert: Beamte, Kaufleute, Pförtner, Lehrlinge und Rentner kaufen Aktien, mit geliehenem Geld von der Bank. Steigen ihre Papiere schneller, als der Kurs der Mark fällt, lässt es sich von den Gewinnen eine Zeit lang gut leben.

Überall eröffnen illegale Wechselstuben, in denen man Dollar, rumänische Lei, polnische Mark, spanische Peseten oder englische Pfund für riskante Devisengeschäfte kaufen kann.

Ohnehin ist jetzt privilegiert, wer wertbeständiges Geld besitzt. Ausländische Studenten, Reisende, Korrespondenten und das Personal der Botschaften und Konsulate genießen unwirklichen Reichtum. Mit ihren Dollar- oder Pfundnoten können sie in Luxusrestaurants speisen, Schmuck, Pelze und Gemälde kaufen, Wohnungen oder ganze Häuser.

Der Wertverfall der Mark verkehrt die alte bürgerliche Ordnung. Es ist die Stunde der Schieber und „Raffkes“: Sie horten Fleischkonserven, Kaffee, Zucker, Eier, Schokolade, Brantwein, Zigaretten, Stoffe, Leder, Autos oder Benzin, oft aus dunklen Quellen – und verkaufen die verknappte Ware später mit großem Gewinn.

Die neuen Reichen residieren in großbürgerlichen Stadtvillen oder Landhäusern. Tagsüber erledigen sie telefonisch ihre Schiebergeschäfte, abends gehen sie in Bars und Tanzlokale, zeigen sich mit Lackstiefeletten, Pelzen, Brillanten.

Schon 1922 hat die Kabarett-Revue „Wir stehn verkehrt“ die Parvenübesungen: „Ich bin die allerneueste Zeiterscheinung. / Sie treffen mir an alle



Aus blanker Not werden viele Menschen zu Dieben – wie dieser Junge, der 1922 Kartoffeln stiehlt. In Berlin, wo der Hunger besonders schlimm wütet, ist die Zahl der Plünderer so groß, dass die Polizei Kartoffelfelder im Umland bewacht und nachts mit Scheinwerfern absucht. Erst als die Währungsreform vom November 1923 die Inflation schlagartig beendet, bessert sich die Ernährungslage



Orte an – / ick pfeife uff die öffentliche Meinung, / weil ick als Raffke mir det leisten kann. / Ick bin die feinste von die feinen Nummern, / ick steh schon in die Illustrierte drin; / denn ob Jeschäfte oder Sekt und Hummern: / Ick knie mir rin, ick knie mir richtig rin!"

DER WAHRE „König der Inflation“ jedoch hat für dergleichen Protzerei weder Sinn noch Zeit. Seit Mitte September 1923 kursieren in Berlin Putschgerüchte. Und

oft fällt dabei der Name Stinnes. Der „Prinzipal“ hält die Parteiendemokratie für handlungsunfähig. Er plant, ein diktatorisches „Direktorium“ einzusetzen, womöglich mit dem Chef der deutschen Heeresleitung an der Spitze.

Anfang Oktober 1923 drängt Hugo Stinnes die DVP-Reichstagsfraktion zum Bruch der Großen Koalition unter ihrem Kanzler Gustav Stresemann. Er will, dass eine nationale Diktatur die sozialpolitischen Zugeständnisse von 1918 revidiert

und etwa den Achtstundentag abschafft. Ansonsten sei die deutsche Wirtschaft nicht mehr wettbewerbsfähig.

Diesmal aber dringt der mächtigste Industrielle des Landes nicht durch. Zwar muss Stresemann zurücktreten, doch Reichspräsident Friedrich Ebert betraut ihn am 6. Oktober erneut mit der Regierungsbildung. Die neue Große Koalition hält am Achtstundentag fest, erlaubt aber zugleich Ausnahmen von dieser Regelung. Der elastische Kompromiss rettet die parlamentarische Demokratie – es gibt keine Mehrheit für ein autoritäres Notstandsregime, wie es Stinnes vorschwebt.

Dennoch erzwingt die Katastrophe, in die das Land durch den Ruhrkampf und die außer Kontrolle geratene Hyperinflation gestürzt ist, drastische Maßnahmen. Bereits Ende September hat das Kabinett unter Gustav Stresemann die Finanzierung des so ruinösen wie hoffnungslosen Widerstands an der Ruhr abgebrochen. Damit entfällt der wichtigste Grund, immer mehr Geld zu drucken. Jetzt kann die Regierung daran gehen, die Währung zu stabilisieren.

Der erste Schritt am 15. November ist die Ausgabe eines neuen, vorläufigen Geldes: der Rentenmark. Deren Menge ist fest begrenzt – als Deckung dient das Grundvermögen aller Landwirte und Industriellen. Zugleich wird die Notenpresse stillgelegt. Gegen eine Billion Papiermark darf genau eine Papiermark eingetauscht werden. Damit ist die neue Währung exakt so viel wert wie die alte goldgestützte Mark von 1914: Der Dollar entspricht 4,20 Rentenmark.

Im August 1924 wird Finanzminister Hans Luther dann die Reichsmark als endgültiges neues Zahlungsmittel einführen; deren Noten müssen zu 40 Prozent durch Gold und Devisen gedeckt sein. Eine sparsame Haushaltsführung des Staates und die nun von der Regierung unabhängige Reichsbank sind weitere Garanten der Geldwertstabilität.

Das „Wunder der Rentenmark“ gelingt: Über Nacht ist Mitte November

1923 der fiebrige Zehntanz der Hyperinflation vorbei. „Man kann im Café sitzen, sogar ein Stück Kuchen essen, ohne die Grundlage seiner Existenz zu vernichten“, schreibt ein Zeitzeuge. Weihnachten 1923 sind die Schaufenster der Geschäfte wieder mit Waren gefüllt. „Seit der Papierschein Dauwert hat, ist aus dem gedemütigten Konsumenten wieder eine unworbene Persönlichkeit geworden“, notiert ein Berliner Chronist.

Der Inflationskönig scheint sich mühe-los in die neue Zeit zu finden. Hugo Stinnes steigt ins Versicherungsgeschäft ein, beteiligt sich an Filmgesellschaften, will Deutschland mit einem Netz von Tankstellen überziehen.

Doch ihm bleibt nicht mehr viel Zeit: Der Großindustrielle, dessen Macht so unübersehbar gewesen ist, dass er in der Auslandspresse zeitweilig als „Deutsch-

lands Diktator“ galt, klagt kurz nach sei-nem 54. Geburtstag im Frühjahr 1924 über starke Bauchschmerzen; die Ärzte diagnostizieren eine Gallenblasenent-zündung. Am 10. April 1924 stirbt Hugo Stinnes an den Folgen einer missglück-ten Operation.

Zur Trauerfeier in Berlin kommt fast das gesamte Kabinett; selbst politische Gegner wie Gustav Stresemann zollen dem bedeutendsten Unternehmer seiner Zeit Tribut. In der sozialistischen Presse hingegen wird der Verstorbene als „Aus-beuter der Arbeiterklasse“ geschmäht.

„Meine Kredite sind eure Schulden“, hatte Stinnes seinen Söhnen mit auf den Weg gegeben. Eine erdrückende Erb-schaft, denn ihnen fehlt das unternehme-rische Genie des Vaters. Sie ignorieren seine Mahnung und nehmen weitere Schulden auf – die nun aber nicht mehr von der Inflation getilgt werden.

Im Frühjahr 1925 müssen sie Zah-lungsunfähigkeit anmelden. Das gigan-tische Firmengebäude des Hugo Stinnes, jenes getriebenen, verschlossenen, so rätselhaft gierigen Mannes aus Mülheim an der Ruhr, zerfällt, nur wenige Zweige überdauern.

Die Inflation jedoch hat sich in die Erinnerung der Deutschen gebrannt, die Angst vor dem Wertverfall der Mark, vor der Auflösung der Lebenserspar-nisse, vor dem unaufhaltsamen Ruin und Abstieg. Wer diese Angst zu schüren vermag, der hat auch Macht über die Menschen.

„Nichts hat das deutsche Volk“, wird im Rückblick der Autor Stefan Zweig schreiben, „so erbittert, so hasswütig, so hitlerreif gemacht wie die Inflation.“ □

Dr. Ralf Berhorst, 40, ist Journalist in Berlin. Zuletzt hat er für GEOEPOCHE über Ashoka ge-schrieben, den Wegbereiter des Buddhismus.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Aktivieren Sie Ihre Kraftwerke der Konzentration. Konzentration ist Ihre Eintrittskarte zu geistiger Fitness – und die können Sie stärken und zur Höchstform bringen. Ihr Gehirn hat das Potenzial, ein Leben lang konzentriert und geistig aktiv zu sein. Die Energie dazu liefern Ihnen Ihre 100 Milliarden Gehirnzellen. Aktivieren Sie Ihre Gehirnzellen – mit Tebonin®.



Tebonin®

Mehr Energie für das Gehirn.

Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.

Tebonin® intens 120 mg Wirkstoff: Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt **Anwendungsgebiete:** Zur Behandlung von Beschwerden bei himorag-nisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbener mentaler Fähigkeit (dementielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit, Schwindelgefühle, Ohrensausen. **Hinweise:** Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grunderkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. **Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel, Karlsruhe.** Stand: Juli 2007 1/07/07/1

Stärkt Gedächtnisleistung und Konzentration.

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe Arzneimittel

www.tebonin.de

Verständigung am See

Nach dem Weltkrieg ist Deutschland innerhalb der Staatengemeinschaft geächtet. Doch bei der europäischen Sicherheitskonferenz im Oktober 1925 am Lago Maggiore ist auch der deutsche Außenminister vertreten – als eine beherrschende Gestalt

VON ANDREAS SEDLMAIR

Am Lago Maggiore lebt der Sommer fort. Dutzend Ausflugsboote kreuzen an diesem 10. Oktober 1925 über den See in der Süd-schweiz, darunter auch die „Orangenblüte“. Die Männer an Bord des Dampfers beachten jedoch weder das schöne Wetter noch die Tessiner Landschaft – sie ringen um das Schicksal ihres Kontinents. Seit knapp einer Woche tagen die Vertreter der wichtigsten Staaten Westeuropas in Locarno. Nun sind sie vor den Journalisten, aber auch vor ihren eigenen Mitarbeitern auf das Wasser geflüchtet.

Offiziell findet die Fahrt zur Geburtstagsfeier der Frau des britischen Außenministers Austen Chamberlain statt. Doch kaum jemand leistet der Dame Gesellschaft. Stattdessen sitzen die Politiker in der Kabine. Sieben Jahre nach Ende des Weltkriegs soll es endlich zu einer wirklichen Verständigung zwischen Siegern und Verlierern kommen.

In den Tagen zuvor haben die Diplomaten im Rathaus von Locarno verhandelt. Neben dem 61-jährigen Chamberlain, der mit seinem Monokel stets etwas steif und ernst wirkt,

bestimmen zwei Männer die Gespräche: der schnauzbärtige Franzose Aristide Briand, 63, der die Runde mit seinen Scherzen oft zum Lachen bringt. Und der deutsche Außenminister Gustav Stresemann – dank seines Verhandlungsgeschicks und seines starken Einigungswillens eine Schlüsselfigur.

Das Ziel des 47-Jährigen: Deutschlands politische Isolation soll aufgebrochen werden. Stresemann weiß, dass er zunächst die Beziehungen zu Frankreich verbessern und dem früheren „Erbeind“ Sicherheit vor einem erneuten Angriff garantieren muss.

Der Weg zu einer Einigung ist nach einer Reihe von Vorgesprächen bekannt: Deutschland soll seine im Versailler Vertrag festgelegte Westgrenze zu Frankreich anerkennen – und damit auch den Verlust Elsass-Lothringens. Zudem soll Berlin seine Kooperationsbereitschaft demonstrieren, indem es dem Völkerbund beitrifft, jenem Staatenzusammenschluss, der 1920 gegründet worden ist, um Kriege zu verhindern.

Stresemann ist bereit, die Bedingungen der Westmächte zu erfüllen, doch nicht um jeden Preis. Berlin will sich nicht

zwingen lassen, an militärischen Sanktionen gegen andere Staaten teilzunehmen, wozu es gar gegen die UdSSR, mit der Deutschland seit 1922 vertraglich verbunden ist. Das aber, argumentiert der Franzose Briand, gehöre nun einmal zu den Pflichten eines Völkerbund-Mitglieds. Und so ziehen sich die Verhandlungen in der Kabine der „Orangenblüte“ in die Länge, dreht der Dampfer weiter seine Kreise über den Lago Maggiore.

Gustav Stresemann war nicht immer so verhandlungsbereit wie nun in Locarno. Während des Weltkriegs träumte der Nationalökonom und nationalliberale Reichs-

tagsabgeordnete von einem Großdeutschland. Das Reich sollte durch Annexionen in Frankreich und Osteuropa zur Weltmacht werden. Ein Verständigungsfrieden, wie ihn etwa die SPD ab 1917 forderte, konnte da nur hinderlich sein. Der U-Boot-Krieg hingegen, den die deutsche Marine völkerrechtswidrig auch gegen neutrale Handelsschiffe führte, erschien ihm als Mittel, den Krieg noch zu gewinnen.

1919, in Versailles, waren diese Ziele Makulatur: Berlin hatte den Krieg verloren und musste nun im Osten wie im Westen Gebiete abtreten. Nicht zur Weltmacht war das Reich geworden, sondern zum Ausgestoßenen der Staatengemeinschaft.

Als Stresemann 1923 zum Außenminister ernannt wird, ist deshalb aus dem einstigen Kriegstreiber ein von der Vernunft gesteuerter Realpolitiker geworden. Zwar träumt auch er wie die meisten Deutschen davon, das „Versailler Diktat“ eines Tages abzuschütteln, will auch er die verlorenen Gebiete irgendwann zurückgewinnen. Doch seit 1923 der deutsche Widerstand gegen die französische Besatzung



Gustav Stresemann führt die deutsche Außenpolitik von 1923 bis 1929 – länger als jeder andere Minister der Republik

des Ruhrgebiets gescheitert ist, weiß er, wie schwach Berlins Stellung ist. Nur wenn es sich mit den Siegermächten einigt, kann das Land wieder erstarben.

Diese Strategie stößt aber vor allem unter den Anhängern der rechtskonservativen Deutschen Nationalen Volkspartei (DNVP) auf Widerstand. Viele von ihnen setzen ausgerechnet auf den Schulterschluss mit der revolutionären Sowjetunion, dem anderen Geächteten der Staatengemeinschaft.

In dem italienischen Städtchen Rapallo haben Walther Rathenau, Stressemanns Vorgänger im Auswärtigen Amt, und dessen Moskauer Kollege Georgij Tschitscherin 1922 die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen und den Verzicht auf Kriegsschädigungen beschlossen. Die ungleiche, aus der Not geborene Partnerschaft soll nun beiden als Druckmittel gegen die Westmächte dienen.

Vor allem aber sehen die deutschen „Ostpolitiker“ darin eine Chance, Druck auf Polen auszuüben und so im Osten die Vorkriegsgrenzen wiederherzustellen. Schließlich hat auch Sowjetrußland Gebiete an Polen abtreten müssen und deshalb nun Interesse an der „Zurückdrängung“ des gemeinsamen Nachbarn.

Stresemann aber glaubt nicht an den Erfolg einer solchen Politik. Ohne das Einverständnis der Westmächte, ist er sich sicher, wird es im Osten keine Grenzrevision geben.

Umgekehrt ist er trotz seiner Vorbehalte nicht bereit, den Vertrag mit der UdSSR der Verständigungspolitik im Westen zu opfern: Deutschlands Eintritt in den Völkerbund soll



Elf Tage verhandeln die Diplomaten im Rathaus von Locarno (hier ein Foto mit ihren Signaturen). Insbesondere ein zwischen Moskau und Berlin geschlossenes Abkommen belastet die Konferenz: Gustav Stresemann weigert sich, diese Verbindung dem Beitritt Deutschlands in den Völkerbund zu opfern

keinen Keil zwischen die Rappallo-Partner treiben, soll die deutsche Außenpolitik nicht ihrer „russischen Karte“ berauben. Denn bei einem Angriff der UdSSR auf Polen wäre Deutschland verpflichtet, im Auftrag des Völkerbundes Polen zu verteidigen.

Erst nach langer Diskussion finden Chamberlain, Briand und Stresemann später am 10. Oktober 1925 einen Kompromiss: Deutschland soll sich nur entsprechend seinen geringen militärischen Möglichkeiten und seiner geographischen Lage an solchen Aktionen beteiligen. Mit dieser Formulierung sind alle Parteien zufrieden, und endlich kann die „Orangenblüte“ am Ufer von Locarno anlegen.

Zuversichtlich sehen die Politiker nun dem weiteren Verlauf der Konferenz ent-

gegen. Nicht einmal eine lange Liste von deutschen Wünschen für die Zukunft, die Stresemann seinen über-raschten Amtskollegen kurz darauf vorträgt, kann den Erfolg der eifältigen Verhandlungen noch gefährden. Am 16. Oktober unterzeichnen Stresemann, Briand, Chamberlain und die anderen Teilnehmer insgesamt acht Einzelabkommen.

Anschließend treten sie auf den kleinen Balkon des Rathauses von Locarno, um sich von der Bevölkerung des Ortes feiern zu lassen. Kerzen werden entzündet, ein Feuerwerk steigt auf, Glocken läuten. Ein Teilnehmer wird später von einer „unvergesslichen Atmosphäre der Hoffnung“ auf einen dauerhaften Frieden berichten.

Im Jahr darauf tritt das Deutsche Reich dem Völkerbund bei, erhalten Strese-

mann und Briand den Friedensnobelpreis.

Nur wenige Jahre später aber ist der „Geist von Locarno“ tot. Der 1928 einsetzende wirtschaftliche Abschwung lässt in Deutschland Kräfte erstarken, die auf die Konfrontation mit den Westmächten setzen. Und die kollabierende Weltwirtschaft verschärft die Konkurrenz unter den Nationen.

Gustav Stresemann erlebt das Ende seiner Friedenspolitik nicht mehr. Der vielleicht größte Staatsmann der Weimarer Republik, der über Jahre durchgehend im Amt des Außenministers geblieben ist, erliegt am 3. Oktober 1929 einem Schlaganfall. □

Der Historiker **Andreas Sedlmair**, 42, gehört zum Verifikationsteam von **GEOPOLITIK**.

METRO

Jung, experimentell, radikal: Der Film ist das kongeniale Medium der Zwanziger Jahre. Im Chaos nach Krieg und Niederlage entfalten Regisseure und Produzenten in Deutschland gewaltige schöpferische Kräfte. Die Filmemacher suchen wirtschaftlichen Erfolg, aber auch die Wiederanerkennung als Kulturnation. Und bald schon erlangen sie mit einer einzigartigen Mischung aus expressionistischer Kunst und massenahem Kommerz Weltgeltung. 1925 setzt der Regisseur Fritz Lang sogar zum Großangriff auf Hollywood an. »Metropolis«, ein dreistündiges Epos über eine futuristische Mega-City, wird der bis dahin teuerste deutsche Film – und ein Monument des Größenwahns

POLIS

Innovation: Um zu zeigen, wie sich in »Metropolis« ein Roboter in das Abbild der Protagonistin verwandelt, nutzt Lang neueste Technik. Mehrfachbelichtungen lassen Lichtringe auf- und niederwandern



Ein Riss bildet sich in der Straße. Wasser quillt hervor. Langsam erst. Dann mit zunehmendem Druck. Es sprengt den Beton, schießt in die Höhe. Es platzt aus Mauern, wird zur Flut. Und die Stadt versinkt. Hunderte Kinder stürzen aus Wohnsilos, laufen, waten zu einer Insel, auf der ihre Retterin Maria den Alarmgong schlägt.

„Mehr unter die kräftigeren Duschen gehen!“, ruft der Mann mit dem Megafon. Er will Verzweiflung sehen, Drama. 14 Tage lang lässt Fritz Lang die Schauspieler und Komparsen im Wasser stehen. Dreht so lange, bis er mit den Aufnahmen zufrieden ist. Mit Filmbildern, wie sie die Welt noch nie gesehen hat.

Der Regisseur, ein Trick- und Action-Fanatiker, ist stets auf der Suche nach neuen Möglichkeiten seines Mediums. Wie viele andere Regisseure und Schauspieler hat es den gebürtigen Wiener nach Kriegsende in die Film- und Theatermetropole Berlin getrieben. Lang ist ein Monokel tragender Dandy. Ein Bilder-genie. Besessen vom Detail.

Und ein rücksichtsloser Perfektionist, den Schauspielern gegenüber, dem Produzenten gegenüber: Er überzieht sein ohnehin schon großzügiges Budget bei diesem Film um mehr als das Doppelte. Für Trickeffekte, Kulissen, Explosionen, Fluten. Für 36000 Komparsen, 200000 Kostüme, 3500 Paar Schuhe und 50 eigens entworfene Autos, festgehalten auf 1,3 Millionen Meter Film. Ein cineastisches Gesamtkunstwerk soll in insgesamt 17 Monaten entstehen, in 310 Drehtagen und 60 Nächten: „Metropolis“.

Das Werk ist ein Großangriff auf Hollywood. Mit „Metropolis“ will die Berliner Ufa den Heimatmarkt der Kino-Weltmacht erobern. Die deutschen Regisseure und Produzenten sind die einzig ernst zu nehmenden Konkurrenten der Amerikaner.

Dabei geht es für die Verlierer des Ersten Weltkriegs nicht nur ums Geschäft – sie ringen auch um die Wiederanerkennung als Kulturnation. Und vielleicht macht gerade dieses Streben die

deutschen Filmemacher so erfindischerisch, so experimentierfreudig, so erfolgreich.

Für deren Aufstieg zu Weltgeltung steht wie keine andere Produktionsfirma die Ufa, geschaffen noch in Zeiten der Giftgasattacken und Schützengräben.

4. Juli 1917. Der Erste Weltkrieg geht ins vierte Jahr. Generalquartiermeister Erich Ludendorff, das Hirn der Obersten Heeresleitung und der heimliche Diktator Deutschlands, schreibt einen Brief an das Kriegsministerium. Betreff: Kino.

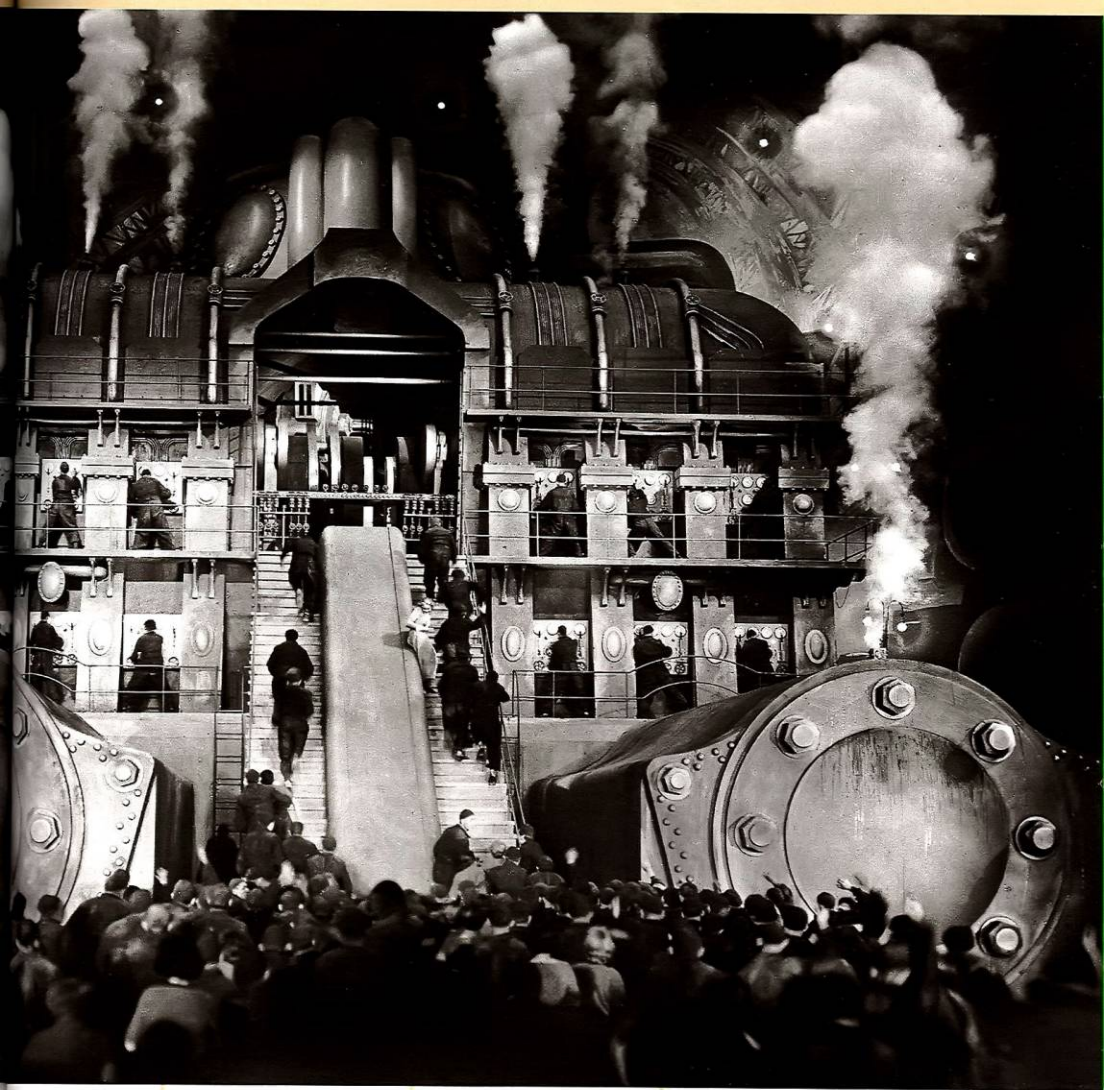
Die Deutschen haben die Schlacht um die Weltöffentlichkeit so gut wie verloren. Drei Monate zuvor ist Amerika in den Krieg eingetreten. Nun befiehlt die militärische Führung den propagandistischen Gegenangriff: Die Front ist erstarrt, bewegte Bilder sollen es richten.

Im Dezember 1917 gebiert das Generalstabsdenken die Universum-Film AG, kurz Ufa. Ein durch die Vereinigung mehrerer Firmen geschaffener Millionenkonzern mit eigener Produktion, eigenem Verleih, eigenen Kinos, eigenen Zweigstellen im neutralen Ausland. Die Firma wirbt ab, was auf dem Markt zu haben ist: Konkurrenten, Stars, Autoren, Regisseure, Techniker.

Noch während die letzte deutsche Offensive im Westen hängen bleibt und das kriegsmüde Volk hungert, inszenieren Regisseure wie der frühere Berliner Schauspieler Ernst Lubitsch Komödien und opulente Ausstattungsfilme.

Am 8. November 1918 wird zu einer Premiere von Lubitschs „Carmen“ im Tempelhofer Vorführsaal der Ufa Champagner gereicht. Ein Orchester spielt Bi-





»Metropolis« beschwört eine düstere Zukunftsvision: Unter der Erde schwitzt ein versklavtes Arbeiterheer an riesigen Maschinen, welche die glänzende Oberwelt der Reichen mit Energie versorgen. Über beide

Welten wacht ein tyrannischer Großkapitalist. »Riesenhaft, plump, turmartig, lastend« sollen die Apparate laut Drehbuch wirken. Fritz Lang lässt sie auf seiner Jagd nach möglichst eindringlichen Bildern als haushohe Kulissen in den Studios

der Ufa bei Berlin errichten, kommandiert Tausende Kamparsen. Manche Filmszene spielt er seinen Darstellern persönlich und mit vollem Körpereinsatz vor (links)

zet. Dann läuft der Film. Erst fern, bald näher ist ein Krachen zu hören. Bald ist jedem klar: Draußen wird geschossen.

Doch alles starrt weiter auf die Leinwand, nach dem Abspann übertönt das Publikum den Lärm mit Applaus. Die anschließende Party dauert bis in die frühen Morgenstunden. Auf der Straße hämmern Maschinengewehre. Die Revolution siegt. Der Kaiser flieht. Deutschland streckt die Waffen.

Die chaotischen Jahre, die auf die Kriegsniederlage folgen, sind für den deutschen Film günstig: Nun ist er weitgehend frei von Zensur, und die stetig zunehmende Inflation macht den Markt für Importprodukte bald unattraktiv.

Die Menschen wollen vergessen, sich ablenken – oder auch nur ein paar Stunden in den vergleichsweise warmen Kinos verbringen. Dort spiegelt sich der Verfall der alten Normen auf der Leinwand. Was einstmals gesellschaftliches Tabuthema war, füllt nun die Säle.

Die Richard-Oswald-Film-Gesellschaft produziert dazu die passenden Werke. Schon 1917 ist „Es werde Licht“ in die Kinos gekommen. Offiziell den Gefahren der Syphilis gewidmet, wird der Film von der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gefördert – und ein Erfolg an der Kasse. Nach der Revolution geht es erst recht

wird exportfähig. Die Branche boomt. Dem heimischen Publikum sitzt das Inflationsgeld locker in der Tasche, auf dem Weltmarkt macht es die Deutschen zu Billiganbietern, mit schönen Renditen in harter Währung.

Bedrohlich sind die neuen Filme, angstvoll und verstörend

offen zur Sache – mit Filmen wie „Hyänen der Lust“. Ist Sex im Angebot, verdropelt sich oft das Einspielergebnis.

Entsprechend schillernd sind die Historienfilme, wie sie Ernst Lubitsch für die Ufa dreht. Pralle Bilder aus dem Ägypten der Pharaonen, dem orientalischen Harem, vom Hof Heinrichs VIII., aus der Französischen Revolution – exotisch, erotisch und Leichen satt.

Das Publikum ist begeistert, erstmals auch in Amerika: Der deutsche Film

Gleichzeitig aber hat der Weltenbrand des Krieges ungeheure Energien freigesetzt – und die Niederlage alle Gewissheiten zerstört. In diesem „intellektuellen Reizklima“, so der Kulturkritiker Siegfried Kracauer, blüht die experimentelle Kunst: Nichts gilt mehr, alles geht, da scheint das Unerprobte, das Neue an sich schon verführerisch. Und die neueste Kunstform ist der Film.

Visionäre, Desperados und Profitjäger werfen sich auf das junge Medium.

Begabte Zuwanderer aus den zusammengebrochenen Monarchien Osteuropas, Nachwuchsautoren, Theaterschüler, verhinderte Operndiven sprechen vor und wollen mitmachen. Zwischen 1918 und 1930 verdoppelt sich die Zahl der Kinos im Reich von 2300 auf 5000. Mitte der Zwanziger Jahre kommen täglich zwei Millionen Besucher.

Und sie sehen radikal Neues: Was ehemals gewagt war, prägt jetzt den Massengeschmack. Allem voran der Expressionismus, vor der Weltkrise eher eine Bewegung in der Literatur und der bildenden Kunst. Jetzt setzen Filmemacher ihn für die Leinwand um. Jeder Regisseur auf seine Weise. Ein Programm gibt es nicht. Und doch bildet sich ein Stil heraus, der den deutschen Stummfilm unverwechselbar macht.

Auf einmal werden Licht und Schatten, Kostüm und Dekor wichtiger fast als die Schauspieler. Es gilt, eine suggestive Atmosphäre des Irrealen zu erzeugen,





Mit surrealen, grotesk überzeichneten Bildern dramatisieren die Regisseure ihre Filme im Stil des Expressionismus – und treffen den Publikumsgeschmack. In »Der Golem, wie er in die Welt kam« von Paul Wegener rettet ein Lehmwesen die Juden von Prag, läuft dann aber Amok (links außen). 1919 dreht Robert Wiene

»Das Cabinet des Dr. Caligari«, in dem ein hypnotisiertes Medium mordend durch fantastische Landschaften zieht (Mitte). Friedrich Wilhelm Murnaus Vampirfilm »Nosferatu« von 1922 basiert auf dem Roman »Dracula«. Da Murnau die Rechte für das Original nicht bekommt, muss er sein Werk umbenennen



mit unnatürlicher Lichtgebung, bewusst stilisierten Kulissen, als Bühne für die Seelenqualen und Ängste der Figuren.

Als Robert Wiene 1920 „Das Cabinet des Dr. Caligari“ herausbringt, feiert die Kritik das Werk als Inbegriff des expressionistischen Films. Die Geschichte vom wahnsinnigen Irrenarzt, der einen Hypnotisierten für sich morden lässt, spielt zwischen schiefen Schornsteinen, durcheinandergewürfelten Dächern und Fenstern in Form von Pfeilen und Drachen.

Die Perspektiven sind verzerrt, die Schatten passen nicht zum Lichteinfall, der Mord geschieht als Schemenspiel an der Wand. Obwohl in Schwarz-Weiß gedreht, arbeitet Wiene virtuos mit Kolorierungen. Szenen bei Tag färbt er braungelb ein, nächtliche Sequenzen blaugrün, Innenaufnahmen blassrosa.

Unwirkliche, bedrohliche Bilder entstehen, schaffen beim Betrachter geistige Räume außerhalb des Sichtbaren, erzeugen Spannung und Grusel.

Mit „Caligari“ begründet Wiene den Weltruhm des deutschen Stummfilms. New York applaudiert, in Frankreich diskutiert man *le Caligarisme*. Mit ihren Studio-Produktionen und der Kulissenarchitektur setzen die Deutschen Maßstäbe. Während sich etwa die Schweden mit Naturaufnahmen abmühen, lässt Fritz Lang „Die Nibelungen“ in Wäldern aus Gips und Kalk spielen – die Wirkung ist ungleich dramatischer.

Neue Formen der Kameraführung und des Filmschnitts steigern diesen Effekt. Schon die Kriegsberichterstatler haben die Ausdruckskraft schneller Schnitte, unzusammenhängender Bilder und ungewöhnlicher Einstellungen entdeckt – und diese Technik greifen die Unterhaltungsregisseure jetzt auf.

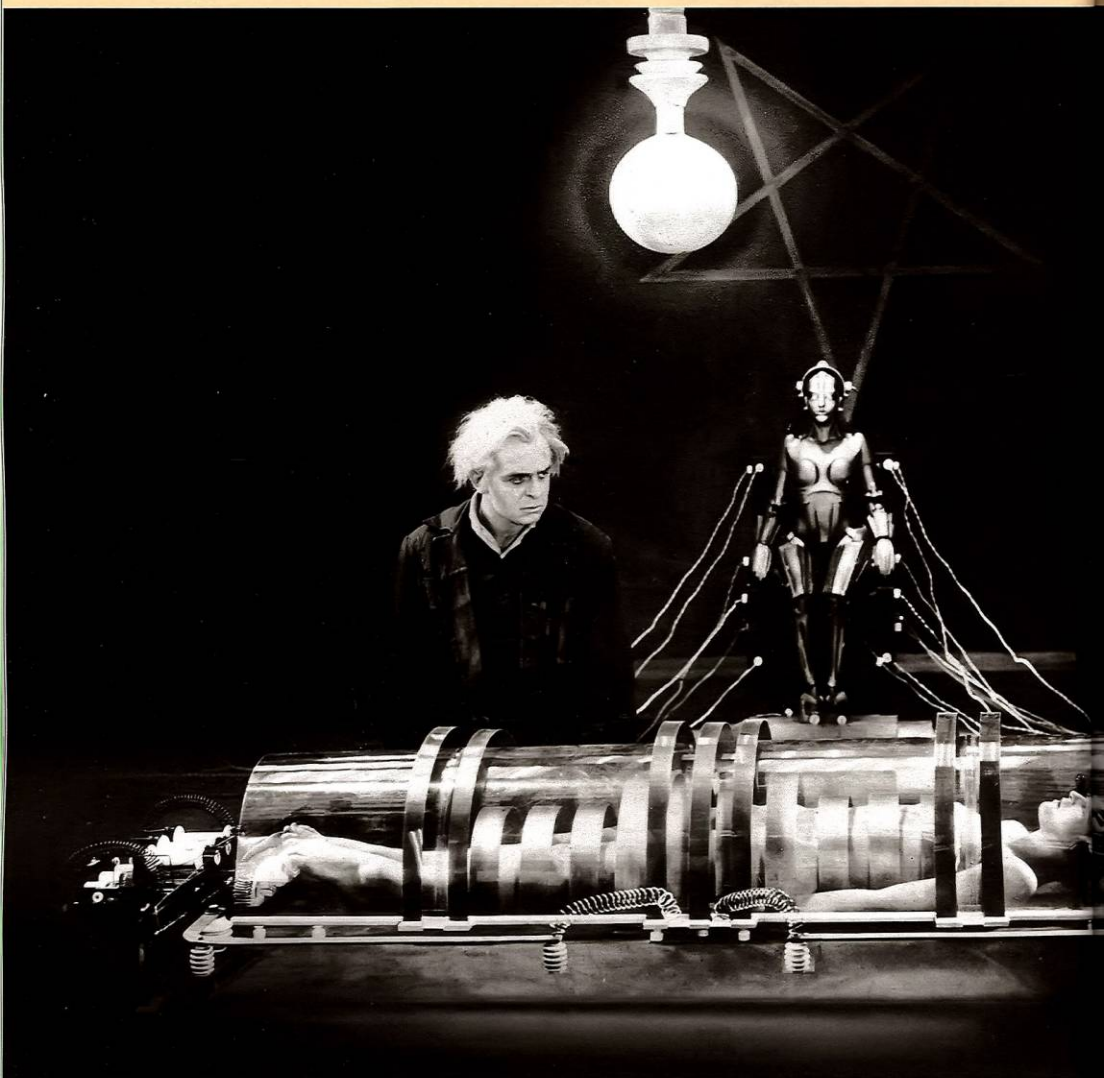
Lubitsch filmt von hinten, von unten, schwenkt plötzlich in den Himmel. Der Regisseur Lupu Pick setzt die Kamera in seinem Weddinger Atelier auf einen Schienenwagen und lässt den Zuschauer

durch ein Panorama gleiten. Sein Opus „Scherben“ ist so anschaulich, dass es mit einem einzigen Zwischentitel auskommt: „Ich bin ein Mörder!“

Als um 1924 die ersten vollautomatischen Kameras die Drehkurbelapparate ersetzen, wird praktisch jede erdenkliche Bewegung möglich. Die Kamera agiert wie entfesselt. Und die Welt staunt.

Bewusst setzen sich die deutschen Regisseure in Erzählweise und Bildsprache von den Strukturen der amerikanischen Dramen und Slapstick-Komödien ab. In vielen Filmen sind die Handlungen nun absichtlich verschachtelt, die Perspektiven uneindeutig.

Böse und Gut scheinen austauschbar in Werken wie Friedrich Wilhelm Murnaus Vampirstück „Nosferatu“, Langs esoterischer Episodensammlung „Der müde Tod“ und seinem Gesellschaftskrimi „Dr. Mabuse, der Spieler“ – Produktionen, die dem deutschen Kino internationale Anerkennung einbringen.



Als Maria, die Heldin in »Metropolis«, den Arbeitern Hoffnung auf eine bessere Zukunft macht, lässt sie der kapitalistische Tyrann entführen und einsperren. Er befiehlt dem Erfinder

Rotwang, einen Roboter mit Marias Zügen zu erschaffen, der die Arbeiter ins Unglück führen soll (oben). Regisseur Lang kümmert sich wie besessen um jedes Detail der Aufnahmen, richtet am Set sogar die Frisur des Darstellers Rudolf Klein-

Rogge. Nicht zuletzt diese Akribie führt dazu, dass der Film über fünf Millionen Reichsmark verschlingt – dreimal so viel wie geplant und etwa 30-mal mehr als ein gewöhnlicher Film

Als jedoch Ende 1923 eine neue Währung eingeführt wird, gerät der Export deutscher Filme ins Stocken. Zugleich wird der Markt zwischen Flensburg und Bodensee wieder attraktiv für Ausländer. Hollywood kann die deutschen Produktionen nun unterbieten. Und kauft die Talente weg: Schauspieler wie Emil Jannings und Pola Negri, Regisseure wie Lubitsch und später Murnau.

Die Ufa muss reagieren – und schickt ihren Produktionschef Erich Pommer über den Atlantik. Er soll ein Vertriebsabkommen mit den US-Filmverleihen aushandeln. Zudem wollen die Deutschen von den Produktionsmethoden der Konkurrenz lernen.

Deshalb nimmt Pommer seinen wichtigsten Regisseur mit: den stets nach Neuerungen suchenden, erbarmungslosen, bildgierigen Fritz Lang. Der hat gerade mit den „Nibelungen“ Furore gemacht, einer perfekt durchstilisierten Version des deutschen Nationalepos um Siegfried, Kriemhild und Hagen von Tronje. Publikum und Kritik sind begeistert, Außenminister Gustav Stresemann dankt Lang öffentlich, Schulklassen werden zum Besuch verpflichtet.

Der Regisseur hat schon die Idee zu einem neuen Film, ein halbes Drehbuch, etwas mit einer Zukunftsstadt. Aber noch keine Vision. An einem Oktobertag 1924 passiert die „Deutschland“ die Freiheitsstatue im Hafen von New York und macht am Pier an der 47. Straße fest.

Es gibt Schwierigkeiten mit den Visa. Lang und Pommer dürfen zunächst nicht an Land. In der Nacht stehen sie an Deck und blicken auf die gleißende, gewaltige

Skyline von Manhattan – und da findet Lang die Bilder, die er sucht: „Ich sah eine Straße, durch Neonlampen taghell beleuchtet, und, alles überragend, ständig wechselnde, an- und ausgehende, spiralförmige, riesige Leuchtreklamen. Dieser Eindruck gab mir die erste Ahnung von einer Stadt der Zukunft.“

Tags darauf läuft er durch die Metropole: „Die Wolkenkratzer wirkten wie ein üppiger Bühnenhintergrund, an einem düsteren Himmel aufgehängt, um zu blenden, zu zerstreuen und zu hypnotisieren.“ New York macht aus seiner noch vagen Drehbuchidee eine Vision.

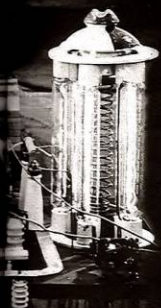
Pommer verhandelt, Lang sieht sich um. Sie durchqueren das Land, von Hollywood sind sie beeindruckt. Treffen den Filmproduzenten Samuel Goldwyn sowie Charlie Chaplin, den ausgewanderten Ernst Lubitsch und unzählige andere: Tricktechniker, Kopierwerker, Kinomogule, Schauspieler.

Pommer kauft zwei Mitchell-Kameras, die den französischen und deutschen Geräten überlegen sind. Er sucht Waffengleichheit. Er braucht einen Erfolg in den USA – „Die Nibelungen“ finden zwar Anerkennung, aber kein Publikum.

Lang hat da bereits etwas Neues, noch Größeres vor Augen. Etwas Ultramodernes, das der Ufa den Durchbruch bringen soll.

FRITZ LANG UND THEA VON HARBOU sind etabliert im Berliner Kulturgeschäft. Der Regisseur und die Erfolgsautorin – ein glamouröses Paar. Er stets nach der Mode gekleidet, perfekt frisiert, rasiert und manikürt, groß und gutaussehend, ein glänzender Gesellschafter. Sie burschikos mit Herrenhaarschnitt, meist in Tweed und Flanell.

Gemeinsam besuchen sie Theaterpremierens und die Sechstagerennen im Sportpalast. Danach parkt ihr weißer Mercedes-Kompressor häufig vor dem „Hotel Adlon“, dem Schlemmerlokal „Horcher“ oder dem „Forster“. Die Wohnung am Hohenzollerndamm ist eine Mischung aus gutbürgerlich und ostasia-



tischem Kabinett: dunkle, geschnitzte Möbel, erotische Zeichnungen, ein Drachenlüster, Chinoiserien-Regale, Wandteppiche. Der Geschmack der Zeit.

Thea von Harbous Geschmack. Ihre Fortsetzungsromane in Illustrierten verquirlen Mythen und Sagen, Abenteuer, Kolportage und Sex. Kitsch, werfen Kritiker ihr vor. „Entspannungsstoff“, sagt sie. Und schreibt Drehbücher für Fritz.

Auch ihr Mann will unterhalten. Seine ersten Stoffe waren Krimis, Abenteuer und Melodramen. Elitäres lehnt Lang ab: „Menschen, die so ein erschrecken des Erlebnis hinter sich haben wie den Weltkrieg, die arbeiten und im Leben stehen, haben andere Weltansichten als snobistische Mitläufer des Geschehens, die aus Klubfauteuils heraus ihren Mitmenschen künstlerische Einstellung aufzwingen wollen, deren Höhepunkt im hilflosen Gestammel eines kokainisierten Nervenbündels besteht.“

Der Regisseur sieht keine Kluft zwischen Kunst und Massenunterhaltung. Er ist überzeugt vom Wert und der Macht der Märchen und der packenden Bilder. Um die geht es ihm zuerst und zuletzt. Theas Skripte sind da nur die Auslöser seiner Bild-Visionen. „Ich lebe“, sagt Lang, „durch die Augen.“

Am 22. Mai 1925 beginnen die Dreharbeiten in den Studios von Neubabelsberg. Fritz Lang versammelt sein einge-



Die in der Zukunft angesiedelte Handlung ist ein wenig verworren: Ein kühler Kapitalist herrscht über die prächtige Mega-City Metropolis, die eine versklavte Arbeiterschaft unter der Erde am Leben erhält. Als der Großmagnat erfährt, dass eine gewisse Maria den Unterdrückten dort das Kommen

sie verliebte Sohn des Wirtschaftsführers können sie retten. Die Roboter-Maria kommt auf den Scheiterhaufen, der Kapitalistenspross versöhnt seinen Vater und die Arbeiter: „Mittler zwischen Hirn und Händen muss das Herz sein.“ Abspann.

Lang besetzt die Rolle der Maria mit einer 17-jährigen Oberschülerin. Einer schmalen, blonden Person. Ihre Mutter hat sie zu den Probeaufnahmen geschickt, und wider Erwarten lässt sich der Regisseur des wichtigsten Ufa-Projekts auf die Debütantin Brigitte Helm ein.

Dahinter steht ein System: Im Vergleich zu Hollywood halten die deutschen Autorenfilmer wenig vom Star. Er passt nicht zu ihrer Auffassung vom Film als Kunstwerk. Für sie sind Schauspieler Teil der Bilder, nicht Interpreten einer Rolle.

Lang spielt seinen Darstellern die Szenen vor, packt die fragile Helm, führt Gustav Fröhlich den Arm, treibt Theodor Loos an, sein Gegenüber so hart zu bo-

Unterhaltungskino zur Kunst adeln, das wollen deutsche Regisseure

spieltes Nibelungen-Team. Architekten, Kameralleute, den Komponisten, als Darsteller unter anderem Rudolf Klein-Rogge, der schon den Dr. Mabuse gespielt hat. Dass er Theas Geschiedener ist, stellen beide, ganz Weimar, hintan.

Die mit Abstand schwierigste Besetzung ist jedoch die weibliche Hauptfigur, eine Mehrfachrolle – Mädchen, Prophetin, Maschine, Hexe und Vamp zugleich.

eines „Mittlers zwischen Hirn und Händen“ voraussagt, lässt er die Prophetin entführen und durch eine Roboter-Frau ersetzen. Die soll die Arbeiter zu einem aussichtslosen Aufstand anstacheln. Tatsächlich fallen sie darauf herein, zerstören die für die Stadt lebenswichtige „Herzmaschine“ und lösen eine Flut aus, in der ihre eigenen Kinder umzukommen drohen. Doch die echte Maria und der in



Siegfried badet im Blut des getöteten Drachens. Bei den Dreharbeiten zu Fritz Langs »Die Nibelungen« (1924) bewegen mehrere Assistenten die Puppe des Ungetüms von innen, per Telefonleitung mit dem Regisseur verbunden. So wie Lang zwischen historischen und futuristischen Stoffen wechselt, sind auch die Themen des übrigen Weimarer Kinos vielfältig: Der halb dokumentarische Film »Wege zu Kraft und Schönheit« feiert 1925 den Körperkult (rechts oben), und Sozialdramen wie »Mutter Krausens Fahrt ins Glück« von 1929 finden ebenfalls ihr Publikum



xen, dass dieser tatsächlich k. o. geht. Er habe, sagt Lang, die Überraschung in Fritz Rasps Gesicht filmen wollen.

Vor allem aber lässt er Szenen wiederholen, wiederholen, noch mal wiederholen. Von Perfektionismus besessen, retuschiert er die Arbeit der Kulissenmaler, frisiert Darsteller persönlich nach, stützt Augenbrauen, souffliert. Denn auch wenn der Film stimmt ist, die Lippenbewegungen sollen stimmen.

Diese unnachgiebige Hinwendung zum Detail gehört zur Ideologie des Weimarer Kinos. Es geht eben nicht nur um ein kommerzielles Produkt, sondern um ein „Werk“. In diesem romantischen Künstlerideal sieht Lang die Einzigartigkeit und zugleich Aufgabe des deutschen Films: durch manische Hingabe Unterhaltungskino in Kunst zu verwandeln.

Er bringt seine Mitarbeiter dazu, sich diesem Credo zu unterwerfen. Brigitte Helm erduldet Stunden im starren Roboterkostüm. Die Kameralleute klettern

auf Gerüste, um die Ausleuchtung zu steuern. Totalen auf die Oberstadt entstehen im mühseligen Einzelbildverfahren: Tausendmal werden wandernde Scheinwerferstrahlen und Leuchtreklamen von einer Panoramakulisse gewischt und wenige Millimeter daneben wieder eingemalt, nächste Aufnahme. 25 Bilder ergeben eine Sekunde Film.

Ähnlich erwächst die beliebte „Hauptstraße“. Nach langwierigen Tests erhalten Assistenten präzise Anweisung, wie weit sie die 300 Modellautos, die Hochbahnen und Flugzeuge jeweils vorschieben müssen. Dann strahlt die Beleuchtung auf, ein einziges Negativbild wird belichtet. 2100-mal, acht Tage lang – für zehn Sekunden Film, die eine von futuristischem Verkehr durchflutete Metropole vorgaukeln. Das technische Prinzip hat Lang in Hollywood kennen gelernt, in „Metropolis“ reizt er es aus.

Ein anderes Verfahren hat der Maler und Architekt Eugen Schüfftan für ihn

entwickelt: Durch einen Spiegeltrick bringt er Schauspieler vor grandiose Szenarien – in Wahrheit raffiniert ins Bild eingespiegelte Modelle, die in Lebensgröße so nie zu bauen wären.

Und die Mehrfachbelichtung, auch sie ins Extrem getrieben, erlaubt Szenen wie die „Menschwerdung“ der Roboter-Frau unter elektrischen Entladungen, zwischen auf- und niedergleitenden Lichtringen: Bis zu 30-mal wird das selbe Stück Negativ belichtet und in der Kamera zurückgewickelt, um die Bildelemente zusammenzubringen.

Erst diese Tricktechnik macht Langs Metropolis-Vision filmbar, ohne die imaginierte Stadt komplett zu bauen.

WAS IN NEUBABELSBERG STEHT, ist allerdings nicht weit davon entfernt. Die größte Filmwerkstatt Europas hat eine neue, 8000 Quadratmeter große Aufnahmehalle erhalten. Vor mächtigen Kulissen setzt Lang nun seine Statistenheere

in Szene. Tausende formiert er zu Kolonnen, Rechtecken, Keilen und lässt sie trotten, strömen, in Seilen schwitzen.

An Komparsen herrscht kein Mangel. Nur einmal stockt die Versorgung mit Statisten: als Lang 6000 „Kahlköpfe“ fordert, als Bausklaven. Auch gegen Zusage will sich kaum jemand den Schädel rasieren lassen. Da kommt dem Regisseur das Elend seiner Zeit zu Hilfe, jene Not der Unterdrückten, die er in „Metropolis“ beschreiben will. Es finden sich 1000 Berliner Arbeitslose, die dazu bereit sind, ihr Haupthaar für ein wenig Geld herzugeben. Sie werden mehrfach gefilmt – und Lang bekommt sein Bild.

Ein Film kostet im Durchschnitt rund 175 000 Reichsmark – das Budget für „Metropolis“ sieht zunächst 800 000, später 1,5 Millionen vor. Doch rasch zeichnet sich ab, dass auch das nicht reichen wird. Pommer schießt nach.

Derweil sieht sich die Ufa aus Geldnot zu einem Vertragsabschluss gezwungen, der die Firma bald in noch größere Schwierigkeiten bringen wird. Nach mehr als einem Jahr Verhandlungen kommt im Dezember 1925 ein Abkommen mit Paramount und Metro-Goldwyn-Mayer zustande: Die Deutschen erhalten einen Kredit von umgerechnet 17 Millionen Mark und reservieren dafür 75 Prozent der Leinwandkapazität in den Ufa-Premierenkinos für die Filme der Amerikaner. Paramount und MGM lassen im Gegenzug Ufa-Produktionen über ihren Verleih laufen – sofern das Publikum sie sehen will.

Pommer bleibt nur, auf den Erfolg in Übersee zu hoffen. Doch dann wird er für die Finanzlage der Ufa verantwortlich gemacht und als Produktionschef abgelöst. Ab April 1926 arbeitet er in den USA – die Paramount hat ihn eingestellt.

LANG DIRIGIERT WEITER, die Hemdsärmel bis zum Oberarm aufgeschlagen, immer mit Monokel. Er ist der Erste im Atelier, kommt gewöhnlich gegen 6.30 Uhr und bleibt oft bis Mitternacht, auch länger. Hin und wieder legt er sich für 30

Minuten auf den Studioboden, setzt anschließend seine Suche nach Perfektion fort. Und nach spektakulärer Action.

In einem ehemaligen Zeppelinhangar lässt er die kunstvoll hergerichtete „Herzmaschine“ explodieren. Die Explosion löst die Überschwemmung in den Wohnblöcken der Unterstadt aus.

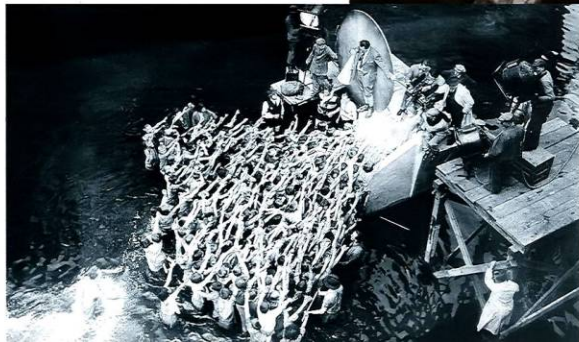
Dazu hat Lang fünf große Hoch-Bassins bauen lassen und über Rohrleitungen mit der Unterstadt-Kulisse verbunden. Mehrere hundert Arbeiterkinder sind auf dem Set – wie die Kahlköpfe stammen sie aus den realen Elendsvierteln des Berliner Nordens. Dass sie beim Proben und Spielen ihre Leinenkostüme verschleifen, ist gewollt: Es lässt sie noch ärmerlicher aussehen.

Schließlich werden die Ventile geöffnet, 500 Kubikmeter Wasser platzen aus Boden und Kulissen, die Kinder laufen in choreografierter Panik durch das Chaos. Die Szene gelingt auf Anhieb.

Was jedoch fehlt, sind Einzeleinstellungen. Lang lässt die Mitchell-Kameras und die Beleuchtung auf Plattformen setzen. Von dort filmt er die im hüftthohen Wasser Bibbernden – zwei Wochen lang. Ein Darsteller bekommt eine Lungenentzündung und verliert die Stimme. Egal: Lang hat seine Bilder. Am 30. Oktober 1926 ist „Metropolis“ abgedreht.

Mehr als fünf Millionen Reichsmark hat Langs Vision gekostet – es ist der teuerste Film der Weimarer Zeit.

10. JANUAR 1927. Zwischen Gedächtniskirche und Zoo staut sich der Verkehr. Autos, Straßenbahnen, Busse hängen fest auf dem Weg zum „Ufa-Palast“.





Hinter den ausdrucksstarken Szenen von »Metropolis« steckt zehrende Arbeit. Mit aller Kraft reißt Brigitte Helm, Darstellerin der Maria, im Finale an den Steuerhebeln eines mächtigen Gongs. Der Alarm soll die

Kinder der Unterstadt zusammenrufen, die in einer von den aufgewiegeltten Arbeitern unabsichtlich herbeigeführten Überschwemmung umzukommen drohen. Kinder aus Berliner Elendsvierteln, die Lang als Statisten für die Flutsequenzen

verpflichtet hat, müssen 14 Tage fast ununterbrochen im Wasser stehen. Die Gesundheit seiner Schauspieler gilt dem Regisseur wenig. Ein Darsteller erkrankt gar an einer Lungenentzündung

»Metropolis« fällt an den Kinokassen durch. Wenig später kommt das Tonkino auf. »Frau im Mond« (1929) ist der letzte Stummfilm, den Lang dreht. Nur ein Jahr darauf erscheint »Der blaue Engel«, die Ton-Verfilmung von Heinrich Manns Roman »Professor Unrat«. Die Rolle der Sängerin Lola, die einen pedantischen Schulmeister verführt, begründet Marlene Dietrichs Weltkarriere. Die Ära des Stummfilm-Kinos ist da schon so gut wie vorbei



1200 Premierengäste, darunter der Reichskanzler, mehrere Minister. Prominenz aus Kunst, Wissenschaft. Das Licht verlischt. Der Vorhang aus grünem Samt teilt sich. Die Musik setzt ein.

66 Mitglieder zählt das Orchester. Gottfried Huppertz hat eine Filmmusik komponiert, die die Bilder verstärkt, sie deutet, ausmalt: hektisches Maschinen-Motiv, das energische Wirtschaftsführer-Thema, ein Foxtrott für die Nachtclub-szenen, Anklänge der Marseillaise zum Arbeiteraufstand.

würdig. Mehr noch: Plötzlich wirken die expressionistischen Elemente nur allürenhaft. Denn inzwischen sind die eher realistischen Inhalte, klareren Linien und verhaltenen Effekte der »Neuen Sachlichkeit« en vogue.

Bei der Paramount ist man entsetzt. Das Epos habe weder Logik noch Maß. Rücksichtslos wird das Material umgeschnitten, erhält einen neuen Plot, ein Viertel verschwindet ganz.

Der Film fällt dennoch durch – erst in Deutschland, dann in den USA. Ende

Der Ton zerstört das bildbesessene Kino der Expressionisten endgültig

Bei der Verwandlung des Roboters in eine Menschenfrau brandet Applaus auf. Als es vorbei ist, gibt es stehende Ovationen. Die Crew sinkt sich in die Arme.

Doch die Euphorie ist verfrüht. Auf den Premierenabend folgt rasch Ernüchterung. Jeder redet von »Metropolis« – doch nicht jeder redet gut.

Die Kritiker sind unzufrieden: »Toller Film – wenn nur die Geschichte nicht wäre.« Viele finden die Story unglaub-

März übernimmt der erzkonservative Medientycoon Alfred Hugenberg die finanziell schwer angeschlagene Ufa. »Metropolis« wird zunächst aus dem Programm gestrichen.

Im Spätsommer 1927 wagt der Verleih einen Neustart mit einer Variante der Paramount-Fassung – es hilft nichts. Die Kritik ruft die Kurzversion nur um so schlimmer. Als ein halbes Jahr nach dem US-Start »The Jazz Singer« in die ameri-

kanischen Kinos kommt und den Tonfilmrausch auslöst, ist der große Gegen-schlag der Ufa endgültig misslungen.

Das Weimarer Credo der expressionistischen Stummfilmkunst hat sich selbst überlebt. Es ist gescheitert: am Markt, am eigenen Monumentalitäts-wahn, an seiner Bild-Versessenheit und mangelndem Realitätsinn.

Junge Talente wie der bei Krakau geborene Samuel »Billy« Wilder experimentieren zwar noch mit dem stummen Film. Mit Anfang 20 schreibt Wilder das Drehbuch zu »Menschen am Sonntag«, einem halbdokumentarischen Werk über einen Kleinbürgersommertag am Berliner Nikolassee. Der Film trägt ihm eine Anstellung bei der Ufa ein.

Die Begeisterung für den Tonfilm erfasst jedoch auch Deutschland rasch. Die Tobis-Klangfilm meldet die Technik des direkt auf das Zelluloid applizierten Lichts zum Patent an. Im Dezember 1929 feiert die Ufa mit der melodramatischen Liebesgeschichte »Melodie des Herzens« erfolgreich Premiere.

Damit ist der Weimarer Stummfilm, der auf ganz eigene Art Kunst und Kommerz miteinander vereinen wollte, Geschichte. Und ab 1933 verlassen Dutzende von Filmschaffenden vor allem jüdischer Abstammung Deutschland.

Darunter Fritz Lang, Billy Wilder und der zwischenzeitlich zurückgekehrte Erich Pommer. Die Regisseure Robert Wiene, Robert Siodmak, Detlef Sierck (Douglas Sirk), Otto Preminger und Erik Charrell. Die Schauspieler Peter Lorre, Elisabeth Bergner und Conrad Veidt.

Andere, die zuvor schon in den USA gearbeitet haben, wie Marlene Dietrich, Ernst Lubitsch und Josef von Sternberg, kehren nicht wieder zurück.

Von diesem Aderlass wird sich das deutsche Kino nie wieder erholen.

Im Jahr 2001 wird »Metropolis« von der Unesco zum »Weltdokumentenerbe« der Menschheit erklärt. □

Mathias Mesenhöller, 37, arbeitet als Historiker am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig.

„Die Schrecken des Eises und der Finsternis“
Christoph Ransmayr

„Schwarzes Lamm und grauer Falke“
Rebecca West

„Rausch“
John Griesemer

„Vortoppsmann Billy Budd“
Herman Melville

„Keraban der Starkkopf“
Jules Verne

„Sieben Jahre in Tibet“
Heinrich Harrer

„Wassermusik“
T.C. Boyle

„Herz der Finsternis“
Joseph Conrad

„Der Weltensammler“
Ilija Trojanow

Weit draußen
Die Schrecken des Eises und der Finsternis
TEIL 7 UND TEIL 8 FÜR JE NUR
14,95 € JETZT IM HANDEL
GEO HÖRWELTEN

Weit draußen
Sieben Jahre in Tibet
Autoren: Heinrich Harrer | Sprecher: Martin M. Schwarz | 6 CDs
ODER **30,- €** GEGENÜBER DEM EINZELKAUF SPAREN
& GESAMT-EDITION BESTELLEN: TEL. 01805-861 80 05*
GEO HÖRWELTEN

12 Klassiker der Abenteuer-Literatur: jetzt als **GEO Hörwelten**.

Erleben Sie mit den GEO Hörwelten „Weit draußen“ Abenteuer in einer neuen Qualität. Gesprochen von den besten deutschen Erzählstimmen, entführen die Romane Sie gleich zwölf Mal in fremde Welten und sagenumwobene Kulturen. Die einzelnen Hörbücher erhalten Sie im Handel. Oder Sie sichern sich die komplette Edition mit allen 12 Hörbüchern im exklusiven, hochwertigen Schuber zum Vorteilspreis von nur 149,- €. Weitere Informationen, Bestellmöglichkeiten und Hörproben unter: www.geo.de/hoerwelten.

- | | |
|--|--|
| 01. „Herz der Finsternis“ – Joseph Conrad – Christian Brückner | 07. „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ – Christoph Ransmayr |
| 02. „Wassermusik“ – T.C. Boyle – Christian Berkel | 08. „Sieben Jahre in Tibet“ – Heinrich Harrer – Martin M. Schwarz |
| 03. „Letzte Reise“ – Anna Enquist – Barbara Rudnik | 09. „Der Weltensammler“ – Ilija Trojanow – Frank Arnold |
| 04. „Reisen im Licht der Sterne“ – Alex Capus – Dieter Moor | 10. „Mein Leben als Pavian“ – Robert M. Sapolsky – Christoph Waltz |
| 05. „Keraban der Starkkopf“ – Jules Verne – Peter Matić | 11. „Vortoppsmann Billy Budd“ – Herman Melville – Hans Paetsch |
| 06. „Schwarzes Lamm und grauer Falke“ – Rebecca West – Nina Petri | 12. „Rausch“ – John Griesemer – Charles Brauer |

Es ist der 19. Juni 1927, 19.45 Uhr: Der Radiosender Dortmund überträgt den Kampf um die Europameisterschaft im Halbschwergewicht. Im Boxing der Westfalenhalle fordert der 21-jährige Max Schmeling den Belgier Fernand Delarge heraus. Für Schmeling soll dieser Abend den Durchbruch bringen. Ein Triumph über den Olympiasieger, und der Junge aus der Uckermark wäre im internationalen Geschäft.

Schmeling beginnt verhalten, schlägt nur selten zu. Attacken des Belgiers weicht er nach hinten oder zur Seite aus. Gibt sich Delarge eine Blöße, stößt Schmeling plötzlich vor. Er will seinen Gegner zermürben. Der fast zehn Zentimeter kleinere Belgier muss mehrere Kopftreffer einstecken. Als der Gong die siebte Runde beendet, liegt Schmeling eindeutig vorn.

8000 Zuschauer verfolgen den Kampf in der Halle, weitere Tausende fiebern an ihren Radiogeräten mit, über krächzende Trichterlautsprecher oder Kopfhörer mit Bügeln.

Einmal mehr verläuft das Leben um einen Takt schneller. Ingenieure haben in den Jahrzehnten zuvor das Telefon erfunden, das Flugzeug. Nun also der öffentlich zu empfangende Rundfunk.

Bereits 1910 ist in New York die Stimme eines Opernsängers aus der Metropolitan Opera drahtlos übertragen worden. In Deutschland sendet die „Hauptfunkstelle Königs Wusterhausen“ während des Ersten Weltkriegs den täglichen Heeresbericht.

Zur Premiere des öffentlichen, allgemein und drahtlos zu empfangenden Rundfunks kommt es in Deutschland am

29. Oktober 1923: ein einstündiges Schallplattenkonzert, ausgestrahlt von einem Dach im Zentrum Berlins.

Das neue Medium ist in Deutschland, anders als etwa in den USA, kein Geschäft für Privatunternehmen. Der Staat übernimmt von Beginn an die Kontrolle; er vergibt Lizenzen und schafft Aufsichtsgremien für das Programm. 1925 wird unter Regie der Post die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft als Dachorganisation für acht regionale Sender gegründet.

Zunächst sind Radiogeräte noch Kuriositäten. Sehr schnell aber erkennen Geschäftsleute, welcher Markt sich da öffnet. Elektro-, Metall- und Holzwarenfabrikanten stellen auf Rundfunktechnik um.

Der Betreiber eines Havel-dampfers wirbt damit, dass „von jedem Tisch aus mit dem Kopfhörer die Darbietungen des Berliner Senders“ verfolgt werden können. Ein Café in Hannover verspricht ab 22 Uhr den Empfang von Konzerten aus Großbritannien. Ein Bremer Kaffeehaus lässt einen Empfänger aufstellen und über zwölf Tischen je einen Kopfhörer anbringen. Bayerns Bistümer wehren sich gegen den Versuch, an Glockentürmen Antennen aufzuspannen.

Zwei Mark beträgt ab 1924 die monatliche, von der Reichspost erhobene Rundfunkgebühr: ungefähr der halbe Tageslohn eines ungelerten Arbeiters. Ende 1924 gibt es 548 000 angemeldete Hörer, ein Jahr später bereits rund eine Million – sowie eine unbekannte Zahl von Schwarzhörern, die sich, wie auch die Hälfte der legalen Hörer, ihr Gerät selbst gebastelt haben.

Und alle hören zu

Die Europameisterschaft 1927 ist Max Schmeling's erster Kampf, der im Rundfunk übertragen wird. Der junge Athlet macht den Boxsport populär im Deutschen Reich – und wird zum ersten Radiostar

VON HANS-JOACHIM LÖWER



Einer Antenne gleich empfängt die Frau auf diesem Notenheft von 1924 Radiowellen. Erst ein Jahr zuvor hat der öffentliche deutsche Rundfunk sein Programm begonnen – und bereits 1925 mehr als eine Million Hörer. Tendenz steigend

Die Technik ist einfach, hat aber ihre Tücken. Wer einen „Detektor“ besitzt – Kosten um 1925 zwischen zehn und 20 Mark –, muss eine Kristallplatte mit einem Metalldraht abtasten, um seinen lokalen Sender zu finden. Diese Konstruktion wandelt die hochfrequenten, von der Antenne aufgefangenen Radiosignale in niederfrequente und damit per Kopfhörer oder Lautsprecher wahrnehmbare Wellen um.

Es braucht aber nur jemand durchs Zimmer zu gehen – schon verschiebt sich durch die schwingenden Holzdielen das feine Drähtchen, und die mühsame Sendersuche beginnt von neuem.

Teurere Röhrenempfänger sind zwar stabiler, benötigen anders als die Detektoren aber eine Stromversorgung. Die ersten Modelle sind nur mit Batterien zu betreiben, die mit destilliertem Wasser befüllt und alle vier Wochen zum Aufladen in einen Elektroladen geschleppt werden müssen.

Und ganz gleich ob Eigenbau, Detektor oder Röhre: Die blechernen Lautsprecher verzerrten den Ton – bis schließlich ein Trichter aus Gusseisen angeboten wird. Die Werbung

verspricht: „Ohne Klirren, ohne Rattern, ohne Zischen, Pfeifen, Knattern.“

Die Programmierer sind anfangs noch der bürgerlichen Bildungstradition des 19. Jahrhunderts verhaftet. Hans Bredow, von 1926 an Reichs-Rundfunk-Kommissar, legt vor allem Wert auf die Ausstrahlung amtlicher Nachrichtensendungen; der Rest der Programme, von Ausschüssen überwacht, soll sich auf literarische und musikalische Darbietungen sowie Vorträge beschränken.

Und die ersten Sportreportagen werden nicht etwa von Fußballspielen oder Sechstagerennen übertragen, sondern von gutbürgerlichen Gesellschaftsereignissen wie der Alsterregatta in Hamburg.

„Der Rundfunk will dem Volke ein Lehrer sein“, schreibt die Zeitschrift „Funk“, „und er hat deshalb auch moralisch die Pflicht, vom Sport nur das Beste zu übertragen.“

Boxen, zur Kaiserzeit lange verboten, gehört zunächst nicht dazu. Dabei steigen längst Künstler und Intellektuelle wie der Maler George Grosz oder der Regisseur Fritz Kortner in den Ring. Und ehr-

geizige Talente wie Schmeling machen das Boxen weit über die Unterschicht hinaus populär. Der Jungstar lebt vorbildlich: kein Alkohol, kein Nikotin, keine Mädchen – stattdessen Holzhacken, um die Muskeln zu stählen.

Der Kampf in der Westfalenhalle geht in die achte Runde. Delarge will sich nicht von Schmeling zermürben lassen. Er stürmt auf ihn los, vergisst seine Deckung. Die Schläge des Deutschen werden wirkungsvoller. Von der elften Runde an blutet Delarge am linken Auge; auch seine Nase ist verletzt. In Runde 13 bejubelt das Publikum eine pausenlose Abfolge von Treffern Schmelingens.

Als der Gong zur 14. Runde erklingt, bleibt der Belgier in seiner Ecke sitzen: Er gibt auf. Damit ist Schmeling der erste deutsche Europameister. In den Wohnzimmern liegen sich Rundfunkhörer in den Armen.

Mit jedem weiteren gewonnenen Kampf wird Schmeling beliebter. Als er am 6. Januar 1928 seinen Europameistertitel im Berliner Sportpalast gegen den Italiener Michele Bonaglia verteidigen muss,

verfolgt auch Fritz Kortner den Kampf. Schmeling siegt durch K. o. in der ersten Runde, die Zuschauer erheben sich und singen das „Deutschlandlied“. Kortner erinnert sich später, Schmelingens Triumph über den vermeintlichen Mussolini-Günstling habe „wie der Sieg der Demokratie über den Faschismus“ gewirkt.

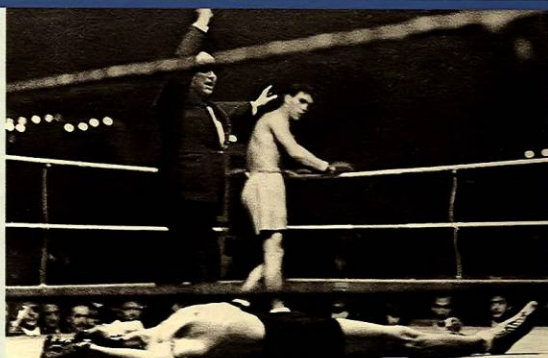
Der Boxer und der Theatermann werden Freunde. Schmeling lernt die Berliner Bohème kennen, besucht Schauspiel- und Filmpremieren, liest die Klassiker. Künstler scharen sich um ihn, bald auch Politiker und Industrielle.

Max Schmeling wird auf Jahre hinaus zu Deutschlands populärstem Sportler. Der Sohn eines einfachen Steuermanns geht nach Amerika, wird Weltmeister und schlägt Joe Louis k. o., den „braunen Bomber“. Als Schmeling da im Zenit seiner Karriere steht, hat die Weimarer Republik jedoch schon aufgehört zu existieren. Längst missbraucht Adolf Hitler das Idol einer Generation für seine Zwecke, etwa, um einen Boykott der US-Athleten bei den Olympischen Spielen in Berlin zu verhindern – so wie er auch den Rundfunk nutzt.

Denn kaum hat der NS-Staat Form angenommen, richten die Nationalsozialisten das „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda“ ein. Sie haben erkannt, welche Macht das neue Medium über die Massen hat, wie es sich anbietet zur Fälschung und Manipulation.

Und wie leicht der „Führer“ nun die Menschen kennen kann. Ganz bequem. Bei ihnen daheim. □

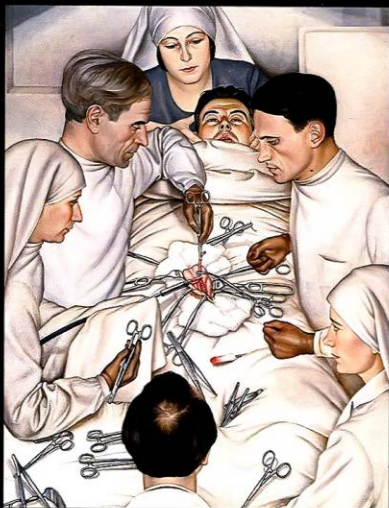
Hans-Joachim Löwer, 59, ist Reporter und Buchautor in Hamburg.



Sieben Monate nach seinem Kampf um die Europameisterschaft schlägt Max Schmeling im Januar 1928 den italienischen Herausforderer Michele Bonaglia k. o. Da ist es schon selbstverständlich, dass Radioreporter den Kampf live kommentieren

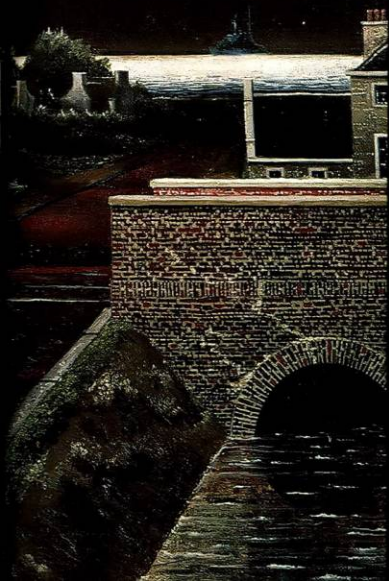


Verstörend wirkt der oft beklemmende Realismus der »Neuen Sachlichkeit«. In seinem Ölgemälde »Todessturz Karl Buchstätters« taucht Franz Radziwill 1928 eine nächtliche Straße in gespenstisches Licht



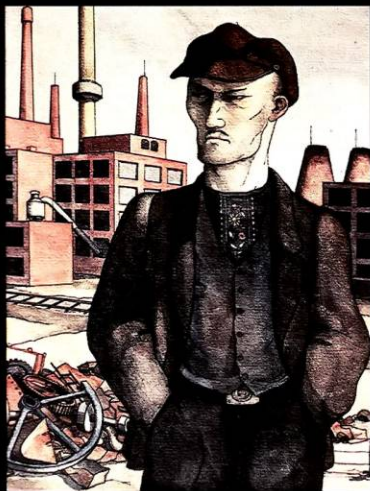
Kaum ein Künstler malt unterkühltere Bilder: Mit der Genauigkeit eines Protokollanten hält Christian Schad, einer der wichtigsten Vertreter der Neuen Sachlichkeit, 1929 eine Blinddarm-Operation in Öl fest

Der entfesselte Blick



Keine Zeit ist so von künstlerischen Neuanfängen und Umbrüchen bestimmt wie die kurze Epoche der Weimarer Republik. Geprägt durch Krieg und Revolution, von Tod, Leid und sozialer Not, setzen sich die Maler intensiver als je zuvor mit der Gegenwart auseinander: mal kühl und mit überscharfem Pinselstrich, mal polemisch und grotesk – und manchmal abstrakt

Der Maler Otto Griebel unterstützt mit seiner Kunst schon früh die Sache des Proletariats: »Der Arbeitslose«, Aquarell von 1921



Militär und Kapital diktieren kopflosen Politikern, was zu tun ist – und das Volk frisst, was ihm vorgesetzt wird: George Grosz, »Sonnenfinsternis«, 1926

Fratzenmaler

Entlarvend grotesk und bis zur Karikatur hässlich wirken die Werke der »Veristen«. Künstler wie George Grosz und Otto Dix geben sich bewusst zynisch und brutal. Ihre Gemälde und Collagen nehmen sich die Relikte der Kaiserzeit vor, beschwören die Schrecken des Krieges oder klagen soziale Missstände an. So mancher dieser Maler sieht in seiner Arbeit nun eine Waffe im Klassenkampf – und stellt sich in den Dienst der Kommunistischen Partei



Nichts als Krüppel mit kranken Gedanken hat der Krieg zurückgelassen: Nachdem er in einem Dresdner Café verstümmelte Veteranen beobachtet hat, gestaltet Otto Dix 1920 die Collage »Skatspieler«

Konstruktionen



Das Kapital degradiert den Arbeiter zum Sklaven der Maschine: »Fabriken«, Franz Wilhelm Seiwert, 1926

Viele Künstler der Zwanziger Jahre brechen mit dem Naturalismus, um die Form der Dinge zu untersuchen. Während Maler wie Franz Wilhelm Seiwert mit geometrischen Grundelementen und reinen Farbflächen auf das Vordringen der Technik in den menschlichen Alltag reagieren, ahmen andere die Exaktheit von Maschinen nach, um Bilder von höchster Harmonie zu schaffen. So konstruieren Oskar Schlemmer und andere in ihren Kunstwerken eine eigenständige, rein visuelle Realität



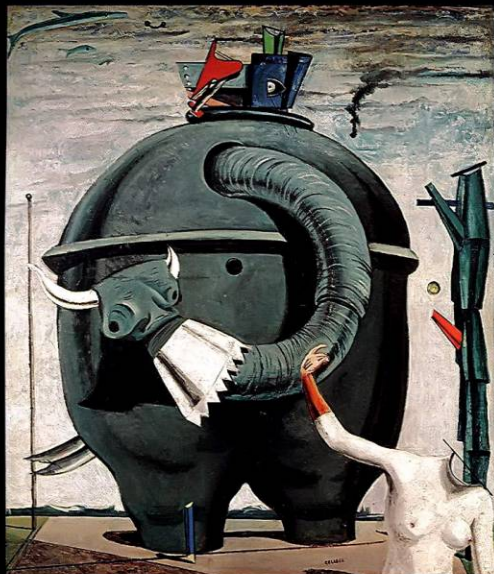
In Bildern wie »Gruppe am Geländer I« reduziert Oskar Schlemmer den Menschen 1931 auf seine typische Gestalt – und formt ihn so zum Kunstwesen



Lyonel Feininger erschafft, vom Kubismus geprägt, kristalline Gebilde, in denen das Gegenständliche aber erkennbar bleibt: »Kirche über der Stadt«, 1927



Der Maler Carl Grossberg verfremdet Technikbilder mit surrealen Elementen: »Maschinensaal« von 1925



Inspiziert durch ein Foto, das einen afrikanischen Getreidespeicher zeigt, schafft Max Ernst 1921 das Traummonster »Der Elefant von Celebes«

Traumwirklichkeit

Statt die Realität möglichst scharf zu zeichnen, begeben sich Maler wie Max Beckmann in die Tiefen des Unterbewussten, werden die Surrealisten um Max Ernst zu Meistern des Visiären: Ihre Bilder reißen reale Dinge aus der vertrauten Umgebung – doch nicht, um sie der Sinnlosigkeit zu überführen, sondern um Ihnen durch die Kombination mit anderen Elementen neue Bedeutungen zu geben. So entstehen fantastische, irritierende Jenseitswelten □



Düstere Gestalten ermorden eine Familie beim Abendessen: Max Beckmanns albraumartige »Nacht« entsteht zur Zeit der Revolution 1918/19

Um zehn Uhr soll der Raketenwagen starten. 3000 geladene Gäste drängen sich am 23. Mai 1928 auf den Tribünen der Berliner „Avus“. Die Sonne scheint. Es könnte ein guter Tag werden für Fritz von Opel, den Enkel des Firmengründers Adam.

In weißer Hose und blauer Lederjacke stellt sich der 29-Jährige ans Mikrofon: Das Raketenauto sei nur das erste von mehreren Projekten. Er werde 400 km/h schnelle Flugzeuge bauen, luftdichte Kapseln erproben, mit enormer Schubkraft bis in die Stratosphäre vorstoßen. Und vielleicht werde schon in wenigen Jahren ein Raumschiff konstruiert, das in der Lage wäre, „schneller als die Sonne unsere Erde“ zu umfliegen.

Dann enthüllt er „Rak 2“, den „Opel-Sander-Raketenwagen 2“: ein zigarrenförmiges, schwarzes Fahrzeug mit Stummelflügeln; hinten ragen Rohre wie aus einer Geschossbatterie heraus. 24 Raketen im Inneren sind mit Pulverladungen gefüllt, die sich einzeln über ein Fußpedal zünden lassen. Die Flügel sollen den Wagen bei extremen Geschwindigkeiten auf die Straße drücken.

An diesem Tag wird kein Werksfahrer am Steuer sitzen. Fritz von Opel will den „Rak 2“ selbst lenken. Er klettert in den Wagen. Eine Stahlpanzerplatte trennt ihn von den 120 Kilo Sprengstoff im Heck. Dann ruft jemand: „Bahn frei!“

Fritz von Opel gilt zu seiner Zeit als Prototyp des modernen Menschen, der den Stillstand hasst und alles liebt, was sich bewegt. Zunächst auf dem Fahrrad, dann auf dem Motorrad und im Auto jagt er über die Rennpisten. Einmal

donnert er im Motorboot so waghalsig über das Wasser, dass es sich überschlägt und man ihn bewusstlos aus den Wellen ziehen muss.

Nach dem Abitur wird Opel 1916 zum Kriegsdienst bei der Kaiserlichen Kraftfahrzeugtruppe eingezogen, anschließend studiert er Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Darmstadt. 1923 tritt er als Diplom-Ingenieur in die Leitung des Familienunternehmens ein, der größten Automobilfabrik des Landes. Kurz darauf bringen die Rüsselsheimer den Opel 4/12 auf den Markt: Der „Laubfrosch“ – ein grün lackierter Vierzylinder – wird als erstes Fahrzeug im Deutschen Reich am Fließband gebaut.

Für Raketen lässt sich der junge Ingenieur durch den Österreicher Max Valier begeistern. Den Astronomen, Physiker und Science-Fiction-Autor beschäftigt seit langem die Idee raketengetriebener Fahrzeuge – allein: Ihm fehlt das Geld. In Fritz von Opel findet er einen Förderer.

Beim Antrieb soll ihnen der Ingenieur Friedrich Wilhelm Sander helfen, der in Wesermünde eine Raketenfabrik betreibt. Schon bald erscheinen den drei Männern die kühnsten Utopien realisierbar: mit noch unvorstellbarer Geschwindigkeit zu reisen, die Grenzen des Planeten zu sprengen.

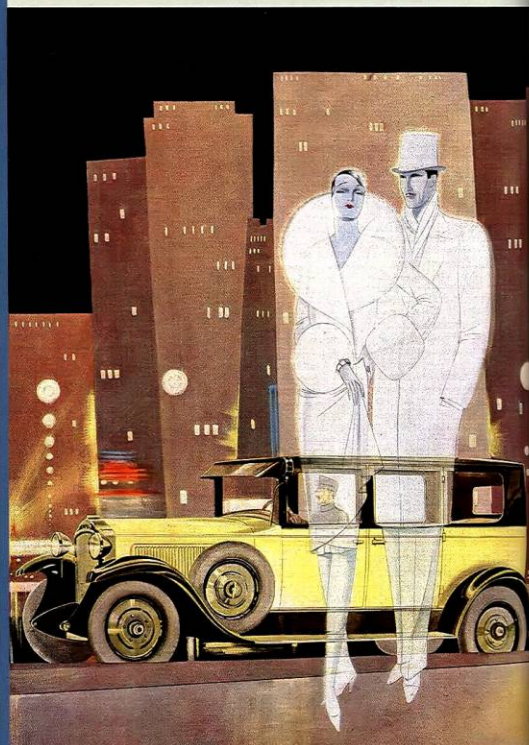
Im März 1928 wagen Valier und Sander einen Test auf der Opel-Bahn nahe Rüßelsheim und bestücken einen umgebauten Personenwagen mit Raketen. Beim ersten Versuch erreicht der Wagen – Schrittgeschwindigkeit.

Beim zweiten Start beschleunigt der Fahrer zunächst

Mit 24 Raketen in die Zukunft

Berlin 1928: Ein zigarrenförmiger Wagen rast mit 238 km/h über die »Avus«, am Steuer Fritz von Opel. In einer Zeit, die süchtig ist nach Geschwindigkeit, wird der junge Industrielle zum Helden

VON CHRISTOPH SCHEUERMANN



Eine Lithographie wirbt 1927 für den neuen Opel Sechszylinder. Mit 34 PS bietet die am Fließband produzierte »Luxus-Limousine« fast die dreifache Motorleistung des Opel 4/12 »Laubfrosch« – aber zu wenig PS für »Raketen-Fritz«

mithilfe des Benzinmotors auf 30 km/h und zündet dann das Pulver. Gut 1,5 Sekunden später ist er bei 75 km/h. Nun ist Fritz von Opel zufrieden und lässt die Versuche fortsetzen.

Mechaniker schweißen ein Fahrzeug zusammen, das ausschließlich mit Pulverkraft betrieben wird. Zwölf Rohre werden in das Heck des „Rak 1“ gebaut. Am 12. April 1928 glückt mit dem Raketenwagen eine Beschleunigung von null auf über 100 km/h in acht Sekunden. Daraufhin plant das Team um Fritz von Opel den „Rak 2“.

Deutschland ist in den Zwanziger Jahren stetig nach Geschwindigkeit wie nach einer Droge. Techniker und Konstrukteure liefern sich zu Wasser, auf der Schiene und in der Luft einen Wettlauf mit der Stoppuhr. Die „Bremen“, ein Turbinenschiff des Norddeutschen Lloyd, schafft die Strecke von Europa nach New York in vier Tagen, 17 Stunden und 42 Minuten, bricht damit einen fast 20 Jahre alten Rekord.

Die Konstruktion des „Schienenzeppelins“ beginnt, eines Eisenbahntriebwagens, angetrieben von einem Pro-

peller und einem 600 PS starken Flugzeugmotor. Bald wird er mit 230 km/h über die Gleise zwischen Hamburg und Berlin rasen.

Junkers baut erste Flugzeuge ganz aus Metall. Zwei deutsche Piloten und ein Ire fliegen 1928 in einer Junkers W33 erstmals nonstop von Ost nach West über den Atlantik, in 36 Stunden.

Auch in ihrer Freizeit verfallen die Deutschen dem nervösen Rausch. Sie gieren nach Rekorden. Hunderttausende strömen auf den Nürburgring in die Eifel oder zur „Avus“ in Berlin und jubeln mit einer Mischung aus Furcht und Verzückung, wenn die Wagen an der Tribüne vorüberfahren.

Fritz von Opel hat mit 22 Jahren das allererste Rennen auf der „Avus“ gewonnen und mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 128,84 km/h in seiner Fahrzeugklasse einen Rekord aufgestellt, der in den folgenden Rennen auch von Wagen mit stärkeren Motoren nicht überboten wird.

Am 23. Mai 1928, kurz nach zehn Uhr, gibt Opel im „Rak 2“ Gas. Krachend schlagen Flammen aus einem der

Rohre am Heck. Der Schub drückt den Wagen vorwärts, die erste Rakete heult. Er tritt erneut das Gaspedal. Das Gefährt jagt davon. Die Zuschauer auf den Tribünen weichen zurück.

Opel zündet weitere Raketen, sechs, acht, zehn. „Die Beschleunigung ist ein Rausch. Ich überlege nicht mehr. Die Wirklichkeit verschwindet“, erinnert er sich später. Die Kräfte pressen ihn in den Sitz, er rast mit 238 km/h über die Piste.

Der Fahrer droht die Kontrolle zu verlieren: „Ich werde nach rechts an ein Auto herangetragen. Ich steuere gegen und schieße nach links, komme entsetzt ins Schleudern.“

Doch es gelingt ihm, den Boliden zu bändigen.

Nach zwei Kilometern sind alle 24 Raketen ausgebrannt. Die Zuschauer stürzen zu dem Fahrzeug, sie heben Opel auf die Schultern.

Am nächsten Tag berichten alle Zeitungen ausführlich. Überall feiern die Menschen ihren „Raketen-Fritz“, den Beherrscher der Geschwindigkeit, den Helden einer rasanten Epoche.

Einen Monat danach jagt der unbemannte „Rak 3“ über eine Eisenbahn-Versuchsstrecke zwischen Burgwedel und Celle und stellt mit 256 km/h einen neuen Geschwindigkeitsrekord für Schienenfahrzeuge auf. Und am 30. September 1929 setzt sich Opel auf dem Frankfurter Flughafen in ein Raketenflugzeug.

Das Gefährt beschleunigt auf über 100 km/h, erreicht eine Höhe von 20 bis 30 Metern und schleppt einen weißen Rauchsweif hinter sich. Nach etwa einer Minute sind sechs der insgesamt elf Raketen abgebrannt, die Zündung versagt – das Flugzeug verliert rasant an Höhe. Der Mann, der zu den Sternen fliegen will, prallt am Ende gegen einen Straßendamm – und bleibt unverletzt.

Vier Wochen später, Ende Oktober 1929, geraten die Börsenkurse an der New Yorker Wall Street in den freien Fall. Die Weltwirtschaft erlahmt, der Geschwindigkeitsrausch wird ausgebremst. Ein paar Monate zuvor hat der US-Autohersteller General Motors für rund 120 Millionen Reichsmark 80 Prozent des Unternehmens Opel gekauft, der Rest folgt zwei Jahre später.

Max Valier stirbt 1930 bei einer Explosion. Fritz von Opel entschließt sich, nach Amerika auszuwandern, um dort nach Öl zu bohren. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wird er in den USA interniert, sein Vermögen beschlagnahmt.

Nach dem Krieg kehrt er nach Europa zurück. Er stirbt 1971. Seine Raketenversuche setzt er nie wieder fort. □

Christoph Scheuermann, 29, ist Journalist in Hamburg.



Eine Stahlpanzerplatte im Rücken trennt Fritz von Opel bei seiner Raketenfahrt am 23. Mai 1928 von den Pulverladungen des „Rak 2“

»Glottzt nicht so romantisch!«

Weggespült hat die Revolution das wilhelminische Repräsentationstheater, abgeschafft die Zensur der Kaiserzeit. Nach 1918 gründet sich die deutsche Schauspielkunst neu. Max Reinhardt holt die Expressionisten auf die Bühne, Erwin Piscator ersetzt den klassischen Helden durch das Kollektiv, Bertolt Brecht und Kurt Weill verbannen den althergebrachten Naturalismus und erfinden das politische Musical: Ihre »Dreigroschenoper« über einen Bettlerkönig und die durch und durch korrupte Polizei feiert am 31. August 1928 Uraufführung. Die freche Melange aus Operette und Sozialdrama wird zum größten Bühnenerfolg der Weimarer Republik





Ein Käfig als Gefängnis: Karg ist das Bühnenbild der »Dreigroschenoper« – denn Brechts Theater will keine Illusionen erzeugen, sondern das Publikum irritieren. Schon 1922, bei der Uraufführung seines Stücks »Trommeln in der Nacht«, lässt er im Zuschauerraum Plakate mit Sprüchen wie »Glotzt nicht so romantisch!« aufstellen: Niemand soll sich mit dem Geschehen auf der Bühne identifizieren

Denn für dieses Leben / Ist der Mensch nicht schlaue genug, / Niemals merkt er eben / Diesen Lug und Trug.“

Der Theaterdirektor lässt das Manuskript sinken. Das ist es. Das ist ein neuer Ton in der deutschen Bühnendichtung: frech, ungerührt, lakonisch. Er stammt von einem der hoffnungsvollsten jungen Dramatiker der Stadt. Und er ist seine Rettung.

Bis gestern hatte Ernst Josef Aufricht eine Bühne, aber kein Stück. Den „Hasenfelshändler“ von Hermann Sudermann, dem Modeautor der alten Generation, den ihm ein Theaterverlag anbot, hat er gleich in den Papierkorb geworfen. Für eine Komödie von Georg Kaiser hat er 2000 Reichsmark angezahlt, dazu 1000 für ein Stück von Paul Raynal – aber beide Werke sind noch nicht vollendet. Er hat die üblichen Kandidaten

konsultiert – Ernst Toller, Lion Feuchtwanger –, doch mit einem frischen Drama konnte keiner dienen.

Und es ist kaum noch ein halbes Jahr Zeit bis zum 31. August 1928, dem 30. Geburtstag des Direktors. Dann soll die neue Bühne Eröffnung feiern.

Im Grunde ist es eine alte Bühne – zumindest eine mit Tradition. Hier hat Gerhart Hauptmann 1893 seine „Weber“ uraufführen lassen, hat der große Max Reinhardt seine Erfolge mit Shakespeares „Sommernachts Traum“ gefeiert. In diesem Haus, dem Theater am Schiffbauerdamm, hat Carl Zuckmayers „Fröhlicher Weinberg“ 1925 dessen Weltruhm begründet.

Auch Ernst Josef Aufricht, der junge Direktor, ist nicht ganz neu im Geschäft: 1923 hat er als Schauspieler mit dem Regisseur Berthold Viertel „Die Truppe“ gegründet, ein Ensemble aus bekannten

Schauspielern, ohne Einkommensunterschiede und „geschäftliche Konzessionen“. Doch eines Tages wollten die Stars mehr Geld, und die Inflation machte dem Experiment endgültig den Garaus. Jetzt gibt ihm das Geld seines Vaters, eines reichen ostelbischen Holzindustriellen, eine zweite Chance.

Aber der Einsatz ist hoch. Von den 100000 Mark, die ihm sein Vater überlassen hat, muss Aufricht 50000 als Kautions hinterlegen. Er musste sich von dem Direktor einer Privatbank demütigen lassen, der ihn ohne Umschweife auf sein Klosett führte: Dort solle er sein Geld hineinwerfen, wenn er sich viel Ärger ersparen wolle.

Theater in Berlin ist eine Sache auf Leben und Tod. Es ist, wie der Kritiker Ludwig Marcuse sagt, „die Kirche der Zeit“. Es ist die Religion einer Republik, die nicht von ungefähr auf einer



Bertolt Brecht am Klavier in seinem Zimmer in der Spichernstraße. 1924 zieht der gebürtige Augsburger nach Berlin. Er gefällt sich in der Rolle des Proletariats, sympathisiert auch mit den Kommunisten, tritt der KPD aber nie bei

Bühne gegründet worden ist – im Nationaltheater zu Weimar, dem einstigen Hoftheater, wo am 6. Februar 1919 die Nationalversammlung tagte. Es ist ein Glaube, um den gefochten wird – mit Anmut und Fanatismus; im Zuschauer-raum, in Kneipen und in Tageszeitungen; mit Aperçus und Beleidigungen, mit Ohrfeigen, Trillerpfeifen und Stinkbomben.

Theater in Berlin ist eine Fabrik, die Talente, Ehrgeizlinge und Macher aus allen Gegenden Deutschlands ansaugt, berührt macht, verzehrt oder geschlagen nach Hause schickt. Und nicht zuletzt ist es: ein Geschäft.

Rund 50 Bühnen werben um die Aufmerksamkeit der überreizten Hauptstädter. Fast die Hälfte davon haben 1000 und mehr Plätze. Die meisten von ihnen sind in privater Hand, wechseln ständig Leitung und Eigentümer.

Konzerne beherrschen den Markt: die Bühnenkette des Altmeisters Max Reinhardt etwa, die des Produzenten Victor Barnowsky oder die der Brüder Alfred und Fritz Rotter, die mit Operetten und Boulevardstücken Profite machen.

Das größte Traum-Syndikat Deutschlands aber gehört Heinz Saltenburg, einem Kapitalisten wie aus dem Bilderbuch: Glatze, Monokel, Dröhnstimme, Zobelpelz. Den schert die Gesundheit seiner Schauspieler wenig: Sein Lustspielhaus lässt er nur abends heizen, wenn das zahlende Publikum kommt. Der kutschiert im Maybach herum und knurrt, die Zigarre zwischen den Zähnen: „Literatur ist nur für Schmöcke!“

Doch bei aller Lust am Geschäft hat Berlin auch Geschmack am Skandal, am Unerhörten, am Niegesehenen. Es hat Regisseure wie Leopold Jeßner zum Ruhm gebracht – jenen nüchternen Revolutionär im Stehkragen, der das Staatstheater zur Weltbühne gemacht hat und dem naturalistischen Einfühlungstheater à la Max Reinhardt abstrakte Schauspiel-Skulpturen entgegenseetzt.

Auch Aufrecht will „mit beiden Füßen“ die alte Tradition zertrümmern.

Doch wo ist das Stück dafür? „Ich muss mich umbringen, wenn ich nichts finde!“, hat er gesagt. Und ist ins „Restaurant Schlichter“ gegangen.

DENN DAS THEATER im Berlin dieser Jahre wird ja nicht nur auf der Bühne gemacht, sondern auch in der Gastronomie. Im „Romanischen Café“ an der Gedächtniskirche sitzen die Arrivierten im „Bassin für Schwimmer“ und die hoffnungsvollen Talente im „Nichtschwimmerbassin“.

In Äne Maenz' „Bierstube“ drängen sich die Schöngelster am winzigen Stammtisch zwischen Kippen und Bierlachen, während am Tresen die Taxifahrer ihre Mollen schlucken. Im Hotel „Kempinski“ nimmt allabendlich der Literat und Dramatiker Karl Kraus im Kreis ekstatischer Jünger sein gekochtes Rindfleisch zu sich – und verweist jeden der Tafel, der es wagt, seine Schriften zu bemäkeln.

In der Weinstube des einstigen Schauspielers und Regisseurs Viktor Schwannecke in der Rankestraße erscheinen um Mitternacht die Kritiker in Smoking und gestärkter Hemdbrust, bestellen Kalbssteak au four und halten Femegerichte über die Premiere des vergangenen Abends ab. Warten die Schlaflosen tabakumwölkt auf die blaue Stunde und die ersten Zeitungsverkäufer, die um sechs die gedruckten Urteile überbringen.

Auch das „Restaurant Schlichter“ in der Lutherstraße ist ein Treffpunkt der Berliner Bohème. Und dort hat Ernst Aufrecht schließlich diesen dürrn Mann mit der Lederjacke getroffen, wie Aufrecht keine 30 Jahre alt. Er hatte hängende Schultern und gierige Augen, den „asketischen Ausdruck eines Mönches“ und die „Durchtriebenheit eines Galtenvogels“.

Es war der Dramatiker Bertolt Brecht, geboren in Augsburg, doch im Begriff, Berlin zu erobern. Seine kraftstrotzenden Jugendstücke wie „Baal“, „Trommeln in der Nacht“ und „Im Dickicht der Städte“ hatten die Kritik entzweit und

das Publikum zu Pfiffen wie Beifallstürmen gereizt. Nun erzählte er Aufrecht von der neuen Fabel, an der er saß. Es war keine gute Fabel.

Aufrecht fiel es schwer, seine Enttäuschung zu verbergen. Das war es nicht, was er suchte. Doch dann, als er schon die Rechnung verlangte, erwähnte der Dichter noch ein „Nebenwerk“: Könnte das vielleicht etwas sein?

Immerhin hat es ein erfolgreiches Vorbild – eine britische Komödie namens „The Beggar's Opera“, verfasst von dem Dramatiker John Gay, uraufgeführt 1728 und jetzt wieder ein Dauerbrenner auf Englands Bühnen.

Brecht hat sie in das viktorianische London verpflanzt und mit dem Titel „Gesindel“ versehen: Ein Gangsterboss heiratet die Tochter eines Bettlerchefs; der Vater versucht, den Schwiegersohn durch eine Anzeige loszuwerden – doch



Der Komponist Kurt Weill begegnet Bertolt Brecht im März 1927 beim Rundfunk. Schnell stellt sich heraus, dass sich Sprach- und Rhythmusgefühl der beiden ideal ergänzen – und so produzieren sie noch im selben Jahr das Songspiel »Mahagonny«

der Gangster steht mit dem Polizeipräsidenten im Bunde. Es gibt etwas Spott auf die bürgerliche Gesellschaft und jede Menge buntes Personal: Banditen, Bettler und Huren. „Das Ende steht im siebten Bild, das ich nur skizziert habe.“

Gleich am nächsten Morgen hat Aufrichts Dramaturg Heinrich Fischer das unvollendete Manuskript aus Brechts möbliertem Zimmer in der Spichernstraße 16 abgeholt. Fiebrig lesen die Theatermänner nun die verwischten Buchstaben auf den noch regennassen Schreibmaschinenseiten: „Und wenn dann der Kopf fällt, sag' ich: Hoppla!“

Sie sind begeistert. Das Stück hat Schmiss, Tempo und Hintersinn. Es ist ein scharfer Cocktail aus Bibelziten, Bonmots und Gaunersprache – und einer Kette von „Songs“, die mit Verve das Lebensgefühl der Zeit illustrieren: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.“

SO ÄHNLICH KÖNNTE der Slogan der „Neuen Sachlichkeit“ lauten, die seit Mitte des Jahrzehnts das Klima beherrscht. Denn nach den Weltenbränden der Jahre 1914 bis 1918 hat sich die Gefühlstemperatur der Intellektuellen empfindlich abgekühlt. Nach der expressionistischen Leidensgrinasse trägt man jetzt Pokerface. Gerade die Zartesten panzern sich gegen die Kälte der Welt mit einem Iglu aus Eis.

Auch die Welt ist ja sachlich geworden. Seit Mitte des Jahrzehnts geht eine Welle der Rationalisierung und Mechanisierung durch die deutsche Industrie, bauen die Architekten Großsiedlungen im nüchternen Bauhaus-Stil, wachsen in Tegel und Tempelhof Berlins erste Hochhäuser. Steigern die Fließbänder bei AEG, „Wandertische“ genannt, die Produktivität um 300 Prozent. Zählen statt großer Ideen nur noch nackte Tatsachen: „Zieh dich aus!“ heißt eine beliebte Revue an der Komischen Oper. „Ein Abend ohne Moral in 30 Bildern.“

Denn die Moral hat sich als nutzlos erwiesen. Jetzt zählt der kalte Blick, den

Maler wie Otto Dix, Rudolf Schlichter und Christian Schad auf die Welt werfen: Deren Ausstellung 1925 in der Mannheimer Kunsthalle hat den Begriff Neue Sachlichkeit populär gemacht.

Brecht, der kleine, schmale Berserker, als Prolet kostümiert mit Lederjacke, Ledermütze und Zigarre, ist ein erstklassiger Soldat der neuen Coolness. Zwar ist er sensibel, nicht ohne Bewusstsein auch für den Frauenschmerz, den seine Verführungswut immer wieder erzeugt. Für Räusche hat er, der keinen Alkohol verträgt, kein Talent. Doch Gefühlsduseleien hat er sich gründlich ausgetrieben.

*„Das emotionelle
Theater ist tot“, sagt
Brecht. „Gefühle sind
Privatsache“*

In Berlin („eine graue Stadt, eine gute Stadt“) hat er sich gleich fröstelnd zu Hause gefühlt: „Da ist Kälte“, hat er sich gesagt, „friss sie!“ – und beschlossen zu bleiben. 1924 hat ihn der Regisseur Erich Engel, künstlerischer Leiter an Max Reinhardts Deutschem Theater, als Dramaturgen nach Berlin geholt: Dort durfte er Stücke sichten und, etwa angesichts einer Komödie des Kollegen Robert Musil, gelegentlich das Wort „Scheiße“ auf ein Manuskript malen. Um die lässige Haltung auch im Musentempel einzutüben, schlug er – wenn auch ohne Erfolg – vor, den Zuschauern dort den Tabakgenuss zu erlauben: Dazu könne man das Haus gleich in „Episches Rauch-Theater“ umbenennen.

Man müsste Stücke schreiben wie mathematische Formeln, malt er sich aus. Die Ästhetik des Dramas will er mit Einstein versöhnen: Dessen Relativitätstheorie passt gut zum moralischen Relativismus der Zeit. Brecht will den Eindruck vermeiden, „als hielte man den Menschen für etwas übertrieben Wertvolles“.

Das „emotionelle Theater“, sagt er, sei „tot“, Gefühle „Privatsache und bor-





Das erste von acht Bildern der »Dreigroschenoper« zeigt die Garderoben des Bettlerkönigs Peachum. Hier können sich die Elenden der Elenden schäbig einkleiden, um möglichst Mitleid zu erregen und den Bürgern ihre Almosen abzunehmen. Die Handlung: Der Gangster Mackie Messer heiratet Peachums Tochter Polly, der Bettlerkönig sieht sein Geschäft bedroht und verrät den Schwiegersohn an die Polizei



Erwin Piscator inszeniert 1927 »Rasputin« nach Leo Tolstoj in einem geöffneten Globus, auf den er Filme projizieren lässt, etwa über die historischen Hintergründe des Stücks. Für den Kommunisten ist das Theater eine politische Tribüne

niert“. In seinem Stück „Mann ist Mann“ hat Brecht den Menschen als Maschine vorgeführt: „Hier wird heute abend ein Mensch wie ein Auto ummontiert / Ohne dass er irgend etwas dabei verliert.“

Denn nicht selbstbestimmt ist der Mensch, sondern ein Spielball der Verhältnisse – ganz wie in den Filmen Charlie Chaplins, die im Berlin dieser Jahre zuverlässig für ergriffenes Gelächter sorgen. Und nicht der Geist regiert das Leben, sondern Naturgesetze. Die Persönlichkeit, für Goethe noch „höchstes Glück der Erdenkinder“, ist den Pawlowschen Reflexen der Behavioristen gewichen, die seit einem guten Jahrzehnt die Lehre vom Menschen umkrempeln: „Psychologie ist Feigheit“ – das muss, so

der Starkritiker Herbert Ihering, auch für das Theater gelten.

Brechts neues Stück soll der Regisseur Erich Engel inszenieren – auch er ein sachlicher Mann, der das „Auskälten“ von Szenen verlangt und den „objektiven Regisseur“ propagiert. Auch er will, wie die Zeit, keine Helden mehr. Hier hat er „eine lustige literarische Operette mit einigen sozialkritischen Blinklichtern“, wie sein Direktor glaubt. Und Lustiges ist in den abgebrühten Zwanzigern, die möglichst nichts mehr ernst nehmen wollen, immer gut.

DAS BERLIN JENER JAHRE ist eine Spaßgesellschaft, die keinen Jux auslässt. Die Überlebenden von Krieg, Straßenkämp-

fen und Inflation berauschen sich an Misswahlen im Lunapark und „50 wilden Kongoweibern“ im „Passage-Panopticum“, an Charleston im „Kakadu“ und Schiebertanz bei „Clärchens Wittenball“.

Sie lachen über Clowns wie Grock oder Charlie Rivel, lauschen den Couplets von Otto Reutter und Claire Waldoff, trällern a capella die Schlager der „Comedian Harmonists“. Zu den großen Turnieren im Sportpalast, zu Boxen, Eishockey und Sechstagerrennen, zieht es nicht nur Bierkutscher und Chauffeure, sondern auch Aristokraten, Händler und Bankiers. Und die Leute vom Theater.

Die Kunst soll ja sein wie die Boxkämpfe – diese „großen mythischen Ver-

gnügen der Riesenstädte von jenseits des großen Teiches“, wie Brecht schwärmt. Der „Faust“-Darsteller Fritz Kortner nimmt jetzt Unterricht beim Faust-Kämpfer Max Schmeling. Und Brecht kauft sich einen Punchingball.

Regelmäßig verschlingt er die Zeitschrift „Der Querschnitt“, ein „Magazin für Kunst, Literatur und Boxsport“, das Pablo Picasso und George Grosz ebenso feiert wie Schmeling und den Schwimmer Jonny Weissmüller. Beim Sport findet noch „wirkliches Drama“ statt, liest Brecht im „Querschnitt“, „und keine missverständene Heilige Johanna“.

Die Kunst ist tot: Jetzt geht es darum, „zu tanzen, Sport zu treiben, zu reisen und auf ingenieure Weise Geschäfte zu machen“. Die moderne Welt vergnügt sich – und die Intellektuellen der Goldenen Zwanziger sagen ja zur modernen Welt. Das ist kein Opportunismus, sondern Revolte. Wie die sowjetischen Revolutionskünstler, die in der klassischen Hochkultur nichts mehr als die rostige Rüstung der Herrschenden sehen, nähren sich auch die deutschen Kollegen jetzt statt von Goethe und Schiller von der unverbrauchten Weisheit der Menge.

Sie entdecken das Radio, das, 1923 in Deutschland eingeführt, jetzt zum Massenmedium wird. Sein „Mahagonny-Songspiel“ hat Brecht in einem Boxring aufführen lassen. Friede den Jahrmarktsbuden, Krieg den Elfenbeintürmen – „Ich glaube“, sagt er, „die Oberfläche hat eine große Zukunft.“

Und wenn 11 000 Zuschauer täglich zu den schenkel-schwingenden Damenarmeen in der Revuetheater strömen, deren Shows „Drunter und drüber“ heißen, „Berlin ohne Hemd“ oder „Von Bettchen zu Bettchen“, lobt Brecht: „Ich freue mich, dass in den Varietés die Tanzmädchen immer mehr gleichförmig aufgemacht werden. Es ist angenehm, dass es viele sind und dass man sie auswechseln kann.“ Das wird Andy Warhol Jahrzehnte später nicht nonchalanter ausdrücken können.

Es ist das Jahrzehnt der großen Zahl – daran hat auch das Ende der Inflation 1923 nichts geändert. Der Einzelne, das bürgerliche Individuum, ist nicht mehr viel wert. Er ist in den Kanonenfeuern des Weltkriegs verheizt worden, der „ganze Mann“ von Granaten zerrissen, der edle Mensch, hilfreich und gut, in Stahlgewittern zu Material geschmolzen. Ein Witz, noch Seelen zu ergründen, sagt Brecht – „als ob nicht das Individuum schon lang einfach auseinandergefallen wäre“.

Schon die Dadaisten haben nach 1918 lauthals das Gute, Schöne, Wahre verhöhrt: „Weg mit den Gefühlen und den edlen Gesten“, hat ihr Propagandist Raoul Hausmann gefordert. Die Expressionisten haben in ihren Dramen die Charaktere abgeschafft und durch Funktionen ersetzt: „Mann“, „junges Mädchen“, „Soldat“ oder „Mutter“.

Als Piscator den Sowjetstern über der Bühne aufgehen lässt, muss er gehen

Auch das „Zeitstück“, seit Mitte der 1920er Jahre en vogue, führt nicht mehr menschliches Streben vor, sondern Sachverhalte. Peter Martin Lampel, Lehrer a. D., schreibt ein Stück zur Pädagogik („Revolte im Erziehungsheim“) – und sorgt nicht nur für volle Theater, sondern auch für eine Reform des deutschen Fürgewesens. Der Kassenarzt Friedrich Wolf verfasst mit seinem Drama gegen den Abtreibungsparagraphen 218 („Cyankali, § 218“) nicht nur das erfolgreichste Stück der Saison, sondern liefert auch Anstoß für eine neue Debatte.

Es sind Pamphlete, gespielte Leitartikel – doch „die Welt ist für tendenziöse Kunst unreif“, so verteidigt selbst ein Dandy-Kritiker wie Alfred Kerr diese Gebrauchs-dramen: „Zwölf Millionen Leichname, schwachsinnig zerfetzt, beweisen es.“

Die Polit-Bühne Erwin Piscators hat die Einzelkämpfer vom Schlage Fausts

und Hamlets sogar komplett entsorgt – und durch das Kollektiv ersetzt. Der „rote Pis“, wie Karl Kraus ihn nennt, ist bestrebt, „Kunst als solche überhaupt auszulöschen“ – mit Stücken wie Franz Jungs „Wie lange noch, du Hure bürgerliche Gerechtigkeit“. Manchmal stimmt er persönlich auf der Bühne mit heller Stimme Karl Liebknechts Revolutionshymnus an. Dabei ist er selbst ein Bürger, ein Volkstribun im Frack – der mitunter noch seine Aufrufe zur Zerstörung der bürgerlichen Gesellschaft in gelehrtes Latein hüllt.

Piscator ist kein Menschenbildner, sondern ein Ingenieur. Er erzählt mit Kränen und Laufbändern, mit Scheinwerfern und Projektoren. Er montiert Filme und Projektionen in die Handlung, zwingt Schlagworte, Zitate und Parolen in das Geschehen, experimentiert mit Aufzügen und Marionetten auf Förderbändern. Lässt komplizierte Hebebühnen bauen, die den Aufstieg und Fall der Klassen darstellen sollen – und es ist nicht seine Schuld, wenn sie bisweilen versagen.

Die Volksbühne, die er zum dritten wichtigen Theater Berlins macht, muss Piscator schließlich verlassen, weil er den Piraten Störtebeker als Nationalsozialisten vorführt und den Sowjetstern über der Szene erstrahlen lässt. Im September 1927 eröffnet er seine „Piscator-Bühne“, gesponsert von einem reichen Bierbrauer: dennoch muss der „rote Pis“ schon 1928 Konkurs anmelden.

Derweil findet Brechts Stück am Schiffbauerdamm allmählich den richtigen Ton. Für die Musik hat der Dichter den jungen Komponisten Kurt Weill mit ins Boot geholt. Auch Weill ist kein Freund der hohen Kunst, der elitären Zwölftonmusik eines Schönberg oder Webern etwa. Er schwärmt vielmehr für den Bums der Gassenhauer, Kabarettlieder und Operettenmelodien. Statt atonaler Finten komponiert er Zeitgeist-Hymnen auf das neue Berlin: „Na wat denn? Na wat denn? Was ist das für 'ne Stadt denn?“

Am Schiffbauerdamm setzt sich der kahle Kettenraucher mit dem großen Kopf und den kurzen Beinen einfach ans Klavier. Er fängt an zu spielen und zu singen mit seiner leisen, metallischen Stimme. Schon ist der skeptische Direktor überzeugt – und hat auch keine Einwände, als Weill auf einer Bedingung besteht: Seine Frau muss mit von der Partie sein.

Weill hat Lotte Lenya, ein Zirkuskind aus den Wiener Armenvierteln, einst als Au-pair-Mädchen bei dem Dramatiker Georg Kaiser kennen gelernt – und umgehend um Lottes Hand angehalten. Nie hat sie Gesangsstunden genommen, kann auch keine Noten lesen, doch hat sie eine zarte, brüchige und zugleich starke Stimme, die der Zerrissenheit der Zeit Ausdruck verleiht – und lieblich mit der Rohheit der Songtexte kontrastiert: „Das war so schön in diesem halben Jahr, / In dem Bordell, das unser Haushalt war.“

Zur Begleitung der Songs engagiert Theaterchef Aufricht eine Jazzkapelle, die „Lewis Ruth Band“, benannt nach ihrem Mitglied Ludwig Rüh, doch amerikanisch veredelt im Geschmack der Zeit. Denn Berlin ist die „Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Europa“, wie der Expressionist Herwarth Walden schwärmt.

Die Stadt steht Schlange am Salatbuffet bei „Roberts“, der ersten amerikanischen Cafeteria der Stadt, kauft „original-amerikanische Anzüge“ im Kaufhaus des Westens, pilgert 1926 in Scharen zu Josephine Baker ins Nelson-Theater. Und so collagiert Weill nicht nur Jahrmusik und Choräle in seine Melodien, sondern auch eine gehörige Portion Jazz.

Im Mai 1928 ziehen sich Brecht und Weill nach St. Cyr-sur-Mer an der Côte d'Azur zurück: Hier soll das Drama wachsen. Tag und Nacht stecken Dichter und Komponist die Köpfe zusammen, schreiben, streichen, korrigieren und schreiben neu. Unterbrechen die Fron nur manchmal für ein paar Minuten am Strand und sind wegen der Hitze, wie

Brecht jammert, „fast immer schlecht gelaunt“.

Aus dem Titel „Gesindel“ ist jetzt, auf Anregung des Dichterkollegen Lion Feuchtwanger, „Die Dreigroschenoper“ geworden. Statt auf klassische Theaterstars setzen die Macher auf Darsteller aus Kabarett und Revue: Die seien „artistisch interessierter und sozial aggressiver“, hofft Brecht. Am 1. August 1928 sollen endlich die Proben starten – nur vier Wochen bleiben bis zur Premiere.

Am 5. August geht es noch immer nicht los. Es fehlt Carola Neher, die Darstellerin der Polly Peachum, Tochter des Bettlerkönigs: Sie wacht in einem Sanatorium in St. Moritz am Bett ihres todkranken Ehemanns, des Dichters Klabund, der in den letzten Agonien seiner Tuberkulose liegt.

Am 14. August ist Klabund tot; jetzt kommt auch Carola Neher nach Berlin.

Eine Aktrice weigert sich, Brechts „Schweinereien“ zu singen

Sie steht auf der Bühne im Witwengewand, im schwarzen, hochgeschlossenen Kleid mit langen Ärmeln. Theo Mackeben, der musikalische Leiter, schleppt die Schauspieler einzeln ans Klavier und paukt mit ihnen die Songs ein: „Ein guter Mensch sein? Ja, wer wär's nicht gern?“ – „Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so!“

Nein, die Verhältnisse sind nicht so, wie Aufricht sie sich wünscht. Die Schauspieler unterbrechen sich häufig mitten im Text, zanken um jede Geste, jedes Wort. Sie bedrängen Autor und Regisseur, brechen in Geschrei aus, um plötzlich wieder zu schweigen.

Eine Woche vor der Premiere bricht Carola Neher die Probe ab: Sie wolle das nicht mehr spielen. Die Rolle der Polly sei ihr zu klein.

„Vorhang runter“, kommandiert Brecht. Er setzt sich mit der widerspens-





Brecht setzt an den Schluss seiner Bettleroper ein groteskes Happy End: Ein königlicher Bote (rechts) verkündet die Begnadigung des zum Tode verurteilten Mackie Messer. Der Ganove wird noch unter dem Galgen in den Adelsstand erhoben, erhält ein Schloss und eine Leibrente. Am Tag nach der Uraufführung schwärmen die Kritiker. Selbst Brechts Gegner müssen zugeben, einen »prachtvollen Abend« verlebt zu haben

tigen Aktrice an einen Tisch, mitten auf der Bühne. Er fängt an zu schreiben, erweitert ihre Rolle; die übermüdeten Kollegen warten im Zuschauerraum. Um fünf Uhr morgens ist die Geduld der stillgelegten Mimen erschöpft. Sie wollen nur noch das letzte Bild proben und dann in die Betten.

Doch Brecht hält die Bühne besetzt. Unermüdlich stößt er neuen Text aus, Futter für die Hauptdarstellerin. Endlich fasst sich Aufricht ein Herz: Er bittet die beiden, wenigstens in seinem Büro weiterzumachen. Da wirft Carola Neher das Manuskript auf die Bretter, tobt: „Spielen sie das Zeug allein!“ Und raucht aus dem Theater.

Aufricht greift sich seinen Regisseur, einen Rosenstrauß und das Brautkleid, das die Neher in dem Stück tragen soll, klingelt an ihrer Tür, um sie umzustimmen. Das Dienstmädchen nimmt die Blumen entgegen und verschwindet. Eine Stunde lang warten die Bittsteller im Esszimmer. Schließlich bringt das Mädchen den knappen Bescheid: „Die gnädige Frau empfängt heute nicht.“

Aufricht muss handeln. Nach panischer Suche findet er für Carola Nehers Rolle die grazile, blonde Roma Bahn: Sie hat jetzt noch vier Tage Zeit, Text und Musik zu lernen. Doch schon folgt der nächste Rückschlag. Brechts Frau Helene Weigel, die als Bordellwirtin mit gelähmtem Unterleib in einem Rädergestell über die Bühne rollen soll, hat eine Blinddarmerreizung. Ihre Rolle wird gestrichen, ebenso die „Ballade von der sexuellen Hörigkeit“ („So mancher Mann sah manchen Mann verrecken: / Ein großer Geist blieb in 'ner Hure stecken!“): Denn ausgerechnet die kodderschnäuzige Rosa Valetti, Gründerin des Kabarets „Größenwahn“, weigert sich, derartige „Schweinereien“ zu singen.

Dafür eskaliert jetzt der Streit zwischen Autor und Regisseur. Gegen Engels Willen besteht Bertolt Brecht auf dem Vorsatz, die Songs aus der Spielhandlung herauszulösen: So soll für die Lieder die Bühne im Dunkel versinken,



Mehr als 50 Theaterkritiker arbeiten für die Berliner Tageszeitungen. Allen voran: Alfred Kerr (oben). Seine Artikel machen Schauspieler über Nacht bekannt oder fegen – in dieser Theaterwelt ohne Subventionen – so manche Inszenierung von der Bühne. Das von Max Reinhardt geförderte expressionistische Theater erlebt seine Blüte in den ersten Jahren der Republik



der Sänger allein im Scheinwerferspot stehen, zusätzlich beleuchtet von vier altmodischen Petroleumlampen, die aus dem Schnürboden herabpendeln.

Dazu sollen die elektrischen Lichter einer Orgelattrappe blinken, die im Hintergrund prangt. Vor der Orgel sollen dann die Musiker gut sichtbar werden, auf Podesten sitzend, anstatt im Orchestergraben versteckt. Rechts und links der Orgel sollen zwei Leinwandtafeln in roten Samtrahmen prangen, auf die in Sütterlin-Schrift Slogans („Geben ist seliger als Nehmen“) und Szenentitel („Die

Seeräuberjenny“) projiziert werden – um bloß keinen Zweifel aufkommen zu lassen: alles künstlich, alles nur ein Spiel.

Das ist ein Grundelement aus Brechts Konzept des „epischen Theaters“: Nur keine Ergriffenheit, kein Mitleiden, keine Einfühlung! Dafür Distanz, Sachlichkeit – und das nimmermüde Bewusstsein, dass dieses ganze Brimborium schließlich nichts als Make ist. Spiele, dass du spielst! Inszeniere, dass du inszenierst! „Besonders beim Lied“, verlangt Brecht, müsse „der Zeigende gezeigt“ werden.

Dem Regisseur geht der Anti-Illusionismus von Brecht und Neher entschieden zu weit. Wenn der Dichter nicht einlenke, droht Engel kraftlos, müsse er die Musik eben komplett streichen. Der Dichter denkt gar nicht daran.

Dafür pocht jetzt Harald Paulsen, der Darsteller des schneidigen Bösewichts Macheath, auf sein Gewohnheitsrecht: Der erprobte Operetten-Kavalier, galant bis zur Öligkeit, will sich nicht von der riesigen hellblauen Seidenschleife trennen, die er wie einen Abwehrzauber gegen die wildgewordene Modernität des Unternehmens um den Hals trägt.

Im lautstarken Streit mit dem Regisseur droht schon Paulsens Stimme in die Brüche zu gehen – als Brecht den rettenden Einfall hat: „Lassen wir ihn so süßlich und charmant“, lenkt er ein. Und schreibt gemeinsam mit Weill kurzerhand eine Moritat, die den Gentleman-Gangster zu Beginn des Stücks mit einer Auflistung seiner Übelataten vorstellen soll: „Umso unheimlicher wirkt er mit seiner hellblauen Schleife.“

Der Song ist ein klassisches Bänkellied, zur Drehorgel zu singen: „Und der Haifisch, der hat Zähne, / Und die trägt er im Gesicht, / Und der Macheath, der hat ein Messer, / Doch das Messer sieht man nicht.“ Dazu der Auftritt des eleganten Frauenschwarms, der mühelos die Herzen leichter Damen und die Loyalität schwerer Jungs erringt – „Mackie Messer, / Dem man nichts beweisen kann“.

Eine treuerherzige Gruselballade – und zugleich ein zeittypisches Stück Koketterie mit dem Bösen.

DENN BERLIN hat ein Herz für Gauner. Gern wirft sich die Hauptstadt in die rohe Pose, Augen zusammengekniffen, Zigarre im Mund. „Jeder etwas zeitgemäße jüngere Mann“, so der Kritiker Willy Haas, Herausgeber der „Literarischen Welt“, trägt ja „diese neue Brutalität im Knopfloch“. Die Zeit sei „reif für den gallenbitteren Zynismus, die Brutalität, den harten Knockout der Songs von Brecht und Weill“.

Und so feiert die „Zuhälterballade“ in voller Unschuld das häusliche Idyll der Hure Jenny und ihres Mac, der ihr, wenn's sein muss, liebevoll „eine ins Zahnfleisch“ pflanzt. Es ist ja eine Zeit, die den Filou belohnt. In einer Welt, die sich an allen Enden betrogen fühlt, möchte man auch einmal auf der Seite der Betrüger stehen. „Der Schwindel unterscheidet sich von allen anderen Schwindeln“, schwärmt auch Brecht, „durch seine schamlose Großartigkeit.“

Selbst die politischen Schwindler erregen noch seine Faszination. Schon in München hat er 1923 amüsiert eine Hitler-Versammlung im Zirkus Krone besucht, hat auch im selben Jahr, mit spöttisch glänzenden Augen, den Putschversuch an der Feldherrnhalle goutiert wie ein Historienstück.

Als die ersten Zuschauer kommen, wird auf der Bühne noch gezimmert

Dabei haben die Völkischen ihre Hände längst ins Theater ausgestreckt. „Die Mobilmachung unserer Kreise hat begonnen“, schrieb schon im April 1927 der Kritiker der national gesinnten „Deutschen Zeitung“ und beschwor eine „Bürgerwehr der deutschen Kultur“.

Seit Jahren kämpfen die Rechten mit Drohungen, Verleumdungen und Randalen gegen das „Deutsche Theater jüdischer Nation“, schleudern Tränengasbomben ins Parkett, machen mit Hustenkonzernten, mit Deutschlandlied- und „Wacht am Rhein“-Gegröle Theaterpremieren zu Pandämonien.

Selbst ein Volksstück wie Carl Zuckmayers Erfolgskomödie „Der fröhliche Weinberg“, die auch mit Heimattümlern und Antisemiten Späße treibt, hat die treudeutschen Trommler auf den Plan geholt: Die NSDAP-Fraktion im Bayerischen Landtag protestierte gegen die „un glaubliche Schweinerei“. In München musste ein Spalier von Taxifah-

ren die Schauspieler vor aufgebracht-ten Schmissgesichtern schützen.

Und in Stuttgart schickten die Völkischen Schulkinder mit Spruchbändern auf die Straßen: „Eltern, bewahrt Eure Reinheit, geht nicht in den Fröhlichen Weinberg!“

Doch jetzt ist es kein Hass, sondern eine Mischung aus Schadenfreude und Mitleid, welche Scharen von Neugierigen zu den Proben im Theater am Schiffbauerdamm treibt. Das Stück könne die Premiere niemals überleben, unken kopfschüttelnd die Beobachter.

Aufricht will unter allen Umständen spielen – zur Not, droht er, „auch ein halbes Stück“. Schließlich hat er bereits seine Eltern eingeladen. Karl Kraus, der scharfzüngige Literat aus Wien, verfolgt die Proben versteckt aus einer Loge – und steuert auch großmütig eine Strophe für ein Duett bei.

Die Generalprobe steigt am 30. August – und dauert bis sechs Uhr morgens. „Alles schrie und fluchte durcheinander“, erinnert sich später eine Schauspielerin: „Wir waren alle miteinander vollständig erledigt.“

Am Ende der Mühen stellen sie fest, dass das Stück 45 Minuten zu lang ist. Kurzerhand streichen Aufricht und Brecht ein paar Lieder, darunter Lotte Lenyas „Salomon-Song“, kappen auch furchtlos die Hälfte des siebten Bildes. Eine Stunde lang kann Aufricht noch schlafen, bevor er um zehn Uhr wieder sein Büro betritt.

Er wird schon erwartet. Erich Ponto, der Darsteller des Bettlerkönigs Peachum, ist empört über die Verstümmelung seiner Rolle im siebten Bild. Er hat bereits seine beiden Handkoffer dabei, fertig gepackt, bereit für den Mittagsszug nach Dresden. Erst Aufrichts Flehen um Mitleid rührt Pontos gekränktes Herz. Murrend bleibt er – „Ihrer Frau und Ihrer Kinder wegen“.

Auf der Bühne erwartet den Direktor die nächste Überraschung. Die Schienen, auf denen im letzten Akt ein lebensgroßer Holzsimmel einen reitenden



Angstweiß lässt Brecht die Gesichter in seinem Stück »Mann ist Mann« schminken. Ein Trupp Soldaten (hier am Staatstheater Berlin, 1931) verliert bei einem Einbruch einen Kameraden. Damit man ihnen nicht auf die Schliche kommt, »montieren« sie einen Packer zum Soldaten um. Seiner Individualität beraubt, wird er zu einer Kampfmaschine: Denn nicht selbstbestimmt ist der Mensch, sondern Spielball der Verhältnisse



Boten in die Szene tragen soll, sind im falschen Winkel montiert worden: So muss das Ross samt Reiter ins Publikum stürzen. In den vier Stunden bis zur Premiere lässt sich die Maschinerie nicht mehr richten. Und Brecht zeigt sich stur: „Das Pferd kommt, oder das Stück wird nicht gespielt!“

Als Vorschlag zur Güte lässt er dem Holzpferd Räder anmontieren, auf denen es über die Bühne rollen kann. „Wir haben hier kein Kindertheater“, protestiert der Direktor. Brecht regt an, das starre Tier auf der Bühne auf seinen Auftritt warten zu lassen – unter Planen vor vorläufigen Blicken versteckt. „Diesen hässlichen Klotz“, wettet Aufricht, „will ich nicht im Schlussbild auf der Bühne haben.“ Brecht und Weill drohen mit Streik; im Zuschauerraum sitzt Helene Weigel und jammert: „Das Pferd, das Pferd!“ Schließlich einigt man sich auf einen Kompromiss: Soll der „reitende Bote“ eben zu Fuß gehen.

Auf der Bühne wird noch gezimmert, als das Publikum schon in den Zuschauerraum strömt. Von der Loge aus kann Aufricht beobachten, wie die Miene des Kritikerpapstes Alfred Kerr gefriert. Der hat in der Programmzeitung zwei Gedichte seines Intimfeindes Karl Kraus gefunden – und muss auch noch feststellen, dass durch ein Versehen der Kollege Herbert Ihering, den er seit Jahren mit Sorgfalt und Inbrunst bekämpft, genau neben ihm sitzt.

Kerr ist ein Tänzer, ein Pfau, ein Illusionist. Ihering aber ist der Schulmeister, der die Bühnenerlebnisse mit Fachwissen, System und Gründlichkeit analysiert, ohne sich übermäßig durch Witz und Schwung zu korrumpieren. Bisweilen schmäht Kerr den dürr formulierenden Kollegen in seinen Kritiken als „Herbert Spärlich“. Zwar ist Ihering Experte: Er hat das Theater als Dramaturg und Regisseur in Wien kennen gelernt. Immer mehr Kritiker aber, allen voran Kerr, verstehen sich selber als Literaten, welche die Kritik zur schönen Kunst erklären.

Kerr beschreibt Theaterabende nicht, er haut sie in Bilder – mit wuchtigen Absätzen, skandiert mit römischen Ziffern. Und während sich Kerr im Applaus von High Society und Intelligenzija sonnt, sammelt Ihering Truppen, um die Bühne der Zukunft zu erstreiten: „Theaterkritiker heißt heute, Taktiker sein.“

DOCH DAS SCHLACHTFELD ist unübersichtlich. Mehr als 100 Tageszeitungen, mehr als 50 Kritiker hat die Hauptstadt. In einer Theaterwelt, die nicht auf Subventionen und Abonnenten bauen kann und jeden Tag neu um die Gunst des Publikums buhlt, haben sie Macht – und leiden zugleich unter erheblichem Druck: Der allnächtliche Wettlauf der Blätter zwingt die Kunstrichter, bereits für die Morgenausgabe eine „Vorkritik“ zu verfassen und dann bis zum Mittag noch eine große Rezension für die Abendausgabe. Und im hektischen Berlin sind nicht mehr die Abwägungen eines Theodor Fontane gefragt, sondern pointierte Wort-Salven, die auch beim gehetzten Steh-Leser in Bus und U-Bahn einschlagen.

Der einflussreiche Kritiker Alfred Kerr hält Brechts Werke für »wertlosen Kram«

An Brecht scheiden sich die beiden streitbaren Geister Kerr und Ihering besonders scharf. Nach der Premiere von „Trommeln in der Nacht“ ist Ihering in Hymnen ausgebrochen: Brecht habe „über Nacht das dichterische Antlitz Deutschlands verändert“. Kerr hingegen hat das Stück als „Sammelsur“ eines „Ragoutkochs“ geschmäht.

Gewöhnlich sitzt Kerr in der ersten Reihe, erhebt sich kurz vor der Vorstellung und zeigt sich in aller Pracht: Gehrock, Vaternörder und gestutztes Bärtchen im Gesicht. Ihering hingegen bleibt auf den hinteren Rängen, überblickt mit dem Opernglas die Schlacht

wie ein Feldherr. Jetzt sitzen die beiden Seite an Seite gefesselt wie ein zerstrittenes Ehepaar.

Endlich gibt Aufricht das Klingelzeichen zum Start. An einem Draht vor der Bühne öffnet sich ein halbhohes, schmutziger Nesselfetzen, auf dem der Titel des Stücks steht: „Dreigroschenoper“.

Eine Fuge des Orchesters eröffnet den Abend. Der runde Kurt Geron, der auch den Polizeichef Brown spielt, steht an der Drehorgel, um das Lied vom Haisfisch anzustimmen – doch das Instrument schweigt: Keiner hat daran gedacht, es anzuschalten. Erst bei der zweiten Strophe setzt erlösend das Orchester ein: endlich Musik.

Die ersten Szenen, die ersten Songs. Das Publikum: eisig. Kein Zuschauer lacht

Die Akteure defilieren an der riesigen Orgeltrappe vorbei. Scheinwerfer schneiden die Figuren aus dem Halbdunkel der Bühne wie Scherenschnitte. Den kleinen, dünnen Erich Ponto als Bettlerkönig Peachum, mit großer Nase und listigen Augen. Rosa Valetti, die rothaarige Naturscheinung mit qualligem Leib, einem breiten Gesicht und aufgeworfenen Lippen als seine Frau. Roma Bahn als Tochter Polly.

Dann kommt Harald Paulsen als Gangsterkavalier Macheath – im doppelreihigen, taillierten Sakko mit der lichtblauen Schleife, Stehkragen mit eingebogenen Ecken, eng anliegenden Steghosen und Lackschuhen mit weißen Gamaschen. Der Hut sitzt schief auf dem Kopf, der Degenstock wippt unterm Arm. Und schließlich das Rudel der Huren, angeführt von Lotte Lenya.

Es passiert: nichts.

Auch nach dem ersten Bild regt sich keine Hand zum Beifall. Ernst Josef Aufricht spürt, wie seinem Dramaturgen Fischer auf dem Nachbarsitz die Knie zittern. Auf der Bühne versammeln sich

Spitzbuben, Gangsterboss und Bettlerprinzessin zur Lumpenhochzeit im Pferdestall: „Ist das das Hochzeitessen?“, fragt Polly. „Ist alles gestohlen?“

„Natürlich“, antwortet Macheath. „Natürlich.“

Kein einziger Zuschauer lacht.

„Das Publikum gefror“, wird Aufricht sich später erinnern.

Auf der Bühne stimmen jetzt der Gangsterboss und der Polizeichef gemeinsam den „Kanonen-Song“ an, um ihre alte Freundschaft aus Militärzeiten zu feiern: „Soldaten wohnen / Auf den Kanonen / Von Cap bis Couch-Behar.“

Ponto und Geron sitzen auf dem Tisch, tappen im Marschrhythmus mit den Füßen und singen. Und ihr Timbre lässt nicht erkennen, ob es aus Rührung besteht oder aus Verzweiflung über das tiefgekühlte Auditorium: „Und es begegnete / Ihnen 'ne neue Rasse, / 'ne braune oder blasse, / Da machen sie vielleicht daraus ihr Beefsteak Tartar.“

Da geschieht das Unerklärliche. Oder gibt es einen Grund? Als das Lied verklungen ist, ist das Publikum jedenfalls nicht mehr zu halten. Die Zuschauer klatschen, jubeln, trampeln. Sie hören nicht mehr auf. Sie schreien, fordern „da capo“, hindern die Schauspieler am Weiterspielen.

Hilflos blinzeln die Mimen zu Aufrichts Loge hinauf, warten auf das Einverständnis des Direktors. Aufricht nickt; noch einmal stimmen die Männer den „Kanonen-Song“ an: „Soldaten wohnen / Auf den Kanonen...“ Von nun an schlägt jeder Satz und jede Note ein wie eine Kugel.

Fast jedes Lied muss zwei-, dreimal wiederholt werden. Die Jubelnden nehmen nicht einmal übel, dass die Sänger leicht neben dem Takt singen, um den Konzepten des „epischen Theaters“ gemäß, die Einführung in die Musik zu erschweren.

Beglückt schlüpft Aufricht nach der Pause hinter die Bühne – und wird von dem tobenden Weill empfangen: Im Programmheft fehlt der Name Lotte Lenyas.

„Meine Frau spielt nicht weiter!“, brüllt Weill. „Ich erlaube es nicht!“ Mit Mühe gelingt es Lotte Lenya und Aufricht, den aufgebracht Komponisten zu besänftigen.

Dem Erfolg des Abends tut der Krach keinen Abbruch mehr. Nach dreieinhalb Stunden türmt sich das Spektakel zum großen, absurden Finale: Der famose Gangster Macheath steht unter dem Galgen, die Schlinge um den Hals. Da tritt der Bettlerkönig Peachum aus seiner Rolle heraus, wendet sich an das Publikum – und sagt im Namen von Autor und Happy End die Hinrichtung ab: „Und darum wird, weil wir's gut mit euch meinen, / Jetzt der reitende Bote des Königs erscheinen.“ Macheath wird begnadigt, in den erblichen Adelsstand erhoben, bekommt ein Schloss sowie „eine Rente von zehntausend Pfund bis zu seinem Lebensende“.

Das ist die Krönung dieser nie gesehenen Melange aus Ernst und purem Unsinn, aus Oper und Boulevardkomödie, aus Kabarett und Sozialdrama. Um halb zwölf Uhr tobt der Beifall los.

In dieser Nacht schläft Aufricht keine Minute. Er feiert nur selig seinen Triumph. Kauft schon um neun Uhr das „Zwölf-Uhr-Mittagsblatt“: „Das war ein großer Sieg!“, steht dort. Die Zeitung prophezeit der Inszenierung 500 Aufführungen.

Selbst der kiebige Kerr, der bislang Brechts Stücke hartnäckig als „völlig wertlosen Kram“ geschmäht hat, muss jetzt zugeben, einen „prachtvollen Abend“ verlebt zu haben. Und sein Gegenspieler Ihering rühmt das gelungene Wagnis, „mit einem handlichen, unterhaltsamen Gebrauchsstück“ trotzdem noch Kunst zu schaffen – „eine andere Welt“, in der „die Grenzen zwischen Tragik und Humor gefallen sind“.

Nur der Schriftsteller Elias Canetti wird sich später an eher gemischte Gefühle erinnern: „Es war eine raffinierte Aufführung, kalt berechnet. Es war der genaueste Ausdruck dieses Berlin. Die Leute jubelten sich zu, das waren sie



Für Brecht ist Erwin Piscator wegen seiner politischen Inszenierungen »einer der bedeutendsten Theaterleute aller Zeiten«. Doch während die »Dreigroschenoper« ihre Schöpfer reich macht, muss Piscator das »Theater am Nollendorfplatz« nach schweren Anfeindungen durch die rechtsnationale Presse aufgeben

selbst, und sie gefielen sich. Erst kam ihr Fressen, dann kam ihre Moral, besser hätte es keiner von ihnen sagen können, das nahmen sie wörtlich. Jetzt war es gesagt, keine Sau hätte sich wohlher fühlen können.“

Im Theater aber laufen bereits die beiden Telefone im Dauerbetrieb. Schon sind die Vorstellungen auf drei Wochen

ausverkauft. In Jahresfrist wandert das Stück nach Prag, Moskau, Riga, Wien, Zürich, Basel, kommt bis 1933 auf mehr als 10000 Aufführungen. Die Berliner pfeifen die Melodien auf der Straße; Mädchen schwärmen für schöne Schufte vom Schläge Macheaths; Dekorateur drucken Tapeten mit Motiven aus der Oper; eine „Dreigroschenbar“ spielt aus-

schließlich die Musik von Brecht/Weill. Der größte Theatererfolg der Epoche.

Brecht verfügt endlich über das Einkommen, das sein Held Macheath zum Menschenrecht erklärt: „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!“

Er mietet eine Fünf-Zimmer-Atelierwohnung in der Nähe des Kurfürstendamm, kauft ein Auto der Firma Steyr, fährt es gegen einen Baum. Und schreibt, gegen Bereitstellung eines neuen Wagens, ein Reklamegedicht mit dem Titel „Singende Steyrwagen“: „Wir liegen in der Kurve wie Klebestreifen. / Unser Motor ist: / Ein denkendes Erz. / Mensch, fahre uns!!“

ES IST DAS LETZTE JAHR vor der großen Wirtschaftskrise – die auch viele Theater ruiniert. Fünf Jahre später ergreifen die Nationalsozialisten die Macht. Der einstige Expressionist Hanns Johst übernimmt im Februar 1933 die Dramaturgie des Berliner Staatstheaters: Dort kommt, pünktlich zu Hitlers Geburtstag am 20. April, sein Stück über den Ruhrkampf-Märtyrer Leo Schlageter zur Uraufführung.

„Wenn ich Kultur höre“, sagt darin ein nationaler Kämpfer, „entsichere ich meinen Browning!“

Das ist das Programm der kommenden Jahre – und die finstere Ironie der Geschichte. Der Versuch, die Kunst mit Kunst zu überwinden, wird jetzt abgebrochen durch deren Exekution. Den Spott auf das Gute trampelt das Böse nieder. Die elegante Attitüde der Rohheit muss der Brutalität des Nazi-Alltags weichen. Dem Spiel vom Ende des Individuums folgt der blutige Ernst.

Bertolt Brecht und Carola Neher können nach Prag flüchten; Kurt Weill geht nach Paris, Lotte Lenya und Ernst Josef Aufricht retten sich in die Schweiz. Kurt Geron, der Mann an der Drehorgel, stirbt in der Gaskammer von Auschwitz. □

Jörg-Uwe Albig, 47, ist Schriftsteller in Berlin. Im Herbst 2006 ist sein jüngster Roman „Land voller Liebe“ erschienen.

Ein Montagmorgen in der Hauptstadt. Vor dem Zuchthaus Berlin-Tegel steht Franz Biberkopf, groß, kräftig, Anfang 30. Vier Jahre hat der ehemalige Transportarbeiter hinter Gittern verbracht, als Strafe für den Todschlag seiner Geliebten. Jetzt ist er frei – und weiß nicht wohin: „Das war zuerst, als wenn man beim Zahnarzt sitzt, der eine Wurzel mit der Zange gepackt hat und zieht, der Schmerz wächst, der Kopf will platzen.“

In der Haftanstalt herrschte Ordnung, feste Regeln gaben Biberkopf Halt. Jetzt aber, 1927, dröhnt Berlin auf ihn ein, der Vier-Millionen-Menschen-Moloch, laut, stickig, dynamisch. Ein Anziehungspunkt für Künstler, Literaten, Zeitungsleute, Glücksjäger. Und mittendrin Franz Biberkopf, der jetzt nur noch eines will: „anständig“ bleiben.

Als Straßenhändler verkauft er tagsüber Schlipse am Alexanderplatz, in Kneipen und Zuhälterkaschemmen verbringt er die Abende. In diesem Milieu findet Biberkopf seine große Liebe. Doch es wird nicht gut enden mit ihm.

Daran lässt sein geistiger Vater, der Autor Alfred Döblin, bereits im Prolog zu „Berlin Alexanderplatz“ keinen Zweifel. Jenem Roman, der wie kein zweiter steht für die Erneuerung der deutschen Literatur zu Zeiten der Weimarer Republik.

Der spätere Romancier und Nervenarzt wird am 10. August 1878 in Stettin an der Oder als Sohn jüdischer Eltern geboren. Früh verliert er den Vater: Schneidermeister Max Döblin brennt mit einer Angestellten nach Amerika durch, lässt seine

Frau Sophie und die fünf Kinder unversorgt zurück. Wirtschaftlich ruiniert, muss die Familie zu Verwandten an die Spree ziehen.

„Ich kam in Berlin in einem Zustand an, der sich nicht sehr unterschied von meiner Geburt, zehn Jahre vorher, in Stettin. Es war gewissermaßen eine Nachgeburt. Es hat aber keiner etwas davon gemerkt“, erinnert sich Alfred Döblin später.

Berlin wird sein literarisches Biotop. Während des Medizinstudiums, das ihm Onkel und Bruder finanzieren, verfasst er um 1903 den Roman „Der schwarze Vorhang“; es ist sein erstes großes Prosastück, das veröffentlicht wird – allerdings erst neun Jahre später, im Expressionisten-Blatt „Der Sturm“.

Döblin lässt sich als Arzt nieder, heiratet. 1914 zieht er freiwillig in den Krieg. Das Elend dort verändert ihn: Er schreibt nun gegen das Morden an, in seinem Monumentalwerk „Wallenstein“ schildert er minutiös den Alltag im Krieg.

Im November 1918 kehrt er in die Hauptstadt zurück. „Mein Gebiet ist: Nerven- und Gemütsleiden; meine Patienten – ich wohne weit im Osten Berlins – gehören fast ausschließlich den Arbeiter- und kleinen Angestelltenkreisen an.“

Die meisten Menschen sind verunsichert. Mit dem Kaiserreich ist zugleich die alte Ordnung untergegangen, eine neue gibt es noch nicht. Die Literaten dagegen genießen die Befreiung von der wilhelminischen Zensur: Proletarisch-revolutionäre Schriftsteller wie Johannes R.

Der Klang der Metropole

Reklamegeschrei, Verkehrslärm, Lichterglanz: Eine Großstadt sprachlich zu fassen, ist noch keinem deutschen Schriftsteller gelungen – bis Alfred Döblin »Berlin Alexanderplatz« vorlegt

VON CLAUDIA WEISS



Döblins Roman wird ein Welterfolg. Zwei Jahre nach seinem Erscheinen verfilmt Phil Jützi 1931 die Geschichte um einen ehemaligen Zuchthäuser, der am lauten, quirligen Alexanderplatz in dunkle Geschäfte verwickelt wird

Becher nutzen die Literatur offen als Kampfinstrument für die Sache der Arbeiter. Expressionisten kämpfen gegen die verlogene Gesellschaft an, so Ernst Toller. Dadaisten wie Raoul Hausmann rütteln mit sinnentleerten Manifesten und Aktionen am gesamten bürgerlichen Kunstverständnis. Hermann Hesse schreibt seinen „Steppenwolf“, Lion Feuchtwanger den „Jud Süß“ und Thomas Mann den „Zauberberg“.

Der Nervenarzt Döblin beobachtet die Menschen mit dem Blick des Analytikers. „Heran an das Leben. Dichter! Dichter!“ will er. Denn: „Ein Kerl muss eine Meinung haben!“

Mit seinem Scharfsinn und Realismus prägt er die um 1925 aufkommende „Neue Sachlichkeit“ in der Literatur. Deren Vertreter verstehen sich als kühle Beobachter ihrer Zeit, die die Wirklichkeit sezieren. Der Journalist

Egon Erwin Kisch schreibt Reportagen in dem neuen literarischen Stil. Mit „Emil und die Detektive“ gelingt Erich Kästner 1928 das Kinderbuch der Neuen Sachlichkeit. Der Emil ist dem realen Hauptstadtbengel so direkt abgeschaut wie Franz Biberkopf dem Arbeiter aus dem Berliner Osten.

Kühl und sachlich auch lässt Döblin seinen Erzähler in „Berlin Alexanderplatz“ den Protagonisten Biberkopf auf dessen Weg ins Verderben begleiten. Noch ehe die eigentliche Geschichte beginnt, berichtet der Erzähler vom „Schicksal“, das „gegen den Mann“ fahre, ihn zur Strecke bringe und einer „Gewaltkur“ unterziehe.

Mithilfe einer neuartigen Montagetechnik versucht Döblin, den Leser in jene Unruhe zu versetzen, die auch Franz Biberkopf treibt. Der dauernde Wechsel der

sprachlichen Mittel – die Vielstimmigkeit von Berliner Jargon, Bibelsprache, Werbeslogans, Schlag- und Moritatenton, Zeitungsdeutsch, Statistiken – soll das neue Tempo der Großstadt wiedergeben: „Rumm rumm haut die Dampftrasse auf dem Alexanderplatz. ... Ruller ruller fahren die Elektrischen, Gelbe mit Anhängern ... da sitzt ein alter Mann mit Arztwaage: Kontrollieren Sie Ihr Gewicht, 5 Pfennig.“

Die Großstadt ist der eigentliche Gegenspieler von Franz Biberkopf. Das Pandämonium aus Häusergewirr und Menschentrubel, Reklameschrei, Verbrechertum, Schlachthausdunst und Jazz, aus Kaschemmenphilosophie, Zuhälterpack, Flittermoral, Hurenbräuten und strahlendem Lichterglanz nimmt ihm den Halt und macht es ihm unmöglich, „anständig“ zu sein.

Döblins Verleger Samuel Fischer wagt eine Erstauflage von 10000 Exemplaren. Sie ist binnen weniger Monate nach Erscheinen im Oktober 1929 vergriffen. Der Kulturkritiker Walter Benjamin urteilt: „So hat der Gisch der Sprache den Leser noch nie bis auf die Knochen durchdrungen.“

Und Gottfried Benn – ebenfalls ein dichter Arzt – stellt fest, Döblin mache „mit der rechten Hand Kunst, noch mit dem kleinen Finger der rechten Hand macht er mehr als fast alle übrigen Romanciers“.

Zwar finden die Werke Thomas Manns mehr Leser. Auch Erich Maria Remarque erzielt mit seinem lakonisch-kühlen Kriegsbericht „Im Westen nichts Neues“ eine weitaus höhere Auflage als

„Berlin Alexanderplatz“. Doch Form und Inhalt des Döblin-Romans sind revolutionär, so vielseitig wie die Literatur der Weimarer Republik selbst. Mit seiner „Geschichte vom Franz Biberkopf“ zieht der Autor gleichsam die Summe aus allen literarischen Avantgarden seiner Zeit.

Mal schreibt er expressionistisch, mal kühl und mit großem Abstand. Er experimentiert mit Filmstil, Naturalismus, Dokumentation. Er montiert, schneidet, konfrontiert. Und porträtiert so auf nie zuvor versuchte Weise das menschliche Dasein im Griff der Großstadt. Damit trifft er ein wesentliches Lebensgefühl der Weimarer Republik – die große Verunsicherung, die Frage: Was kommt danach?

Franz Biberkopf schafft es nicht, „anständig“ zu bleiben. Schnell wird er in schmutzige Geschäfte verwickelt, dann ermordet ein Freund seine Geliebte. Und Biberkopf geht daran zugrunde.

Wegen seiner jüdischen Herkunft und als „Asphaltliterat“ beschimpft, verlässt Alfred Döblin 1933 Deutschland. Er emigriert über Zürich nach Paris, nimmt im Exil die französische Staatsbürgerschaft an. 1940 gelingt ihm die Flucht vor der heranrückenden Wehrmacht in die USA, nach dem Krieg lebt er in Süddeutschland. 1947 kehrt der Mann, der den deutschen Roman revolutioniert hat, für ein paar Tage an den Alexanderplatz zurück.

Zehn Jahre später stirbt Döblin. Ein Roman von der Kraft und dem Einflusstreichtum seines größten Erfolgs ist ihm nie wieder gelungen. □

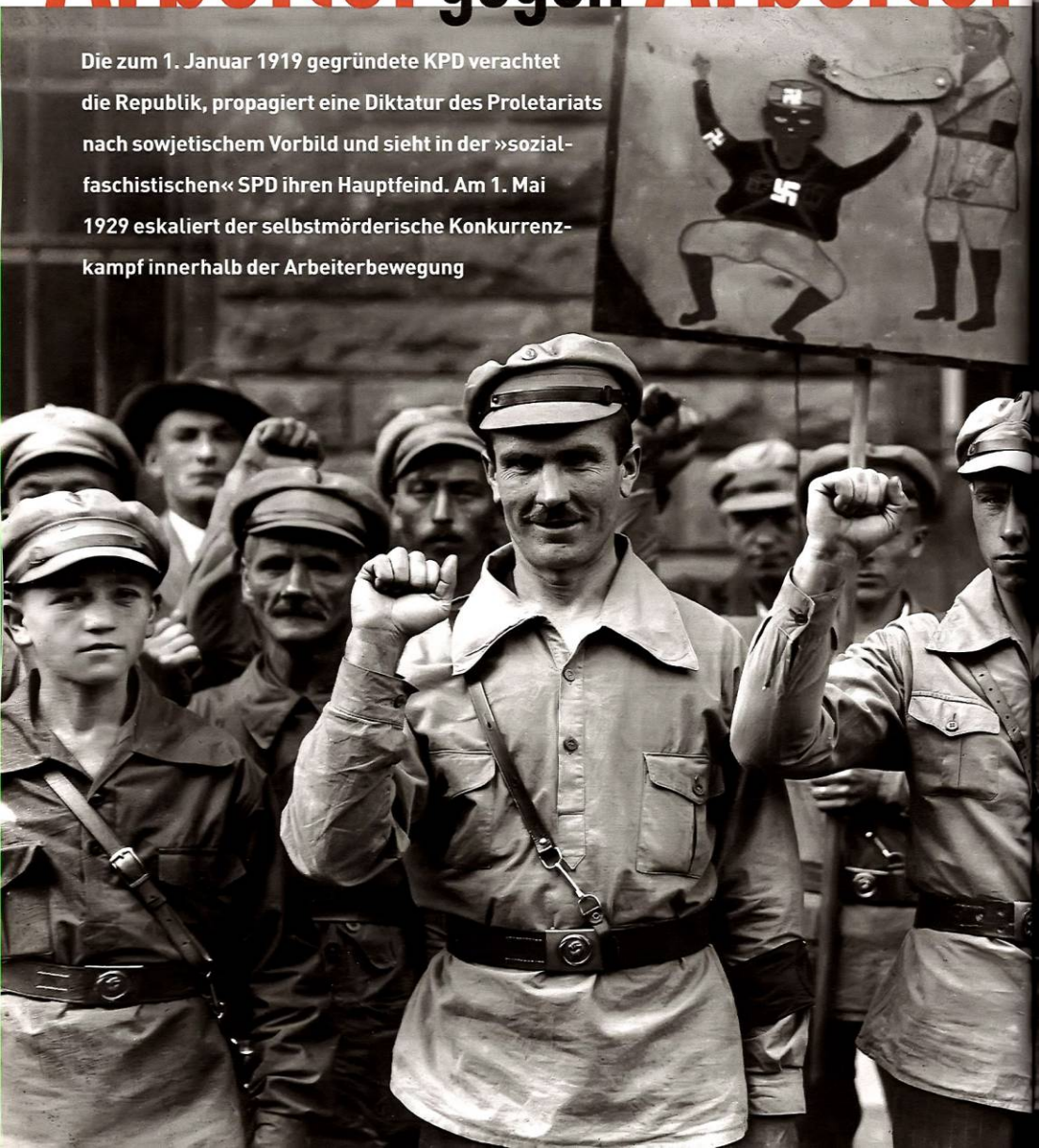
Die Historikerin Dr. Claudia Weiss, 40, ist Privatdozentin in Hamburg.

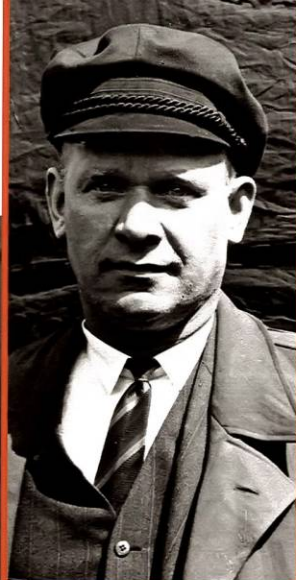


Döblin nimmt das Tempo der Großstadt in Berlins Osten auf, wo er sich mit Frau und vier Kindern als Nervenarzt niedergelassen hat. Er mischt Straßenjargon mit Zeitungsdeutsch, Zahlen mit Bibelsprache – und erneuert durch Montage und Tonfall die deutsche Literatur

Arbeiter gegen Arbeiter

Die zum 1. Januar 1919 gegründete KPD verachtet die Republik, propagiert eine Diktatur des Proletariats nach sowjetischem Vorbild und sieht in der »sozialfaschistischen« SPD ihren Hauptfeind. Am 1. Mai 1929 eskaliert der selbstmörderische Konkurrenzkampf innerhalb der Arbeiterbewegung





Gegen die paramilitärischen Verbände der Rechten entsteht 1924 unter der Leitung des späteren KPD-Führers Ernst Thälmann (oben) der »Rote Frontkämpferbund«. Seine Mitglieder tragen Russenblusen und rote Armbinden. Und sie prügeln sich mit der nationalsozialistischen SA



Auf den Straßen der Hauptstadt haben 13000 Polizisten Stellung bezogen. Am Nachmittag rücken schwer bewaffnete Hundertschaften im Wedding vor. Von beiden Seiten und flankiert von einem Panzerwagen marschieren sie ein in die Kösliner Straße. Wie Soldaten in Feindesland. Gezielt feuern die Polizisten auf jene Fenster, die erleuchtet sind. Und ein Maschinengewehr auf dem Panzerwagen nimmt Fassaden unter Beschuss. Die mit den roten Fahnen.

Es ist Mittwoch, der 1. Mai 1929. Und im Wedding herrscht Krieg.

Karl Friedrich Zörgiebel, Berlins SPD-Polizeipräsident, hat nach blutigen Zusammenstößen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten bereits im Dezember 1928 ein Verbot aller Versammlungen unter freiem Himmel ausgesprochen. Und die Kösliner Straße, eine Hochburg der Kommunisten, gilt als ein Zentrum des Widerstandes gegen das Verbot der traditionellen Maidemonstration. Gegen die SPD-Regierung.

24 Vorderhäuser zählt sie, heruntergekommen, verwahrlost. Hinter jedem faltet sich ein Labyrinth aus mehreren Höfen aus. Mit Hinterhäusern, Quergebäuden, Brandmauern. Treppen aus fauligem Holz führen in die oberen Stockwerke. Ungeziefer nistet in den Böden und den Wänden der Häuser. Und manchmal gibt es für zehn Mietparteien nur eine Toilette.

Die Wohnungen sind überfüllt. Oft drängen sich drei Menschen in einem Raum. Manche Familien teilen die Stube mit Prostituierten. Und auf den Treppenabsätzen schlafen Obdachlose.

Für die meisten Menschen im Wedding hat sich seit dem Ende des Kaiserreichs wenig verändert: Sie leben im Elend, und sie glauben nicht mehr an die Reformen der SPD. Sie wollen die kommunistische Revolution.

Denn nach der Lehre der Kommunisten ist die Geschichte der Menschheit nichts anderes als der beständige Kampf zwischen herrschenden und ausgebeuteten.

ten Klassen. Erst mit der Revolution und dem Sieg des Proletariats erreicht die Geschichte ihren Endzustand: die klassenlose Gesellschaft. Ohne Ausbeutung, ohne Arme und ohne Reiche.

Deshalb ist die Kommunistische Partei Deutschlands unter ihrem Vorsitzenden Ernst Thälmann bei den Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928 die stärkste Partei im Wedding geworden.

Und brutaler als anderswo prallen am 1. Mai 1929 in der Kösliner Straße die kommunistischen Proletarier und die Schupos des sozialdemokratischen Polizeiführers Zörgiebel aufeinander.

Schon am Vormittag haben Beamte jede Ansammlung in der Kösliner Straße aufgelöst. Gegen 14 Uhr räumen sie die Straße erneut. Anwohner und Passanten flüchten in die Häuser. Als die Schupos mit Flaschen beworfen werden, fordern sie die Bewohner mit gezogener Pistole auf, die Fenster zu schließen.

jene selbstmörderische Konkurrenz der Arbeiterparteien, die maßgeblich zum Untergang der ersten deutschen Demokratie beitragen wird.

ANFANGS IST DIE KPD kaum mehr als eine schillernde Vereinigung ehemaliger Sozialdemokraten, Anarchisten und Bolschewisten, die sich als Berufsrevolutionäre verstehen und zur Avantgarde des Proletariats erklärt haben. Eine Partei des Radikalismus und der Ungeduld. Eine Art messianischer Sekte, deren Anhänger glauben, das Ideal einer neuen und gerechten Gesellschaft noch zu Lebzeiten zu verwirklichen.

Auf ihrem Gründungsparteitag in Berlin nimmt die KPD am 31. Dezember 1918 das „Spartakusprogramm“ an. Dessen Hauptforderung ist die „sofortige Aufnahme der Verbindungen mit den Bruderparteien des Auslands, um die sozialistische Revolution auf internationale

- die SPD, die im Rahmen einer republikanischen Verfassung die Armut mit Reformen überwinden will;
- die 1917 gegründete USPD, eine linke Abspaltung der SPD (deren Mehrheit sich bis 1920 immer mehr den Kommunisten annähert);
- die KPD, die die Diktatur des Proletariats nach sowjetischem Vorbild predigt und deshalb die parlamentarische Demokratie erbittert bekämpft.

Gleich nach ihrer Gründung schließt sich die KPD der „Kommunistischen Internationale“ an. Von nun an gilt sie als eine Sektion der Komintern – wie viele andere kommunistischen Parteien auch. Offiziell sind diese KP's gleichberechtigt, tatsächlich aber bald kaum mehr als Ableger der Moskauer KPdSU.

Bereits am 5. Januar 1919 eröffnen Kommunisten und Mitglieder der USPD den Straßenkampf in Berlin. Sie glauben an eine revolutionäre Situation. Und sie wollen eine radikaldemokratische Ordnung errichten, bei der alle gesellschaftlichen Positionen von „Räten“ besetzt werden, die an die Weisungen ihrer Wähler gebunden sind. Der Generalstreik wird ausgerufen. Bald erschüttern schwere Unruhen Berlin.

Es sind Truppen unter dem Kommando des SPD-Volksbeauftragten Gustav Noske, die diesen „Spartakusaufstand“ brutal niederschlagen. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht werden am 15. Januar von rechten Freikorps-Truppen gefangen genommen und kurz darauf ermordet (siehe Seite 24). Ein Militärgericht spricht einige der Täter im Mai 1919 frei, andere bestraft es nur milde. Noske, nun Reichswehrminister, unterzeichnet die Urteile. Der SPD kostet dieser Skandal Stimmen im Kampf ums Proletariat.

Im Herbst 1920 ist die KPD noch eine kleine Partei mit etwa 80000 Mitgliedern. Doch im Oktober schließen sich ihr mehr als die Hälfte der 710000 USPD-Mitglieder an. Über Nacht wird die KPD zur Massenpartei mit Gewicht.

Der Grund für den Übertritt: Moskau hat die Devise ausgegeben, dass es in

Die Berufsrevolutionäre der KPD tragen die Politik auf die Straße

Der Klempner Max Gemeinhart kommt dem Befehl nicht sofort nach. Er will mit den Polizisten reden. Und wird getötet. Per Kopfschuss. Er ist Sozialdemokrat.

Schwere Zusammenstöße folgen. Denn nahe der Kösliner Straße liegt ein Stammlokal des paramilitärischen „Roten Frontkämpferbundes“ der KPD. So errichten Anwohner und wohl auch Männer des RFB in der Kösliner Straße Barrikaden aus Brettern, Balken, Steinen. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht: „Barrikadenkämpfe!“

Die Maiunruhen verschärfen den Konflikt zwischen SPD und KPD extrem – ein Konflikt, der so alt ist wie die Weimarer Republik. Zwischen der traditionellen Oppositionspartei des Kaiserreichs, die nun die Regierung stellt. Und der zehn Jahre alten kommunistischen Opposition. Die Kämpfe verschärfen

Basis zu stellen und den Frieden durch die internationale Verbrüderung und revolutionäre Erhebung des Weltproletariats zu gestalten und zu sichern.“ Nichts weniger also als die Weltrevolution.

Verfasst hat das Programm eine Politikerin polnischer Herkunft: Rosa Luxemburg.

Mit 24 Jahren hat sie sich bereits an der russischen Revolution von 1905 beteiligt. Später war sie die führende Vertreterin des linken Flügels in der SPD. Während des Weltkriegs wurde sie wegen ihres Kampfes gegen die Kriegskredite mehrfach inhaftiert.

Nach und nach wuchs ihre Distanz zur SPD, die unter anderem für die Bewilligung der Kriegskredite stimmte. Und so gründete Rosa Luxemburg gemeinsam mit Karl Liebknecht die „Spartakusgruppe“ – die Keimzelle der KPD.

Die Gründung der Kommunistischen Partei in Deutschland vertieft nun die Spaltung der Arbeiterbewegung in drei Hauptfraktionen:



Bei einem Treffen des »Rotten Frontkämpferbundes« im Juni 1927, einer »Heerschau« in den Mauern Berlins, kommt es zum Handgemenge zwischen KPD-Kadern und der Polizei. Zuvor bereits hat Parteichef Thälmann dem Bürgertum gedroht, sich seiner »Ruhe und Ordnung« nicht sicher zu sein. Als der SPD-Polizeipräsident öffentliche Kundgebungen in der Hauptstadt untersagt und das Verbot auch zum 1. Mai 1929 nicht lockert, ruft die KPD zum Widerstand auf. Und so stehen am Maifeiertag in den Straßen Berlins rund 10 000 Demonstranten gegen 13 000 Polizisten

jedem Land nur eine Partei des Proletariats geben darf.

Zwei Jahre später hat sich die KPD auf Druck der KPdSU und der Komintern bereits stark gewandelt: Anhänger anarchistischer, utopistischer und sozialdemokratischer Ideen sind aus der Partei ausgeschlossen worden oder haben sie freiwillig verlassen.

Jetzt dominieren in Moskau ausgebildete Funktionäre die KPD. Sie bauen einen internen Terrorapparat auf. Kritiker werden isoliert, beschimpft, bedroht, durch Verhöre oder durch Schlägertrupps zur Revision ihrer Ansichten

gezwungen. Wer auf diese Weise nicht überzeugt werden kann, wird per Ausschluss aus der Partei entfernt.

Die entscheidende Rolle bei diesem Prozess spielt Ernst Thälmann. Der 1886 geborene Hamburger ist als junger Mann zur See gefahren. 1903 wurde er SPD-Mitglied, später Funktionär der Transportarbeitergewerkschaft.

Im Krieg kämpfte Thälmann als Soldat an der Westfront, ehe er im Herbst 1918 desertierte. Er schloss sich der USPD an, wurde Abgeordneter in der Hamburger Bürgerschaft, machte nach dem Übertritt zur KPD Karriere bei den Kommunisten.

Im Januar 1924 wird Thälmann, der bewusst proletarisch und antiintellektuell

auftritt, zum Stellvertreter der Vorsitzenden Ruth Fischer. Einen Monat später beginnen in der KPD die »Säuberungen«: die inquisitorischen Verhöre, die Schuld- und Reuebekenntnisse, die Parteiaus-schlüsse. All jene in der Partei, die für eine Annäherung an die SPD eintreten, werden von den Linken um Fischer und Thälmann aus der Partei gedrängt.

Bei den Reichstagswahlen im Mai 1924 erreicht die KPD 12,6 Prozent. Gut 3,7 Millionen Deutsche haben sie gewählt. Für das Parlament aber empfinden die Kommunisten nur Verachtung. Und vielleicht treten sie vor allem des-

halb an zur Wahl, um die parlamentarische Demokratie als bürgerliche Farce zu entlarven.

Ruth Fischer jedenfalls beginnt ihre Jungferrede im Reichstag mit den Worten: „Hochverehrtes Affentheater!“ Später stören KPD-Abgeordnete Sitzungen mit Trillerpfeifen und Kindertrompeten.

Als Reaktion auf paramilitärische Verbände der Rechten gründet die KPD den „Roten Frontkämpferbund“. Die Leitung übernimmt Thälmann. Die RFB-Männer sind uniformiert, tragen grüne Russenblusen mit Ledergürtel – und attackieren schon bald auch das „Reichsbanner“, den Wehrverband der SPD.

Politisch unterstützt die KPD nun die Gegner der SPD. Als 1925 ein neuer Reichspräsident gewählt wird, schickt sie Thälmann ins Rennen, statt ihren Wählern Wilhelm Marx zu empfehlen, den von den Sozialdemokraten unterstützten Kandidaten des Zentrums. Thälmann ist zwar ohne Chance, doch er bindet 1,9 Millionen Wähler.

Marx kommt auf 13,8 Millionen Stimmen, der konservative Weltkriegsgeneral Paul von Hindenburg auf 14,7 Millionen Wähler. Auf diese Weise verhelfen die Kommunisten, nur um der SPD und der Republik zu schaden,

gemäß Moskauer Weisung die Führung der Partei. Ruth Fischer und ihre Anhänger, die zwar eine radikale Politik befürworten, sich jedoch gegen den absoluten Führungsanspruch Josef Stalins, des Führers der KPD, wenden, verlieren ihre Posten.

Bald danach erfasst eine neue Säublungswelle die Partei. Die kommunistische Geheimpolizei ist endgültig zu einem Machtinstrument Stalins geworden. Genossen werden überwacht und ihre Wohnungen von der Parteipolizei nach oppositioneller Literatur durchsucht.

Denn Stalin traut einer kommunistischen Partei nur dann, wenn sie bedingungslos auf der Linie der Kommunistischen Internationale liegt. Und in Bezug auf Parteien wie die SPD lautet die Linie der Komintern im Jahre 1928: „Die Sozialdemokratie hat während der ganzen verflochtenen Periode als bürgerliche „Arbeiterpartei“ die Rolle der letzten Reserve der Bourgeoisie gespielt. Die Ideologie der Klassenzusammenarbeit – die offizielle Ideologie der Sozialdemokratie – hat viele Berührungspunkte mit der Ideologie des Faschismus.“

Stalin verfolgt zu dieser Zeit Oppositionelle in der KPD. Zur internationalen Absicherung seiner Politik will er in

Reichstag. Die Kommunisten erreichen 10,6 Prozent; 3,3 Millionen Wähler, 54 Sitze. Und fordern sogleich „die Zerstörung dieses Staates“.

Die NSDAP erhält zwölf Mandate. Im Parlament ist die Partei nahezu bedeutungslos. Doch die Rechten teilen den Hass der Kommunisten auf die Republik von Weimar, denn in ihren Augen ist sie das Deutschland der „Novemberverbrecher“. Sie bekennen sich zur Revanche, zum Militarismus. Und zu völkischen Ideen.

Schwere Krisen erschüttern schon bald das Kabinett Müller. Und die Glaubwürdigkeit der Demokratie. Allzu oft sind die fünf Koalitionspartner in Streitereien verstrickt. Über den Bau eines Panzerkreuzers, über Tarifpolitik und Arbeitslosenversicherung.

Auch wirtschaftlich ist die Lage prekär. Zwar übersteigt die deutsche Industrieproduktion Ende 1928 das Niveau von 1913 – doch real liegen die Löhne deutlich unter dem Vorkriegsstand. Und die Opposition nutzt die Schwäche der Regierung.

Am 16. November 1928 hält Adolf Hitler eine Rede im Berliner Sportpalast. In den Tagen und Wochen danach häufen sich die politisch motivierten Schlägereien, die Straßenkämpfe. SA-Männer überfallen Männer vom RFB. Kommunisten verprügeln Nationalsozialisten. Es gibt Tote. Zudem nehmen die Angriffe des RFB auf das sozialdemokratische Reichsbanner zu.

Und so verfügt der Berliner Polizeipräsident Karl Friedrich Zörgiebel am 13. Dezember ein unbefristetes Verbot aller Versammlungen im Freien. Er will den schleichenden Bürgerkrieg der paramilitärischen Verbände eindämmen.

Aber der Unmut wächst. Ende 1928 liegt die Zahl der Erwerbslosen in Deutschland bei rund zwei Millionen. Der Winter ist hart. Im Februar registrieren die Arbeitsämter bereits mehr als drei Millionen Arbeitssuchende.

Knapp sind die staatlichen Unterstützungen für die Armen. Die Regierung

»Die KPD braucht Leichen«, warnt die sozialdemokratische Presse

einem greisen Feldmarschall ins Amt, mit dem prompt ein schleichender Wandel des Staates beginnt.

Hindenburg stellt die Weichen für eine Verlagerung der Macht: weg vom Parlament, hin zur Regierung und dem Präsidenten – und damit zum Untergang der Republik (siehe Seite 162). Dem Ziel auch der Kommunisten, die ja den gewaltsamen Umsturz planen.

Unter dem Druck der Komintern spaltet sich im Herbst 1925 die Parteileitung der KPD: Die der Komintern treu ergebene Gruppe um Thälmann übernimmt

Deutschland die Genossen ebenfalls zu einem noch härteren Kampf gegen die SPD und ihren Reformismus anleiten.

Ab Juni 1928 regiert eine Große Koalition unter dem sozialdemokratischen Reichskanzler Hermann Müller. Auch die bürgerliche Deutsche Volkspartei, die katholische Zentrumspartei, die Bayerische Volkspartei und die Deutsche Demokratische Partei sind an der Regierung beteiligt. Ein buntes, ein zerbrechliches Bündnis.

Fast 30 Prozent haben bei den Wahlen für die SPD gestimmt: 9,2 Millionen Menschen. Sie ist stärkste Partei und verfügt über 153 der 491 Sitze im



1925 kandidiert Thälmann für das Präsidentenamt. 1,9 Millionen Wähler stimmen für ihn – genug, um den von der SPD unterstützten bürgerlichen Politiker zu verhindern. Ziel der Strategie: Deutschlands Annäherung an die Westmächte zu stoppen – denn dies schadet der Sowjetunion

spart. Denn sie fürchtet, die Republik nähere sich der Zahlungsunfähigkeit. Und in einer Koalition heißt sparen: möglichst zu Lasten der anderen Parteien und ihrer Klientel. Das bringt neuen Streit in der Regierung. Mehr und mehr ist die Rede davon, dass die jährlichen Kriegsreparationen in Höhe von 2,5 Milliarden Reichsmark untragbar seien.

Die wirtschaftliche und politische Krise führt zur weiteren Radikalisierung. Zu mehr und mehr politisch motivierten Gewalttaten. Und zu neuen Ausschreitungen. Am 21. März 1929 wird das Berliner Versammlungsverbot daher auf ganz Preußen ausgedehnt. Zwei Tage später kündigt der preußische Innenminister an: Er werde gegen das „Treiben radikaler Organisationen“ künftig „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln“ vorgehen. Auch an die Auflösung von Verbänden denke er, wahrscheinlich von RFB und SA.

Angesichts dieser Entwicklung wird schon im April deutlich: Berlins Polizeichef Zörgiebel ist nicht bereit, seinen Bann aller Demonstrationen zumindest für den 1. Mai aufzuheben.

Dass sich die KPD dem Verbot fügt, ist nicht zu erwarten. Der Kampf gegen die Polizei der Sozialdemokraten passt

genau in ihr Konzept. Und Ernst Thälmann fordert denn auch den Kampf gegen die SPD.

Aber weshalb denunzieren Stalin und Thälmann die Sozialdemokraten als „soziale Faschisten“? Gefährlicher selbst als die Nationalsozialisten?

URSPRÜNGLICH GEHT die These vom Sozialfaschismus der Sozialdemokratie bereits auf Äußerungen hoher Funktionäre der KPD aus dem Jahr 1924 zurück. Parteien wie die SPD sind für Stalin und andere Kommunisten nichts als Vertretungen einer „Arbeiteraristokratie“: der vom Kapital bestochenen Oberschicht der Arbeiterklasse, die den Proletariat von jeder revolutionären Aktion abhalte. Deshalb seien Sozialdemokraten die schlimmsten Feinde des Proletariats.

In Deutschland gibt es für Stalin jedoch noch einen weiteren Grund für seinen Hass auf die Sozialdemokraten. Und der liegt ausgerechnet in der Bereitschaft der SPD zu dauerhaftem Frieden. Denn der sozialdemokratische Kanzler Hermann Müller hat sich in seiner Regierungserklärung zur Verständigung mit den benachbarten Völkern bekannt. Und zum Verzicht auf Revanche nach dem verlorenen Krieg. Die SPD ist damit die „westlichste“ Partei Deutschlands, weil vor allem sie die Annäherung an Frankreich sucht. Und an Großbritannien.

Die Westmächte aber planen, davon ist Stalin überzeugt, den Krieg gegen die Sowjetunion. Den Krieg der Imperialisten. Im Bund mit dem Deutschland der SPD.

Aus dieser Perspektive erscheint Stalin ein Hermann Müller bedrohlicher als ein deutschnationaler Paul von Hindenburg oder ein völkischer Adolf Hitler. Denn unter einer Regierung der Rechten, die in Frankreich vor allem den Erbfeind sieht, ist eine Allianz zwischen Paris und Berlin kaum denkbar.

Thälmann macht sich Stalins Sicht zu eigen. In der Regierung, verkündet er, seien die Sozialdemokraten die Antreiber „der Kriegsvorbereitungen gegen die Sowjetunion“. Und überall im Land könne man „die Entwicklung des SPD-Reformismus zum Sozialfaschismus“ erkennen. Auch im Verbot der Berliner Maidemonstration.

Am 26. April fordert das von Thälmanns Gefolgsleuten dominierte „Großberliner Maikomitee“: „Rote Fahnen heraus! Straße frei für die Massendemonstrationen!“

Zörgiebel kontert: „Ich bin entschlossen, die Staatsautorität mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln durchzusetzen.“



Ernst Thälmann – hier 1931 auf einer Kundgebung in Berlin – formt die KPD zwischen 1924 und 1929 zur Kaderpartei. Eine interne Geheimpolizei überwacht die Linientreue der Genossen, in regelmäßigen »Säuberungen« werden alle entfernt, die nicht Moskaus Direktive folgen: einer Politik, vorgegeben von KP-Chef Stalin, die die deutsche Sozialdemokratie für gefährlicher als etwa die Nationalsozialisten erklärt. Dies schwächt die Arbeiterbewegung entscheidend

Der Kampf um den 1. Mai 1929 hat begonnen. Mit wechselseitigen Kriegserklärungen.

„Die KPD braucht Leichen“, warnt die sozialdemokratische Presse. Am 29. April erscheint die Parteizeitung „Vorwärts“ mit der in fetter Balkenschrift gesetzten Prognose: „200 Tote am 1. Mai“.

Doch weder die Berliner SPD-Führung noch die Reichspartei versuchen angesichts solcher Szenarien, Zörgiebel zur Aufhebung des Verbots zu bewegen.

Dagegen sieht die KPD in der Mobilisierung für den 1. Mai wohl die Gelegenheit, Stalins Theorie vom Sozialfaschis-

mus der SPD zu bestätigen. Und so ist im Aufruf des „Maikomitees“ zu lesen: „Zörgiebel will unter der unbewaffneten Berliner Arbeiterschaft ein Blutvergießen am 1. Mai provozieren.“

Am 30. April, kommt es auf mehreren Straßenkreuzungen in Berlin zu Überfällen auf Verkehrspolizisten. Sie werden beschimpft, provoziert, verprügelt. Dahinter stecken Kommandos des RFB. Um eine Stimmung der Gewalt zu verbreiten? Zugleich verteilen die Kommunisten Flugblätter, in denen behauptet wird: Das Verbot der Demonstration am 1. Mai ist aufgehoben.

Polizeichef Zörgiebel hat mehr als 13 000 Polizisten zusammengezogen.

Bewaffnet sind sie mit Gummiknüppeln, Pistolen, Karabinern und Wasserschländen. Am Morgen des 1. Mai 1929 ist Berlin bereit.

Aber weshalb durchbricht die SPD nicht diese Spirale der angekündigten Gewalt? Und warum lässt Zörgiebel das Verbot nicht aussetzen? Zumindest für den 1. Mai?

Vielleicht wollen die Sozialdemokraten durch Härte ihr Eintreten für den Staat beweisen. Sich als Regierungspartei zeigen, die aus Staatsräson sogar den Tag der Arbeiterbewegung einem Demonstrationsverbot opfert.

Und die KPD? Weshalb regt sich in ihren Reihen keinerlei Widerstand gegen das, zu erwartende Blutbad? Gegen die groteske These vom Sozialfaschismus der SPD. Gegen die täglich von der Wirklichkeit widerlegte Parteilinie, nach der die Sozialdemokraten die schlimmsten Feinde der Kommunisten sind – und nicht die Rechten und die Völkischen.

Die Totenstille in der Partei spiegelt nur, dass in der KPD keine nennenswerte Opposition mehr existiert. Gegen die Thälmann-Fraktion, gegen die Moskauer Doktrin. Und dass die Partei, in der es einmal Widerspruch und Diskussion gegeben hat, eine Kaderpartei geworden ist.

DIE MOBILISIERUNG der Berliner Massen aber misslingt ihr am 1. Mai. Zwar sammeln sich in den Arbeitervierteln kleine Gruppen von Menschen und ziehen ins Zentrum. Doch insgesamt sind weniger als 10000 Demonstranten unterwegs. Eine für den propagandistischen Aufwand der KPD beschämend kleine Zahl.

Am Morgen kommt die Polizei zunächst der strikten Order nach, keine Menschenansammlungen zu dulden. Aber sie folgt auch der Devise, „nur im äußersten Notfall von der Schusswaffe Gebrauch zu machen“. Deshalb kommen „Spritzkommandos“ zum Einsatz, die mit an Hydranten angeschlossenen Wassersschläuchen Demonstranten

Polizisten von mehreren Demonstrantengruppen überrascht. Als ein Beamter versucht, einen der Anführer festzunehmen, wird er beschimpft, zu Boden gerissen. Seine Kollegen eilen ihm zu Hilfe und schießen in die Menge. Ein Mann wird von drei Kugeln getroffen und stirbt.

In Neukölln stürmen Polizisten wenig später eine geschlossene Versammlung von Gewerkschaftern. Sie behaupten, die Männer würden eine Demonstration planen. Dann feuern sie in den Saal. Mehrere Arbeitervereine werden verletzt.

In der Kösliner Straße herrscht den ganzen Tag über „Aufruhr“. Von Dachböden und Dächern werden die Polizisten mit Schindeln, Flaschen und Exkrementen beworfen. Vereinzelt fallen wohl auch Schüsse aus den Häusern. Nun schießen manche Schupos zurück.

In der Abenddämmerung rücken von beiden Enden der Straße schwer bewaffnete Polizeieinheiten vor. Kriminalpolizisten stürmen die Häuser und durchsuchen sie nach Verdächtigen. Auf der Straße herrscht das Kommando: „Fenster schließen, sonst wird geschossen!“ Wieder und wieder geben Polizisten Salven ab auf einzelne Fenster.

Im wahllosen Feuer der Polizisten sterben noch am Abend zwei weitere Anwohner. Ein unbeteiligter Mieter wird hinter der geschlossenen Haustür erschossen, ein invalider Arbeiter durch

Hart durchgreifen!, lautet der Befehl des SPD-Polizeipräsidenten

vertreiben. Eine Neuerung, die Zörgiebel in Berlin einführt.

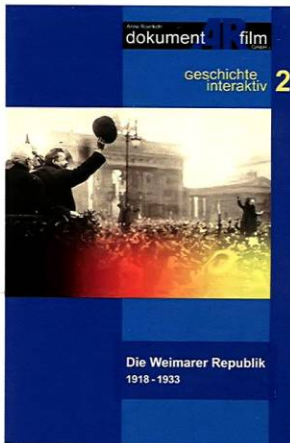
Am späten Vormittag jedoch schlägt die Lage um. Kleine Gruppen versuchen, den Verkehr lahmzulegen. Sie kappen Leitungen der Straßenbahn, bauen Hindernisse auf. Jetzt schreiten die Schutzpolizisten massiv ein, gehen mit Gummiknüppeln gegen Aufrührer vor, aber auch gegen Neugierige und Passanten. Geben Warnschüsse ab.

Um 11.30 Uhr werden auf dem Hackeschen Markt in Berlin-Mitte sechs

einen Querschläger getötet. Er verblutet vor seinem Haus.

Seine Frau berichtet: „Mein Mann ist am 1. Mai abends zehn Uhr in der Tür unseres Hauses erschossen worden. Er hat die Tür noch gar nicht geöffnet, da kam ein Querschläger, der ihm in den linken Oberarm ging. Außerdem sind ihm zwei Schüsse in den Rücken gedrungen. Ungefähr eine Stunde hat mein

Todgeweihte Republik in Wort, Bild und Ton – DVD mit DVD-ROM-Teil garantiert perfekten Unterricht zum Thema Weimarer Republik.
(PSM-Data Geschichte)



Die Weimarer Republik 1918-1933
DVD-Video (98 Min.)
Mit didaktischem Begleitmaterial
39,90 EUR [D], ISBN 3-00-017155-X

Hauptfilm: Weimarer Republik und Dolchstoßlegende
Modul 1: Erster Weltkrieg – der moderne Krieg
Modul 2: Krisenjahre
Modul 3: Versailler Vertrag und Völkerbund
Modul 4: Weimarer Verfassung
Modul 5: Kultur und Reformen
Modul 6: Scheitern
Modul 7: Nachhall der Dolchstoßlegende von 1933 bis 1945

Die DVD ist speziell für den Schulunterricht konzipiert: Das Filmmaterial wurde nach **fachdidaktischen Kriterien** aufbereitet und bietet eine **sinnvolle Gliederung** des komplexen Themas. Die **modulare Struktur** ermöglicht den unkomplizierten Einsatz der DVD im Unterricht.

Weitere Informationen unter
www.geschichte-interaktiv.com

Anne Roerkohl
dokumentARfilm GmbH
Südstraße 26 • 48153 Münster
Telefon 0251 - 221 26
www.dokumentarfilm.com

Anne Roerkohl
dokumentARfilm
GmbH
Film-, Video- und Multimediale Produktion



Am 1. Mai 1929 herrscht in Berlins Arbeitervierteln Krieg. Auf dem Hermannplatz in Neukölln setzen Schupos das Versammlungsverbot gegen kommunistische Demonstranten durch (oben). Am Nachmittag fallen Schüsse, gebräuchelt die Polizei Panzerwagen und Wasserspritzen. Es kommt zu Straßenschlachten, erst nach drei Tagen ist die Ordnung wiederhergestellt. Der »Rote Frontkämpferbund« wird daraufhin zur Auflösung gezwungen. Dieses Verbot sowie der »Blutmai« liefern der KPD einen weiteren Beleg für den »Sozialfaschismus« der regierenden SPD

Mann in seinem Blut gelegen, bis es endlich gelang, ihn fortzuschaffen. Denn die Polizei hat dauernd in die Hauseingänge gefeuert.“ Die ganze Nacht wird im Wedding geschossen.

Die amtliche Bilanz des 1. Mai 1929: neun Tote und 63 Schwerverletzte unter Zivilisten, 860 Festnahmen, 30 Polizisten sind verwundet.

Am Morgen des 2. Mai gehen die Unruhen weiter. Die KPD ruft zum „Massenstreik“ gegen das Polizeivorgehen auf: „Seit 24 Stunden wird in den Straßen des roten Wedding gekämpft. Auch heute setzt die Zörgiebel-Polizei ihre

Mordtätigkeit fort. Arbeiterblut fordert Vergeltung! Zörgiebels Blutmai, der Blutmai der Sozialdemokratie – das ist der Auftakt für die faschistischen Diktaturpläne der Bourgeoisie. Nieder mit der Sozialdemokratie, der blutbefleckten Mörderpartei!“

Doch auch der Aufruf der KPD zum „Massenstreik“ ist ein Misserfolg: Nur etwa 25 000 Arbeiter folgen ihm. Im Reichstag kommt es am Nachmittag des 2. Mai zu Tumulten. Der KPD-Abgeordnete Wilhelm Pieck bezichtigt die SPD der „Blutschuld“. Dann verlassen die Kommunisten den Plenarsaal. „Nieder mit den Mördern!“, rufen sie.

Die SPD-Führung greift die KPD heftig an. „Die Kommunisten brauchen

Tote. Sie brauchen sie in Berlin, wo ein Sozialdemokrat Polizeipräsident ist. Die Sozialdemokraten mussten wieder einmal zu „Bluthunden“ gestempelt werden.“

Tags darauf kommt es im Wedding und in Neukölln erneut zu Polizeieinsätzen. Zörgiebel verhängt über beide Bezirke den Ausnahmezustand. Die Polizei richtet Stellungen mit Maschinengewehren ein. Auf Balkonen, Dächern, in Tordurchfahrten. Auch Scheinwerfer werden montiert, um nachts Straßen und Hinterhöfe auszuleuchten.

Erst am Morgen des 4. Mai entspannt sich die Lage.

Kunst & Kultur

33 tote, 198 schwer verwundete, eine unbekannte Zahl von leicht verletzten Demonstranten und 1228 Festnahmen: Das ist die Bilanz der Maiunruhen in Berlin. 47 Polizisten sind verletzt.

Aus Moskau sind in den ersten Maitagen zwei Telegramme eingetroffen. Sie haben die KPD nicht erreicht. Das Hauptpostamt hat sie der Reichsregierung übergeben. In den Botschaften ist vom „Kampf auf Leben und Tod gegen die Bourgeoisie und ihre Hofhunde, die Sozialdemokraten“ die Rede. Und von der „Weiterführung neuer revolutionä-

Genossen Thälmann eine stürmische Ovation. Die Jugenddelegation begrüßt den 1. Vorsitzenden der Partei mit einem dreifachen „Heil Moskau“.

Die Zahl der KPD-Mitglieder nimmt nach 1929 rasch zu, wenn auch nicht so schnell wie die der NSDAP.

Die Ereignisse vom Mai 1929 werfen ein grelles Licht auf den Abgrund zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten.

Die SPD wird in der Regel von ausgebildeten, besser situierten Arbeitern gewählt und sogar von manchen Ange-

33 Tote fordert der »Blutmai« – und treibt viele Arbeiter zur KPD

rer Taktik“. Die Telegramme bestärken die regierenden Sozialdemokraten in der Ansicht, dass mit kommunistischen Putschversuchen zu rechnen sei.

Der preußische Innenminister drängt auf ein Verbot der KPD. Doch das, erklärt der Reichsinnenminister, sei nicht durchführbar. Dem Verbot des RFB aber stimmt er zu.

Für die KPD bedeutet die Auflösung ihres Wehrverbandes, der zu diesem Zeitpunkt wohl etwa 80.000 Mitglieder zählt, einen schweren Rückschlag. Doch propagandistisch ist das Verbot von großem Nutzen. Zusammen mit dem „Blutmai“ bewirkt es einen Meinungsumschwung an der kommunistischen Basis. Viele halten nun den Beweis für erbracht, dass die SPD tatsächlich faschistische Züge angenommen hat. Denn weshalb sonst würden die Sozialdemokraten den RFB verbieten, die SA aber nicht?

Auf dem XII. Parteitag der KPD im Juni 1929 wird die Parteibasis endgültig auf den Kampf gegen den „Sozialfaschismus“ eingeschworen. Weil Stalin es so will. Und weil der Moment dafür nach den Ereignissen des Mai ideal ist.

Demonstrativ verlegen die Kommunisten ihren Parteitag in den Wedding, wo die heftigsten Kämpfe getobt haben. Thälmann wird fast kultische Verehrung gezollt: „Der Parteitag bereitet dem

stellten. Ohne sie wäre der Staat von Weimar nie entstanden: Denn nur weil die sozialdemokratische Arbeiterschaft die Zusammenarbeit mit dem Bürgertum nicht grundsätzlich ausschloss, war die Republik überhaupt möglich.

Die Wähler der KPD sind vor allem Ungelernte, Erwerbslose. Jene, die nichts zu verlieren haben. Und sie werden ab 1929 immer zahlreicher, je länger die wirtschaftliche Krise andauert.

Mit 380.000 Mitgliedern und nahezu sechs Millionen Wählern ist die KPD 1932 schließlich die drittstärkste deutsche Partei.

Doch noch am 26. Januar 1933 weist „Die Rote Fahne“ den Vorschlag des „Vorwärts“ zurück, SPD und KPD sollten sich auf einen „Nichtangriffspakt“ verständigen. Vier Tage später gehören die Straßen in Berlin, in Deutschland Hitlers braunen Bataillonen.

Am 3. März 1933 nehmen die Nationalsozialisten Ernst Thälmann fest. Mehr als elf Jahre verbringt er in Einzelhaft. In Berlin-Moabit, in Hannover und Bautzen. Am 18. August 1944 wird er im KZ Buchenwald erschossen. □

Walter Saller, 50, ist Journalist in Berlin.

Perfektion und Zerstörung
30.09.2007 – 13.01.2008

36 1937 1938

kunsthalle-bielefeld.de

Weimarer Verfassung



3 Reichsmark 1929
vz. - ø = 30 mm
15 g Silber

statt € 89,95
nur € 49,95

Nr. 071065

Münzenversandhaus Reppa GmbH
Schwanenstraße 13 • 6953 Pirmasens

☎ 0180 - 3 511 612

Informationen

über Preise, Termine und Themen zu diesen Anzeigen erhalten Sie bei der

agenturhuber Ltd.,
Jens Huber,
Telefon 040 - 47 19 44 58

und auf
www.agenturhuber.com

Der Mann, der Theobald Tiger war

Große Literaten wie Döblin, Ringelnatz und Kästner schreiben für die einflussreiche Wochenschrift »Die Weltbühne«. Ihr schärfster Geist aber ist ein Autor, der an der Republik verzweifeln wird

VON CORD ASCHENBRENNER

Schweden ist ein liebes Land. Es fällt leicht, den Schweden Komplimente zu machen: Man braucht nur die Wahrheit zu sagen, und es sind welche.“ Diese Worte in der Berliner „Vossischen Zeitung“ sind mehr als nur Lob auf ein nordisches Idyll: Sie sind eine Liebeserklärung des Berliner Autors Peter Panter an seine neue Heimat. Mit ihm sind im Frühling 1929 Theobald Tiger, Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser nach Schweden emigriert – sowie der Jurist, Satiriker und Journalist Kurt Tucholsky, der sich hinter all diesen Pseudonymen verbirgt.

Seit Monaten schon steckt der 39-Jährige in einer tiefen Krise – obwohl er produktiv ist wie eh und je: Mehr als 220 Geschichten und Gedichte sind 1928 von ihm erschienen. Doch „in Wahrheit ist gar nichts mehr in mir drin“, gesteht er in einem Brief, „und ich will in ein Kloster und meine Ruhe“.

Er mietet ein Haus in der Nähe von Schloss Gripsholm, nicht weit von Stockholm. Damit ist eine der berühmtesten Stimmen der deutschen Publizistik ins Exil gegangen.

Kurt Tucholsky kommt 1890 in einer Berliner jüdischen Familie zur Welt. Der Vater stirbt früh, dessen Tod wird Tucholsky niemals verwinden. Er studiert Jura, als 1911 sein erster Text im sozialdemokratischen „Vorwärts“ erscheint: eine Polemik gegen die Pressezensur. Es folgen Kritiken und Glossen, bald auch scharfe Satiren auf das satte Bürgertum des Kaiserreichs. Tucholsky greift Justiz und Militär an,

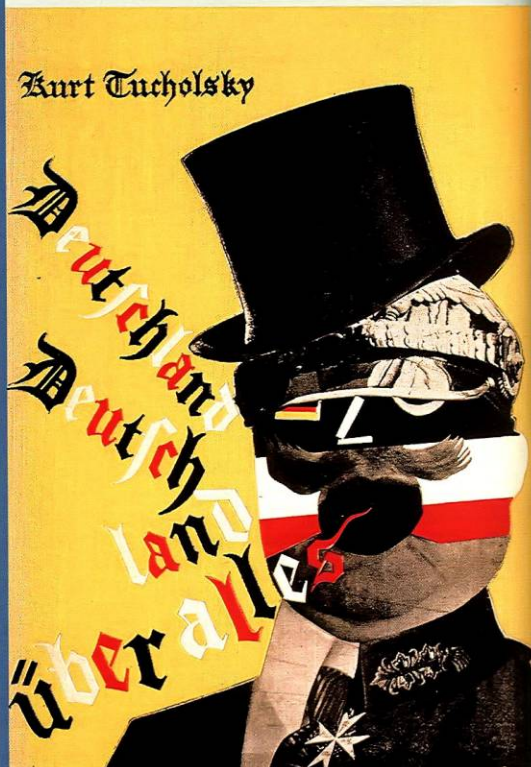
stellt sich gegen Todesstrafe und Krieg.

Die meisten Zeitungen drucken seine scharfsinnigen Texte ohne allzu große Eingriffe der Redaktion. Nicht so „Die Schaubühne“, ein angesehenes Theaterblatt. Den Herausgeber Siegfried Jacobsohn lernt Tucholsky 1913 kennen – und findet in ihm seinen Lehrmeister. Denn „S. J.“ schreibe das sauberste Deutsch, meint sein neun Jahre jüngerer Bewunderer – das liege an dessen Kombination aus „Lessing und einem Schuss Judentum“.

Schnell wird Tucholsky zum meistgedruckten Autor des Blattes, das jetzt auch vermehrt das Zeitgeschehen kommentiert. Seine Interessen sind vielfältig – Politik, Theater, Literatur, das Berliner Kabarett. Er schreibt rasch und pointiert, und Jacobsohn ist froh über den vielseitigen Mitarbeiter.

Tucholsky gibt sich – „Eine kleine Wochenschrift mag nicht viermal denselben Mann in einer Nummer haben“ – gleich vier Pseudonyme. Der scharfzüngige Ignaz Wrobel etwa schreibt gegen Thron, Altar, Schützengraben; der meist fröhliche Peter Panter ist für Bücher und Theater zuständig, er taucht auch im unterhaltenden Teil des Blattes auf, der „Rundschau“, und macht sich Gedanken über kleine Begebenheiten.

Das Jonglieren mit den Pseudonymen – die Tucholsky bald auch im „Vorwärts“, der „Frankfurter Zeitung“, der Satirezeitschrift „Simplicissimus“ und anderen Blättern verwendet – nennt der Autor eine „heitere Schizophrenie“: „Tiger sang nur Verse, waren keine da, schlief er.“



Kurt Tucholsky schreibt gegen Thron, Altar, Schützengraben – und macht sich so viele Bürger zum Feind. Als einige seiner politischen Texte 1929 als Buch erscheinen, provoziert schon die von John Heartfield gestaltete Titelcollage

Den Ersten Weltkrieg verbringt der 1915 promovierte Jurist erst als einfacher Soldat, später als Feldwebel und Vizefeldpolizeikommissar überwiegend in der Etappe hinter der Ostfront.

Als Tucholsky im November 1918 nach Berlin zurückkehrt, hat Siegfried Jacobsohn die „Schaubühne“ umbenannt in „Die Weltbühne“ – die roten Hefte sollen politischer werden. Ihre Linie bleibt: links, pazifistisch, republikanisch.

Zu ihren Autoren gehören einige der größten Literaten der Republik: Alfred Döblin, Joachim Ringelnatz, Klaus Mann, Ernst Toller, Erich Kästner. Es sind ihre Stimmen, die dem Magazin trotz seiner geringen Auflage von kaum mehr als 10 000 Exemplaren Gehör verschaffen.

In einer Artikelserie kritisiert Tucholsky die korrupte Offizierskaste des Kaiserreichs und fordert eine demokratische Reichswehr. Geißelt als Ignaz Wrobel den Untertanengeist und die Unmenschlichkeit in der Armee mit den Worten: „Ein trüber Haufe voller Qual und Gräuel. Wir speien auf das Militär.“

Ebenso scharf geht er mit der Justiz ins Gericht, der er Willkür und Verfassungsbruch vorwirft. Tucholsky, Mitglied der USPD, wird schnell zum Feind der rechten Republikgegner und des antidemokratischen Bürgertums. Die von politischen Attentaten erschütterte Republik unterstützt er nach Kräften, bis hin zur Planung der ersten Verfassungsveränderung im Jahr 1922. Aber schon vorher hält er fest: „Ich resigniere. Ich kämpfe weiter, aber ich resigniere.“

Mehrmals versucht ihn die Führung der Reichswehr durch Prozesse und Strafanträge zum Schweigen zu bringen. Erreichen ihn anonyme Anrufe und Drohbriefe: „Du dreckiger Judenjunge. Pass mal auf, wenn du mal aus deiner Redaktion kommst und an nichts denkst, dann kriegst du eine gewischt, dass dir Hören und Sehen vergeht.“

Tucholsky schreibt weiter, dennoch. Schlägt Reformen in Justiz und Militär vor, spricht auf Kundgebungen für die Demokratie und gegen den Krieg. Und sieht, dass die demokratischen Parteien immer weniger Rückhalt in der Bevölkerung haben. „Pathos

tut's nicht und Spott nicht und Tadel nicht und sachliche Kritik nicht“, schreibt er schon im ersten Jahr der Republik. „Sie wollen nicht hören.“

Tucholsky wird – der Politik müde und weil er wegen der Hyperinflation von seinen Honoraren nicht leben kann – Mitarbeiter einer Berliner Bank. In der „Weltbühne“ veröffentlicht er nur noch selten, denn „in einem schlecht geheizten Wartezimmer voll böserartiger Irrer liest man keine lyrischen Gedichte vor“.

Er kehrt erst zurück, als Jacobsohn ihn 1924 als Korrespondenten nach Paris schickt. Doch dann stirbt S. J. im Dezember 1926 unerwartet, und dessen Witwe bittet Tucholsky, die Leitung der roten Hefte zu übernehmen. Der sagt zu, auch wenn ihm dabei „hundesauelnd“ zumute sei. Er quält sich. Jacobsohn fehlt ihm, der strenge Redakteur. „Ich fühle, dass ich es nicht kann – mich langweilt es – ich bin so müde, und Berlin ist mir widrig, so widerwärtig.“

Sechs Monate hält er als „Oberschriftleitungs-herausgeber“ durch, dann gibt er die Leitung an den „Weltbühne“-Redakteur Carl von Ossietzky ab.

Jetzt hält es ihn nirgendwo mehr. Nicht in Paris und auch nicht in Deutschland, das er nur noch wochenweise und auf der Durchreise sieht. „Ich atme jedes Mal auf, wenn ich über die Grenze komme – und dieses verfluchte Rotzland im Rücken habe“, schreibt er an den Maler George Grosz.

Schließlich 1929: Schweden. Dort schreibt er auf die energische Bitte seines Verlegers Ernst Rowohlt – und wohl auch, weil er Geld braucht –

eine heiter-melancholische Liebesgeschichte mit dem Titel „Schloss Gripsholm“, seinen bis heute größten Auf-lagenerfolg.

Als Carl von Ossietzky 1931 wegen angeblichen Verrats militärischer Geheimnisse in der „Weltbühne“ zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt wird (tatsächlich hatte das Blatt Verstöße gegen den Versailler Friedensvertrag durch die Reichswehr aufgedeckt), stellt sich Tucholsky publizistisch an dessen Seite, doch Berlin bleibt er fern. Auch dann noch, als Ossietzky nochmals angeklagt wird – nun wegen des in der „Weltbühne“ veröffentlichten Tucholsky-Satzes „Soldaten sind Mörder“.

Der unbequeme Autor, dem die Staatsanwaltschaft nur zu gern den Prozess machen würde, bleibt im schwedischen Exil. Und verstummt nun auch, am Ende seiner Kraft: „Man kann nicht schreiben, wo man nur noch verachtet.“

In einem seiner letzten Artikel für die „Weltbühne“ schreibt Peter Panter 1932: „Kerle wie Mussolini oder der Gefreite Hitler leben nicht so sehr von ihrer eigenen Stärke wie von der Charakterlosigkeit ihrer Gegner. Um mich herum verspreche ich ein leises Wandern. Sie rüsten zur Reise ins Dritte Reich.“

In der Nacht des 21. Dezember 1935 stirbt einer der produktivsten und unerschrockensten Publizisten der Weimarer Republik in einem Göteborger Krankenhaus: Er hatte eine Überdosis Schlaf-tabletten genommen.

Ob aus Absicht oder Versehen, ist bis heute nicht geklärt. □

Cord Aschenbrenner, 47, ist Journalist in Hamburg.



Wegen seiner Haltung – und seiner jüdischen Abstammung – erhält Tucholsky immer wieder Drohbriefe. 1929 verlässt er das »verfluchte Rotzland« Richtung Schweden. Dort schreibt er den federleichten Liebesroman »Schloss Gripsholm«

Im Griff der Depression

Vor allem amerikanische Kredite stützen die von Krieg und Reparationen geschwächte deutsche Wirtschaft. So trifft es den Staat von Weimar besonders schwer, als im Oktober 1929 die New Yorker Börse einbricht. Zehntausende Betriebe müssen schließen, Millionen Menschen verlieren ihr Einkommen. Der Wirtschaftswissenschaftler Carl-Ludwig Holtfrerich über Bankenkrise, Massenarbeitslosigkeit und einen Reichskanzler, dessen Politik das Elend der Menschen sogar noch verstärkt

GEOEPOCHE: Herr Professor Holtfrerich, am 25. Oktober 1929 kommt es an der New Yorker Börse zu gewaltigen Kursverlusten. Der „Schwarze Freitag“ geht als jener Tag in die Geschichte ein, an dem die Weltwirtschaftskrise ihren Anfang genommen hat...

Carl-Ludwig Holtfrerich: ...es war der Tag zuvor, aber die Nachricht ist erst am Freitag in Deutschland eingegangen.

Was genau ist denn damals an der Wall Street passiert?

Eine Aktienblase platzte. Schon seit dem Sommer 1929 gab es Anzeichen, dass die seit 1922 andauernde Hochkonjunktur in den USA eine Delle bekommen würde. Doch die Spekulation an der Börse hatte den Herbst über angehalten, weil die Anleger glaubten, die Kurse würden wie all die Jahre zuvor dennoch weiter steigen. Von der vorherrschenden Euphorie hatten sich viele Menschen bis hin zur sprichwörtlichen Lieschen Müller hinreißen lassen, Aktien auf Kredit zu kaufen – im Glauben, mit den Kursgewinnen die Kredite leicht zurückzahlen zu können. Als der Aktienboom im September 1929 aber abbrach und die Kurse zu fallen begannen, und zwar drastisch an jenem 24. Oktober, funktionierte das nicht mehr. Die verschuldeten Anleger mussten ihre Aktien verkaufen. Angesichts der immer schneller fallenden Kurse warfen jetzt mehr und mehr Leute ihre Aktien auf den Markt. Damit brach das

ganze mit Krediten aufgebaute Kartenhaus in sich zusammen. An den Immobilienmärkten kam es übrigens zu ähnlichen Übertreibungen. Diese Blase platzte ungefähr zur gleichen Zeit.

Warum aber zog dieser amerikanische Crash gleich die gesamte Weltwirtschaft mit in den Abgrund?

Sie dürfen nicht vergessen, dass die USA in den 1920er Jahren in großem Umfang Kapital exportiert hatten, vor allem nach Europa. Nach dem Crash floss nun kein Kapital mehr. Im Gegenteil: Es wurde abgezogen, weil die Amerikaner es selber brauchten. Damit entwickelte sich die nationale Börsen- zu einer globalen Wirtschaftskrise. Und insbesondere das Deutsche Reich wurde davon schlimm getroffen.

Weshalb erwischte es ausgerechnet Deutschland so schwer?

Zum einen war das Deutsche Reich das größte Aufnahmeland für amerikanisches Kapital. Denn nach der Hyperinflation von 1923 hatte die Reichsbank als Anreiz für ausländische Anleger ein etwa doppelt so hohes Zinsniveau wie in den USA hergestellt. Zum anderen brauchte Deutschland ausländisches Kapital, um die jährlich 2,5 Milliarden Reichsmark an Reparationen zahlen zu können, die die Siegermächte des Ersten Weltkriegs Deutschland mit dem so genannten Dawes-Plan von 1924 auferlegt hatten. Und drittens war es eine hoch entwickelte Industrielandschaft – die zweitgrößte der Welt – und damit auf Kapitaleinsatz besonders angewiesen. Allerdings setzte in Deutschland bereits seit 1928 ein konjunktureller Abschwung ein.



Berliner Arbeitslose in ihrer Sperrmüll-Laube. 1932 sind sechs Millionen ohne Anstellung, ein Drittel aller erwerbsfähigen Deutschen

Wie äußerte sich der Zusammenbruch der Weltwirtschaft denn konkret in der Weimarer Republik? Welche Zweige waren besonders betroffen?

Als Erstes traf es das Exportgeschäft: Hochwertige, aber nicht lebensnotwendige Artikel wie Nürnberger Spielzeug oder Solinger Messer fanden auf dem globalen Markt keine Käufer mehr. Dann aber auch das beschäftigungsintensive Baugewerbe, weil nun private und auch staatliche Investitionen wegfielen, keine Straßen, Kranken- und Wohnhäuser mehr in Auftrag gegeben wurden. Die Zahl der beschäftigten Bauarbeiter sank von etwa zwei Millionen 1928 auf 775 000 im Jahr 1932.

Hatte zumindest die Landbevölkerung als Selbstversorger weniger Probleme?

Den reinen Selbstversorger gab es schon damals auf dem Lande kaum noch. Selbst die kleinsten Bauern produzierten vor allem für den Markt. Dort aber brachen die Preise für Agrarprodukte noch viel stärker ein als die für Industrieprodukte – mangels Nachfrage und weil die weltweite Überproduktion an landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf die Preise drückte; denn während des Ersten Weltkriegs waren Länder wie Australien oder Kanada groß in die Agrarproduktion eingestiegen. Viele Landwirte konnten ihre Hypothekenschulden oder die Raten für einen Traktor oder eine andere der neuen

Maschinen, die sie sich gekauft hatten, nicht mehr bezahlen, sodass es zu einer Welle von Zwangsversteigerungen kam. Mit wenigen Ausnahmen zog die Weltwirtschaftskrise alle Branchen in Mitleidenschaft. Erst im Frühjahr 1931 schien es, als würde sich die Wirtschaft allmählich erholen.

War die Talsohle da schon erreicht?

Nein, denn dann folgte die Bankenkrise. Nach dem Bankrott der österreichischen Creditanstalt im Mai 1931 kamen auch in Deutschland Gerüchte über die mangelnde Liquidität eines führenden Geldinstituts auf, der Darmstädter und Nationalbank. Sobald aber derartige Gerüchte im Umlauf sind, rennen die Sparer hin und wollen ihr Geld abziehen. Dadurch wird selbst die liquide Bank illiquide, weil sie ihre Einlagen ja nicht als Bargeld in der Kasse liegen, sondern gegen Zins verliehen hat. Auch die Danatbank konnte die Kundschaft nicht auszahlen und musste die Schalter schließen.

Nun gerieten auch andere Banken in Schwierigkeiten ...

... die zwar solvent, nur nicht mehr liquide waren, weil so viele Kunden ihr eingelegetes Geld zurückhaben wollten – eine Einlagensicherung wie heute gab es seinerzeit nicht. Die Reichsregierung sah sich daraufhin gezwungen, Bankfeiertage anzuordnen, damit kein Geld mehr abgehoben werden konnte, bis die Wogen sich glätteten. Sie beteiligte den Staat an der Dresdner Bank, damit diese die Danatbank übernehmen konnte; sie setzte einen Kommissar ein, um die Probleme zu lösen.

Trotzdem hat die Krise der Banken die Misere der Wirtschaft verschlimmert?

Ganz erheblich, sowohl verstärkt als auch verlängert – und nicht nur in Deutschland. Denn wenn Banken nicht mehr normal funktionieren, weil die Kunden das Vertrauen verloren haben, dann stockt der ganze ökonomische Mechanismus. Die Wirtschaft ist darauf angewiesen, dass Kredite verfügbar sind – ob das nun der kleine Einzelhändler ist, der seine Waren vorfinanzieren muss, oder ein großes Unternehmen, das Investitionen plant. Es dauert seine Zeit, bis das Vertrauen wiederhergestellt ist. Und das hatte zu Beginn der 1930er Jahre katastrophale Auswirkungen, die Arbeitslosenzahlen sprechen da ja für sich: Im Juni 1931 waren es 3,95 Millionen, im Februar 1932 dann 6,1. Dazwischen lag die Bankenkrise.

Hat die Regierung unter Reichskanzler Heinrich Brüning nichts gegen diese Missstände unternommen?

Brüning hat die Verschärfung der Krise bewusst in Kauf genommen. Und ich würde sogar so weit gehen zu sagen, er hat sie bewusst betrieben.

Inwiefern?

Am 30. März 1930 ist Brüning mit dem Regierungsprogramm angetreten, den stark defizitären Staatshaushalt auszugleichen. Da die Einnahmen aufgrund der Wirtschaftskrise zurückgingen, mussten die Ausgaben entsprechend gekürzt werden. Also stellte Brüning fast alle staatlichen Ausgaben für den Bausektor und die Subventionen für den Wohnungsbau ein. Und da der Bausektor sehr beschäftigungsintensiv war, nahm die Arbeitslosigkeit allein dadurch enorm zu. Brüning senkte zudem die Löhne und Gehälter und fuhr die Arbeitslosenunterstützung so stark zurück, dass sie nicht einmal mehr das Existenzminimum deckte. Er bediente das Bild vom guten Hausvater, der in schlechten Zeiten den Gürtel enger schnallt. Das war die vorherrschende Wirtschaftslehre der Zeit.

Brüning opferte Deutschland einer Wirtschaftstheorie?

Im Prinzip ja. Er wollte den Staatshaushalt sanieren. Das war seine Priorität. Dann kam aber noch etwas anderes hinzu: Nach den Reichstagswahlen vom September 1930 verfolgte Brüning auch das politische Ziel, den Rechten – vor allem den damals erfolgreichen Nationalsozialisten – den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem er das vollständige Ende der Reparationen anstrebte. Im Grunde wollte Brüning den Alliierten beweisen, dass Deutschland selbst mit der rigorosesten Haushaltspolitik nicht in der Lage sein würde, die Reparationen aufzubringen.

Wären die Reparationen tatsächlich so unerträglich?

Eigentlich nicht. Ohne die Weltwirtschaftskrise und bei normaler Konjunktur hätte Deutschland die Raten für die Reparationen durchaus aufbringen können. Es hat ja auch ernst zu nehmende Ökonomen wie Joseph A. Schumpeter gegeben, die gemeint haben, Deutschland solle sich über die Reparationen

nicht so aufregen: Die seien so etwas wie eine „Provision“, die Deutschland für die industrielle Eroberung der besseren Hälfte der Welt zu zahlen habe.

Weshalb hat Brüning dennoch alles daran gesetzt, die Reparationen streichen zu lassen?

Ich glaube, das ist nur aus dem allgemeinen politischen Klima nach dem Ersten Weltkrieg zu verstehen. Die Deutschen glaubten, dass ihnen mit dem Versailler Friedensvertrag Unrecht getan worden war. Was darin fixiert war – die ausschließliche deutsche Kriegsschuld, die Gebietsverluste und natürlich auch der Zwang, Reparationen zu leisten –, empfanden sie als ständigen Stachel.

Hatte Brüning mit der Abschaffung der Reparationen Erfolg?

Er hat sämtliche Vorarbeiten für die Konferenz von Lausanne geleistet, auf der die Alliierten schließlich am 9. Juli 1932 der Streichung gegen eine Abschlagszahlung von drei Milliarden Reichsmark zustimmten. Seit dem 30. Mai 1932 war er selbst allerdings nicht mehr im Amt.

Und die Weltwirtschaftskrise dauerte an. Noch heute heißt es, erst Adolf Hitler habe die Krise in Deutschland beendet.

Das stimmt ja auch weitgehend. Die Nationalsozialisten hatten völlig Recht, wenn sie die Sparpolitik Brünings kritisierten und sie eine „Konjunkturabkurbelungspolitik“ nannten, die immer tiefer in die Krise führe, und wenn sie behaupteten, dass Ausgabenkürzungen nicht zur Stabilisierung, sondern zur weiteren Destabilisierung, zur Abwärtsspirale der deutschen Wirtschaft beitrügen.

Und als sie dann an der Macht waren...

...haben sie sofort das getan, wozu Brüning nicht bereit gewesen war: Sie kurbelten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen



Arbeitslose protestieren mit Schildern gegen die unzureichenden Fürsorgezahlungen der Stadt Berlin. Reichskanzler Heinrich Brüning hat alle staatlichen Leistungen und Investitionen drastisch gekürzt oder sogar eingestellt. Er will den Staatshaushalt sanieren, trotz der Wirtschaftskrise. Doch sein Sparkurs ist Gift für die Binnenwirtschaft

an und liehen sich dafür große Summen letztendlich bei der Reichsbank. Das war allerdings seit 1924 nur noch in sehr geringem Umfang erlaubt.

Sie handelten also offen gegen geltendes Recht?

Nein. Hitler und Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht hatten sich auf einen Trick verständigt. Sie gründeten eine Scheinfirma, die Metallurgische Forschungsanstalt (Mefo). Diese diente keinerlei Forschungszwecken, sondern war ausschließlich dazu da, der Regierung Kredite bei der Reichsbank zu beschaffen.

Dieses Geld wurde dann in die Rüstung gesteckt ...

... zunächst nicht: Erst 1935 begann die Aufrüstung im großen Stil. Die schon in der zweiten Jahreshälfte 1932 einsetzende Konjunkturerholung legte bald nach der Machtübernahme im Frühjahr 1933 an Tempo kräftig zu. Die NS-Regierung pumpte das Geld unverzüglich in Bauten für die Infrastruktur, Straßen, Brücken, Schulen, öffentliche Einrichtungen und so weiter. Mehr als fünf Milliarden Reichsmark steckte sie binnen drei Jahren in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen – und erreichte damit die Vollbeschäftigung.

Wenn dies so einfach war, warum ist niemand vorher auf den Trick mit der Scheinfirma gekommen?

Brüning und auch die Mehrheit der Reichstagsabgeordneten waren eben nicht bereit, Haushaltsdefizite in diesem Umfang hinzunehmen – aus Furcht, dass der Staat sonst seine Kreditwürdigkeit verlöre. So wie es ihnen auch ständig vorgebetet wurde von den Reparationsgläubigern und von amerikanischen Kapitalanlegern.

Und den Nationalsozialisten war das gleichgültig? Brauchten sie kein ausländisches Kapital?

Für die war das ohnehin „jüdisches“ Kapital, das sie gar nicht haben wollten. Zudem strebten sie eine autarke Wirtschaft an. Ihnen war ziemlich egal, was auf dem Weltmarkt passierte. Und wo Brüning international zu kooperieren versuchte, weil er durch Verhandlungen mit den Gläubigerländern zu einem Ende der Reparationen kommen wollte, hielten die Nationalsozialisten nichts von Verhandlungen, sondern setzten auf den offenen Bruch des Versailler Vertrags.

Hätte Brüning anders handeln können?

Eine Politik, mit der in drei Jahren die Massenarbeitslosigkeit vollständig beseitigt worden wäre, hätte Brüning mit Sicherheit nicht betreiben können. Aber es gab einige Handlungsmöglichkeiten: So führte seine Regierung etwa im Anschluss an die Bankenkrise 1931 die Devisenbewirtschaftung ein, das heißt, Ausländer konnten seither nicht mehr unbegrenzt Kapital aus Deutschland abziehen. Die alte Drohung, Kredite zu kündigen, wenn Deutschland größere Defizite im Reichshaushalt hinnähme, griff damit nicht mehr. Meiner Ansicht nach hätte Brüning deshalb spätestens seit Sommer 1931 mit einer aktiven Beschäftigungspolitik beginnen können – hätte also Schulden aufnehmen müssen, um damit staatliche Investitionen zu finanzieren, etwa in den Straßen- und Wohnungsbau. Aber diese Chance hat er nicht genutzt.



Um 1930 durchsuchen Arbeitslose mit Frauen und Kindern die Abfälle vor einer Markthalle in Berlin nach Essbarem. Von der Regierung allein gelassen, verlieren die Menschen das Vertrauen in die Demokratie. Die Feinde der Republik haben immer leichteres Spiel

Hat denn niemand in Brünings Regierung die Gefahr dieses harten Sparkurses erkannt?

Einige gab es schon. Selbst Hans Schäffer, Staatssekretär im Finanzministerium und enger Vertrauter Brünings, hat Anfang September 1931 zur Diskussion gestellt, ob man nicht angesichts des Schrumpfungprozesses in der Industrie die Konjunktur mit staatlichen Mitteln ankurbeln müsse. Das hat Brüning aber abgelehnt: Deutschland könne gegenüber den alliierten Gläubigern nicht behaupten, für Reparationen sei kein Geld da – und zugleich teure Konjunkturprogramme auflagen.

Was wäre denn mit einer expansiven Beschäftigungspolitik erreicht worden?

Möglicherweise eine Linderung der Massenarbeitslosigkeit. Unter den beiden Nachfolgern Brünings im Amt des Reichskanzlers, also unter Franz von Papen und Kurt von Schleicher, hat es ja sofort Anstöße dazu gegeben: Steuergutscheine, damit die Unternehmen investieren, und auch einige kleinere Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen durch zusätzliche Ausgaben. Das alles hätte auch ein Jahr früher passieren können. Und wenn Brüning es ein Jahr früher so gemacht hätte – selbst wenn die Auswirkungen dieser Politik 1932 noch nicht so groß gewesen wären –, dann hätte er immerhin ein Zeichen der Hoffnung gesetzt. So aber sahen die Bürger ja nur die Abwärtsspirale. Wenn sie nur den Eindruck gehabt hätten, es geht wieder leicht bergauf, hätte das schon viel ausgemacht.

Meinen Sie, Brüning hätte die Republik retten können?

Lassen Sie es mich so sagen: Den Handlungsspielraum, der ihm blieb, hat er nicht genutzt. □

Dr. Carl-Ludwig Holtfrerich, Jg. 1942, ist Professor für Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftsgeschichte am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin und Spezialist für die Weimarer Republik. Das Interview führten Dr. Anja Herold und PD Dr. Frank Otto.

Parlament im Abseits

Nach dem Scheitern der Großen Koalition 1930 stellt Präsident Hindenburg den Konservativen Heinrich Brüning an die Spitze eines Kabinetts, das ohne Mehrheit im Reichstag regiert – allein mit Hilfe von Notverordnungen. Damit steht die parlamentarische Demokratie vor ihrem Ende

VON RALF BERHORST

Berlin, 27. März 1930, 19.00 Uhr. Kanzler Hermann Müller tritt vor seine Minister. Es ist schon die dritte Kabinettsitzung an diesem Tag. Und vielleicht die letzte Chance für den Sozialdemokraten, das Scheitern seiner Regierung abzuwenden.

Mehr als drei Millionen Deutsche sind ohne Anstellung. Der Arbeitslosenversicherung ist das Geld ausgegangen. Und seit Wochen streiten die fünf Parteien der Großen Koalition darüber, wie das Defizit auszugleichen sei.

Eigentlich hatte sich das Kabinett schon auf eine Lösung geeinigt: Die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung sollten ansteigen. Doch dann lehnte die wirtschaftsliberale Deutsche Volkspartei (DVP) den Kompromiss ab, weil der Beschluss auch die Unternehmer belastet hätte.

Müllers Kabinett ist am Ende. Kurz nach 19 Uhr reicht der Reichskanzler den Rücktritt seiner Regierung ein.

An diesem Abend scheitert in der Hauptstadt jedoch mehr als nur die 15. Regierung der Weimarer Republik: Es scheitert die parlamentarische Demokratie in Deutschland.

Seit dem Frühjahr 1929 hat der einflussreiche Beraterkreis um Reichspräsident Paul von Hindenburg auf ein „antiparlamentarisches“ und „antimarxistisches“ Kabinett gedrängt. Ein Kabinett, das nach dem Ausnahmerecht herrscht – unabhängig von Parteien, Fraktionen und Mehrheitsverhältnissen im Reichstag.

Kanzler Müller soll deshalb nach dem Willen Hindenburgs und seiner Berater gestürzt werden, sein Nachfolger die Republik nach rechts steuern.

Müllers 1928 gebildete Regierung wankt ohnehin – es kommt vor, dass Minister im Reichstag gegen die eigenen Kabinettsbeschlüsse stimmen.

Längst haben Hindenburgs Männer daher Kontakt zu Heinrich Brüning aufgenommen, dem Fraktionsvorsitzenden der konservativ-katholischen Zentrumspartei. Der 44-jährige promovierte Nationalökonom erscheint ihnen als geeigneter Regierungschef.

Brüning ist patriotisch und national gesinnt, zugleich in der christlichen Gewerkschaftsbewegung verwurzelt. Er steht für einen strikten Sparkurs, tritt fachmännisch auf, sachlich, pragmatisch. Wenngleich kein großer Redner, besitzt er taktisches

Geschick und versteht es, Kompromisse auszuhandeln.

Drei Tage nach Müllers Scheitern beruft Hindenburg ihn an die Spitze eines „Präsidialkabinetts“. Es ist eine Regierung neuen Typs: ohne Mehrheit im Reichstag, getragen nur von der Macht des Staatsoberhauptes, laut Verfassung Gesetzkraft zu erlassen – sofern „die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet wird“. (Das Parlament kann sie allerdings mit einfacher Mehrheit wieder aufheben.)

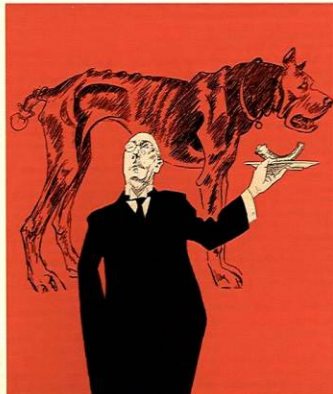
Schon am 16. Juli ergeben die ersten beiden Notverordnungen, um den Haushalt zu sanieren. Noch aber zeigt sich das Parlament nicht völlig

gelähmt: Kurz darauf hebt der Reichstag sie wieder auf.

Nun aber setzt Hindenburg den entscheidenden zweiten Machthebel an: Gemäß Artikel 25 der Verfassung löst er das Parlament auf, ordnet für den Herbst Neuwahlen an – und setzt nur acht Tage später die vom Reichstag aufgehobenen Bestimmungen, leicht verändert, wieder in Kraft.

Hindenburg und Brüning haben obsiegt. Denn nun existiert kein Parlament mehr, das gegen den Kanzler stimmen könnte.

Die Weimarer Demokratie ist damit zur Farce geworden. Und keine Partei profitiert davon so wie die NSDAP.



Kanzler Brüning schneidet dem »Reichshund« den Schwanz ab und gibt ihn dem abgemagerten Tier zu fressen. So karikiert der »Simplicissimus« 1931 den äußerst rigiden Sparkurs des Regierungschefs

Erfolgreich können die Nationalsozialisten gegen die Parteienherrschaft agitieren und erreichen viele frühere Nichtwähler. Beim Urnengang vom 14. September 1930 verbessert sich die NSDAP von zwölf auf 107 Mandate und stellt nach der geschwächten SPD die zweitstärkste Fraktion.

Heinrich Brüning bleibt dennoch im Amt. Denn nunmehr ist die SPD bereit, seine Politik zu tolerieren und nicht mehr gegen Notverordnungen zu stimmen – vor allem, weil sie hofft, damit Adolf Hitler von der Macht fernzuhalten.

Doch selbst als die Arbeitslosenzahl Mitte Januar 1931 auf über 4,7 Millionen steigt, weicht Brüning nicht von seiner konjunkturfürchtlichen Sparpolitik ab: vergibt fast keine öffentlichen Bauaufträge mehr; reduziert die Gehälter der Beamten und staatlichen Angestellten um bis zu acht Prozent; erhöht die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung und senkt zugleich deren Leistungen; kürzt die Renten von Invaliden und Kriegsverwehrten.

Doch damit verschärft er die Wirtschaftskrise nur. Denn nun müssen die Bürger so radikal sparen, dass die Binnenfrage weiter sinkt: Die Umsätze der Lebensmittelhändler etwa gehen zwischen 1929 und 1932 um 34 Prozent zurück, die Industrieproduktion bricht um 40 Prozent ein, und die Handwerker verlieren in diesem Zeitraum zwei Drittel ihrer Kunden. Fast 30000 Unternehmen gehen allein 1932 in Konkurs. Und die Zahl der Erwerbslosen nimmt unaufhörlich zu.

Brüning glaubt, dass die Krise „reparationspolitisch



Bei einer Rede am 1. April 1930 erklärt Reichskanzler Brüning (am Pult), sein Minderheitskabinett sei »an keine Koalition gebunden«. Er regiert das Land durch präsidiale Dekrete, die nicht vom Parlament gebilligt werden müssen – toleriert von der SPD, die hofft, so die NSDAP von der Macht fernzuhalten

auch ihr Gutes“ habe. Denn wenn Deutschland den Siegermächten demonstrierte, dass es trotz schärfster Sparmaßnahmen in der verheerenden wirtschaftlichen Situation nicht in der Lage sei, die jährlichen Reparationen in Milliardenhöhe zu zahlen, würden diese Summen, so hofft der Kanzler, ganz gestrichen.

Tatsächlich scheint Brünnings Kalkulation aufzugehen: Die Alliierten gewähren einen einjährigen Aufschub. Der Kanzler fühlt sich bestätigt. Die soziale Not lässt sich offenbar politisch nutzen. Im Dezember 1931 senkt die Regierung durch eine weitere Notverordnung Löhne und Gehälter aller Arbeitnehmer um bis zu 15 Prozent – aber auch Mieten, Zinsen und die Preise für Markenwaren. Sol-

che Eingriffe in das von der Verfassung geschützte Eigentumsrecht gestattet Artikel 48.

Innenpolitisch hat dieser Deflationskurs katastrophale Folgen. Millionen Menschen verarmen – und suchen ihr Heil in einer neuen, radikalen Politik: Zwar siegt in der Reichspräsidentenwahl 1932 noch einmal der 84-jährige Hindenburg, doch sein Gegenkandidat Adolf Hitler kommt bereits auf 13,4 Millionen Stimmen (36,8 Prozent). Zwei Wochen später sind Landtagswahlen in Preußen, die NSDAP schnellt von 2,9 auf 36,3 Prozent empor.

Daraufhin bestellt der Reichspräsident seinen Kanzler für den 29. Mai 1932 zum Gespräch. In „barschem, grobem Ton“, so Brüning, verliert Hindenburg eine handschriftliche Notiz: Die Regierung erhalte, „weil sie zu unpopulär ist“, von ihm nicht mehr die

Erlaubnis, neue Notverordnungen zu erlassen.

Tags darauf muss Heinrich Brüning zurücktreten. Dabei hat er sich noch vor wenigen Monaten „auf den letzten hundert Metern vor dem Ziel“ gesehen: kurz vor einer Streichung der Reparationen. Dieses Ziel ist ihm stets wichtiger gewesen, als die Folgen der Depression zu lindern.

Mit Brünnings Rücktritt – sein Nachfolger wird der Aristokrat Franz von Papen, ein Vertrauter Hindenburgs – endet die gemäßigtere Phase des Präsidialregimes. Ausgehöhlt ist der Weimarer Parlamentarismus da aber bereits seit mehr als zwei Jahren:

Seit jenem 27. März 1930, an dem die letzte demokratische Mehrheitsregierung der Weimarer Republik in Berlin aufgeben musste. □

DIE LETZTEN TAGE DER REPUBLIK, 1933

Adolf Hitler verneigt sich am 21. März 1933 vor Paul von Hindenburg. Der »Tag von Potsdam« soll die Verbundenheit des kaiserlichen mit dem nationalsozialistischen Deutschland demonstrieren

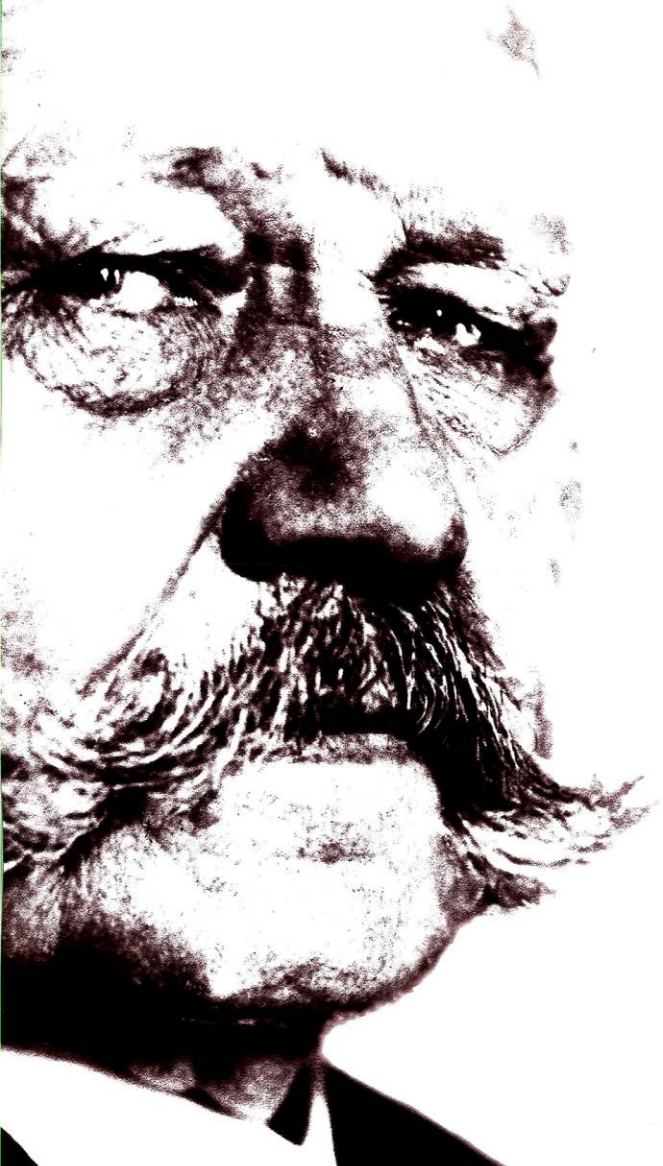


Endspiel um



Januar 1933, die Republik liegt am Boden: Eine schwere Depression lähmt die Wirtschaft, mehr als sechs Millionen Menschen sind ohne Arbeit, extreme Parteien blockieren den Reichstag. In dieser Notlage verbünden sich Angehörige der alten Eliten aus Adel und Militär mit dem Emporkömmling Adolf Hitler. Die Verschwörer misstrauen sich gegenseitig. Doch in ihrem Ziel sind sie sich einig – die erste deutsche Demokratie zu beseitigen

die Macht



Im Januar 1933 ist die Weimarer Republik eine Demokratie nur noch dem Namen nach. Ein Jahrzehnt lang haben ihre Feinde sie nach ihrer Gründung 1919 zu zerstören versucht. Haben ihre Repräsentanten „Novemberverschörer“ geschmäht, Attentate angestiftet, Putsche verübt. Ohne Erfolg.

Doch dann ist 1929 die Weltwirtschaftskrise über Deutschland hereingebrochen, und die Fundamente der Republik sind zerfallen. Der Sozialstaat hilft kaum noch jemandem. Der Reichstag, in dem rechte und linke Extremisten die Mehrheit haben, ist handlungsunfähig. Und das parlamentarische Regierungssystem weicht einer Diktatur des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg – eines altersschwachen Mannes, der von der Rückkehr zur Monarchie träumt, nach dem Notstandsrecht herrscht und wie einst der Kaiser Kanzler beruft oder entlässt. Gelenkt von einer durch nichts legitimierten Clique von Beratern.

Vier Männer wetteifern im Januar 1933 um die Gunst des Staatsoberhauptes und seiner Kamarilla: Reichskanzler General Kurt von Schleicher; der von ihm gestürzte Vorgänger Franz von Papen; Alfred Hugenberg, ein Medientycoon und rechtsradikaler Politiker. Und der Vorsitzende der stärksten deutschen Partei – ein ehemaliger Putschist und verurteilter Hochverräter: Adolf Hitler.

Dies ist die Geschichte ihres geheimen Kampfes um die Macht. Die Chronik der letzten Tage der Weimarer Republik.

SONNTAG, 22. JANUAR 1933. In der Staatsoper Unter den Linden dirigiert Erich Kleiber „Das Liebesverbot“, Richard Wagners Oper in zwei Aufzügen. In einer Loge sitzt Oberst Oskar von Hindenburg, 50, der Sohn des Reichspräsidenten, groß, grobknochig, Dogengesicht. Neben ihm Staatssekretär Otto Meißner, 52, Nickelbrille, Schmiss. Ihre Frauen sind mitgekommen.

Während der Pause nach dem ersten Akt plaudern die Ehepaare im Foyer mit Bekannten. Die Männer wollen unbe-

Reichspräsident Paul von Hindenburg regiert Deutschland seit 1930 nach dem Notstandsrecht. Berater drängen den über 80-jährigen Feldmarschall, die Krise zu nutzen und die parlamentarische Demokratie in eine Diktatur zu verwandeln. Hindenburg billigt den schleichenden Staatsstreich, denn obwohl er der oberste Repräsentant der Republik ist, lehnt er sie ab

dingt gesehen werden; der Opernbesuch ist ein Alibi. Denn tatsächlich wollen sie an diesem Abend zwei Politiker der extremen Rechten treffen, die den Sturz des Reichskanzlers Kurt von Schleicher planen: Franz von Papen und Adolf Hitler.

Der ehemalige Kanzler Papen (von Juni bis November 1932) will Schleicher kippen, um selbst wieder eine Regierung zu bilden. Dafür braucht er einen Verbündeten, der viele Wähler hinter sich vereint. Papen gehört seit seinem Austritt aus dem Zentrum im Mai 1932 keiner Partei mehr an und verfügt über keine nennenswerte parlamentarische Basis.

Adolf Hitler kann genau das bieten; die NSDAP stellt die stärkste Reichstagsfraktion. Doch Hindenburg weigert sich, den von ihm verachteten „böhmischen Gefreiten“ zum Reichskanzler zu ernennen.

Schon 1932 steht die Republik unmittelbar vor dem Zusammenbruch

Papen indes ist ein enger Freund Hindenburgs – und bereit, auch nur als Vizekanzler in ein Kabinett Hitler einzutreten. Hauptsache: Schleicher fällt.

Doch Papens Einfluss reicht nicht aus, um Hindenburgs Ressentiments gegen Hitler auszuräumen. Deshalb versucht er, dessen Sohn in die Verschwörung einzubeziehen. Zwar verachtet auch Oskar den NSDAP-Vorsitzenden. Doch noch mehr hasst er Kurt von Schleicher.

Die Klingel in der Lindenoper ruft zum zweiten Akt. Hindenburg und Meißner nehmen wieder ihre Plätze ein. Doch kaum ist das Licht verloschen, stehen sie auf, verlassen den Saal und holen sich ihre Mäntel und Hüte.

Es ist klirrend kalt und es beginnt zu schneien. Über einen Hinterausgang gelangen die beiden Männer auf den Opernplatz, steigen dort in ein Taxi. Mehrmals schauen sie sich nach möglichen Verfolgern um. Erst als niemand auszumachen ist, nennen sie dem Chauffeur

feur ihr Ziel, die Podbielskiallee, ohne aber die Hausnummer anzugeben. Sie lassen sich an einer Straßenecke absetzen und legen den Rest des Weges zu Fuß zurück. Die Nummer 28 ist nicht zu verfehlen: Hier liegt die Villa des reichen Sekthändlers und NSDAP-Mitglieds Joachim von Ribbentrop.

Gegen 22.00 Uhr erreichen Oskar von Hindenburg und Meißner das Haus.

Papen und Hitler warten bereits.

SCHON MEHRFACH hat es im eben abgelaufenen Jahr nach dem Zusammenbruch der Republik ausgesehen. Die Weltwirtschaftskrise erreichte ihren Tiefpunkt: Sechs Millionen Menschen waren arbeitslos gemeldet; die tatsächliche Zahl lag um mindestens eine Million höher. Und nur jeder zehnte Erwerbslose erhielt Leistungen aus der Arbeitslosenversi-

dergewählt worden. Die Hoffnung auf eine Restauration der Hohenzollernmonarchie aber gibt der oberste Repräsentant der Republik nie auf.

Die Schöpfer der Weimarer Verfassung haben dem Reichspräsidenten weitreichende Befugnisse verliehen: Er beruft und entlässt den Reichskanzler, kann den Reichstag auflösen, ist zudem Oberbefehlshaber der Armee. Vor allem aber kann er nach Artikel 48 den Staatsnotstand erklären, wesentliche Grundrechte außer Kraft setzen sowie Notverordnungen mit Gesetzeskraft erlassen.

Die damit verbundenen Gefahren haben die Verfassungsväter übersehen. Sie glaubten, ausreichende Sicherungen gegen einen Machtmissbrauch geschaffen zu haben: So hat der Reichstag das Recht, die Notverordnungen wieder aufzuheben und den Kanzler per Misstrauensvotum zum Rücktritt zu zwingen. Vorausgesetzt, es findet sich eine entsprechende Mehrheit.

Um Paul von Hindenburg scharf sich eine Beraterclique, die ihn ab Frühjahr 1929 dazu drängt, seine Notstandsvollmachten zu nutzen, um ein autoritäres Regime zu errichten. Zu dieser Kamilla gehören sein Sohn Oskar, Staatssekretär Otto Meißner sowie befreundete Großgrundbesitzer und Offiziere. Der gerissenste dieser Berater ist Kurt von Schleicher: ein General mit Glatze und Bauchansatz, ein schlagfertiger Unterhalter – und Meisterintrigant.

Im Frühjahr 1932 hatte Schleicher maßgeblichen Anteil daran, Franz von Papen zum Kanzler zu erheben, einen Hinterbänkler im preußischen Landtag vom extrem rechten Flügel der Zentrumspartei. Zwar verfügte Papen, ein eleganter Schlossherr mit angeheiratetem Vermögen, kaum über politische Erfahrung. Aber Schleicher sah in „Fränzchen“, wie er seinen Freund aus gemeinsamen Unteroffizierstagen vertraulich-abschätzig nannte, einen fügamen Geist ohne größere eigene Ambitionen, den er aus dem Hintergrund lenken wollte.

cherung – für maximal sechs Wochen.

Die anderen waren auf die Wohlfahrtsunterstützung angewiesen. Mehr als eine Million Arbeitslose bekamen überhaupt keine Zuwendungen mehr.

Viele Menschen hungerten; die Selbstmordquote lag in Deutschland so hoch wie nirgendwo sonst auf der Welt: Von der wirtschaftlichen Not zermürbt, nahmen sich 1932 fast 17 000 Menschen das Leben.

Nutzenlieber der Krise waren die alten Eliten, denen die Weimarer Republik ohnehin als ein Irrweg der Geschichte erschien. An ihrer Spitze Reichspräsident Paul von Beneckendorff und Hindenburg: Ostpreuße, Rittergutsbesitzer, Teilnehmer an den Bismarckschen Einigungsfeldzügen, Generalfeldmarschall und faktischer Militärdiktator Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Und seit 1925 oberster Repräsentant des Reichs.

Im April 1932 ist der wuchtige 84-Jährige für eine weitere Amtszeit wie-

Papen sollte nach Schleichers Willen ein Kabinett bilden, das sich auf die Reichswehr stützte und nur noch per präsidiale Notverordnung regierte.

Hindenburg war mit diesem Plan einverstanden: Er wollte „endlich einmal“ von den Parteien unabhängige Männer um sich sehen, sagte er zu Papen. Und dieser präsentierte am 1. Juni 1932 seine von Schleicher ausgewählte Regierung. Ein „Kabinett der Barone“, wie es die Kommentatoren nannten: Sieben der zehn Minister waren Adelige.

Um Misstrauensvoten und die Ablehnung von Notverordnungen durch den Reichstag zu vermeiden, sollte Papen sich die Duldung der NSDAP erkaufen, der stärksten Rechtspartei.

Deren Preis: die schnelle Auflösung des Reichstags und Neuwahlen, von denen sie sich erhebliche Zugewinne erhoffte. Sowie die Legalisierung der SA, der im April 1932 verbotenen Parteiarmee. Papen seinerseits rechnete fest damit, dass die NSDAP sein Kabinett auch nach der Wahl tolerieren würde.

Am 16. Juni annullierte er das Verbot der SA. Sofort marschierten 400.000 Braunhemden der Sturmabteilung zum Kampf gegen den paramilitärischen „Ro-

aber behauptete, die preußische Regierung könne Sicherheit und Ordnung nicht gewährleisten. Hindenburg teilte diese Ansicht und stellte ihm eine Notverordnung aus, mit der der Kanzler die Regierung am 20. Juli absetzte und als Reichskommissar selbst die Macht in Preußen übernahm. Der Republik verpflichtete Beamte in Polizei und Verwaltung wurden aus ihren Ämtern entfernt.

Elf Tage nach dem „Preußenschlag“ wählten die Deutschen einen neuen Reichstag. Und tatsächlich triumphierte, wie von Adolf Hitler erhofft, die NSDAP: Sie gewann rund 37 Prozent der Stimmen, die Zahl ihrer Mandate erhöhte sich von 107 auf 230. Auch die KPD verstärkte sich: sie stellte 89 statt 77 Abgeordnete. Damit geboten die Feinde der Republik über die absolute Mehrheit in der Volksvertretung. Das Parlament war endgültig handlungsunfähig.

Hitler forderte nun – anders als von Papen erhofft – den Kanzlerposten für sich. Doch Hindenburg lehnte ab: „Diesen Herrn Hitler würde ich nicht einmal zum Postminister machen“, sagte er.

Daraufhin kündigten die Nationalsozialisten die totale Opposition an. Schon am 12. September unterstützten sie einen

Knapp zwei Wochen nach der Wahl vom 6. November sandten Industrielle, Kaufleute und Bankiers eine Petition an Hindenburg. Sie ersuchten den Reichspräsidenten, Adolf Hitler zum Kanzler zu berufen – aus Angst vor der KPD, die fast sechs Millionen Stimmen auf sich vereint hatte, mehr als je zuvor.

Die Manager forderten einen starken Führer an der Spitze des Staates, der die Wirtschaft vor der kommunistischen Gefahr bewahren würde. Der Schluss machte mit dem „Parteiregime“ und dauernden Neuwahlen. Papens antirepublikanische Politik sei zwar richtig, doch sein Kabinett habe keinen Rückhalt in der Bevölkerung.

Hindenburg hielt zunächst an Papen fest. Doch Schleicher, der sich seines früheren Günstlings nun unbedingt entledigen wollte, behauptete, ein Aufstand stehe unmittelbar bevor – so heftig sei der Unmut der Radikalen links wie rechts gegen die Regierung. Diesem Argument konnten sich Papens Minister nicht verschließen. Sie forderten den Kabinettschef auf, um seine Demission zu bitten.

Unter Tränen entließ Hindenburg am 2. Dezember den Kanzler: „Sie werden mich, lieber Papen, für einen Schuft halten, wenn ich jetzt meine Meinung ändere. Aber ich bin zu alt geworden, um am Ende meines Lebens noch die Verantwortung für einen Bürgerkrieg zu übernehmen.“ Tags darauf ernannte er Schleicher zum neuen Regierungschef.

Papen sann auf Rache an seinem früheren Freund und Förderer Schleicher. Sofort nach seiner Demission suchte er den Kontakt zu Hitler, der in seinem unbedingten Drang zur Macht zwar geholfen hatte, ihn zu stürzen, den Papen aber jetzt als Verbündeten brauchte. Ein Kölner Bankier vermittelte Anfang Januar 1933 den Kontakt.

Nach zweistündiger Verhandlung siegelten sie eine Verschwörung: Die NSDAP und Papen sollten mit anderen rechtskonservativen Kräften versuchen, Schleicher zu stürzen und eine neue Regierung zu bilden.

Die NSDAP wird stärkste Partei – und Hitler fordert für sich die Kanzlerschaft

ten Frontkämpferbund“ der KPD und die sozialdemokratische „Eiserne Front“. In Berlin und anderen Städten kam es in den Wochen darauf zu Straßenkämpfen mit etwa 300 Toten und 1100 Verletzten.

Durch die Legalisierung der SA hatte Papen die Krawalle selbst provoziert. Und nahm sie nun zum Anlass, die letzte bedeutende Bastion der Demokratie in Deutschland zu zerstören: Preußen.

Denn dort führte die SPD eine Koalitionsregierung. Und anders als in der Reichswehr waren die höheren Ränge der preußischen Polizei mit republikanisch gesinnten Männern besetzt. Papen

Antrag der KPD und sprachen dem Kanzler das Misstrauen aus. Bei einer Neuwahl Anfang November erreichten die Papen unterstützenden Parteien nur rund zehn Prozent der Stimmen.

Schleicher war alarmiert. Mit einer derart schmalen Basis ließ sich nicht regieren; jederzeit war mit einem Misstrauensvotum zu rechnen. „Auf einem Rasiermesser kann man nicht reiten“, sagte er zu einem Vertrauten.

Hindenburg jedoch ließ nicht von seinem Kanzler ab. Offenbar hatte er Gefallen gefunden am Witz und den tadellosen Umgangsformen des Aristokraten.

Schleicher nahm die Konspiration nicht ernst. Journalisten erklärte er, die Nationalsozialisten würden ihm schon bald „aus der Hand fressen“. Dennoch bat er Hindenburg, alle Kontakte zu seinem Vorgänger abubrechen. Doch das kümmerte den Präsidenten nicht. „Es ist doch selbstverständlich“, versicherte er Papen wenig später, „dass diese Angelegenheit unser Verhältnis zueinander nicht im mindesten ändert.“

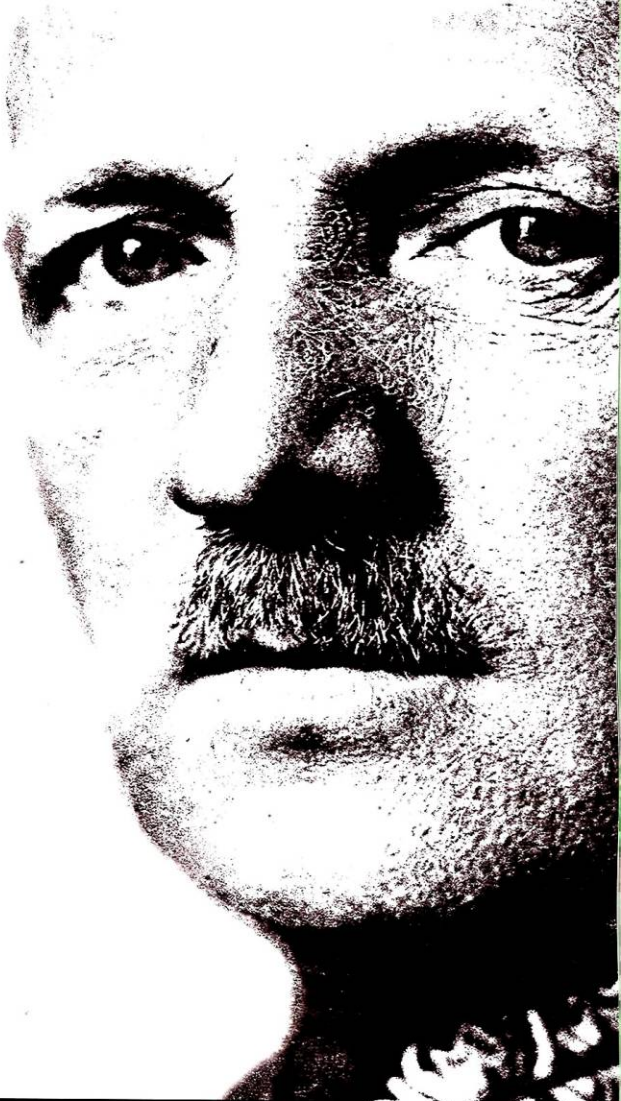
Das Verhältnis Schleichers zu Hindenburg verschlechterte sich nun rapide. Denn auch der neue Kanzler konnte keine parlamentarische Basis für sein Kabinett aushandeln. Sobald der Reichstag wieder zusammentrat, musste Schleicher mit einem ähnlich verheerenden Misstrauensvotum rechnen wie zuvor Papen.

Vor allem aber betrieben die Standesgenossen des Gutsbesitzers Hindenburg den Sturz Schleichers. In düstersten Farben schilderten Vertreter der Großagrarier am 11. Januar die „Verelendung der deutschen Landwirtschaft“. In manchen Landesteilen stehe eine Hungersnot bevor; man habe der kommunistischen Hetze nichts entgegenzusetzen. Schuld sei die Untätigkeit der Regierung.

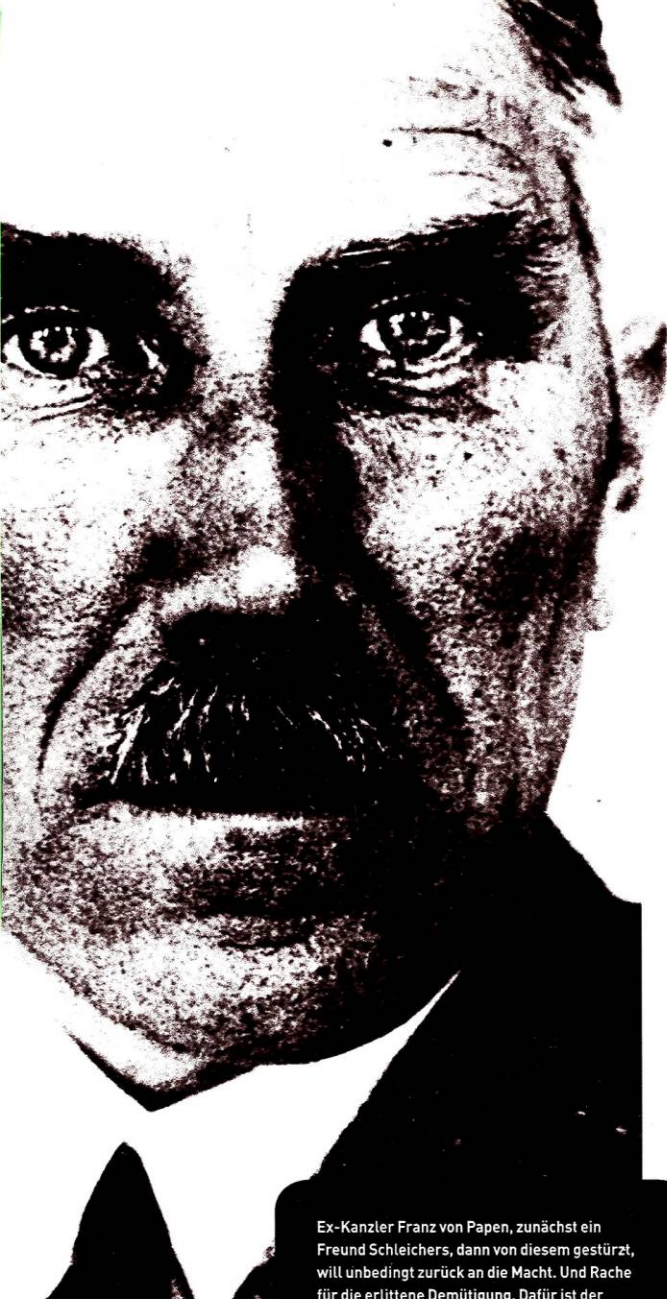
Als Schleicher keine Zusagen zur Abhilfe machte, schlug Hindenburg bei einem Treffen mit der Faust auf den Tisch: „Ich ersuche Sie, und als alter Soldat wissen Sie ja, dass Ersuchen nur die höfliche Form eines Befehls ist, dass noch heute Nacht das Kabinett zusammentritt, Gesetze in dem dargelegten Sinne beschließt und mir morgen Vormittag zur Unterschrift vorlegt.“ Doch Schleicher verweigerte sich.

Danach war Hindenburg entschlossen, Schleicher fallen zu lassen. Es begannen die letzten Tage der Republik.

22. JANUAR 1933, Berlin, Podbielskiallee 28, 22.00 Uhr. Nachdem die schneenassen Besucher Oskar von Hindenburg und Otto Meißner ihre Wintergarderobe abgelegt haben, serviert Joachim von Ribbentrop Champagner. Zunächst macht man belanglose Konversation.



General Kurt von Schleicher ist Hindenburgs einflussreichster Berater. Im Jahr 1932 stürzt er zwei Kanzler, ehe er schließlich selbst das Amt übernimmt. Schon seit 1929 fordert Schleicher einen autoritären, nichtparlamentarischen Staat, gestützt auf Reichswehr und die Notstandsvollmachten des Präsidenten. Den Fanatiker Adolf Hitler aber will er um jeden Preis verhindern



Ex-Kanzler Franz von Papen, zunächst ein Freund Schleichers, dann von diesem gestürzt, will unbedingt zurück an die Macht. Und Rache für die erlittene Demütigung. Dafür ist der adelige Schlossbesitzer sogar bereit, mit dem ihm verhassten Hitler gemeinsame Sache zu machen. Papen glaubt, die Nationalsozialisten kontrollieren zu können – eine Illusion

Franz von Papen, schlank, elegant, im eng geschnittenen Maßanzug, ist ein charmanter Plauderer. Adolf Hitler hingegen, unersetzlich, Abstinenzler, kein Meister des Small Talks, hält sich in solchen Runden gewöhnlich zurück.

Dann jedoch bittet er den Präsidentensohn zu einem Gespräch unter vier Augen in ein Nebenzimmer. Der NS-Führer setzt, so wird Hindenburg junior später berichten, zu einem Monolog an über seinen politischen Kampf, das dahinsiechende Vaterland und seine Pläne: Nur er sei in der Lage, Deutschland vor dem Kommunismus zu retten.

Rund eine Stunde redet Hitler auf Oskar von Hindenburg ein (den er später als ein „Abbild von Doofheit“ bezeichnen wird). Schließlich kommt der NS-Führer zum Punkt: Keine Regierung könne ohne seine Unterstützung an der Macht bleiben. Und er werde jedes Kabinett bekämpfen, das er nicht als Kanzler führe.

Dann kehren beide in den Salon zurück, wo der Hausherr ein Nachtmahl auftragen lässt. In der größeren Runde gibt Hitler sich konziliant, akzeptiert eine deutliche Mehrheit bürgerlicher Minister. Lediglich den Kanzlerposten, das Innen- und ein unbestimmtes weiteres Ministerium fordert er für die NSDAP. Auch Papen hält das für angemessen.

Auf dem Heimweg sagt Oskar von Hindenburg zu Meißner: „Ich fürchte, um diesen Hitler werden wir nicht mehr herumkommen.“

Freitag, 27. Januar, Berlin, „Hotel Kaiserhof“. Hitler bedrängt Alfred Hugenberg, den Vorsitzenden der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), sich dem Pakt anzuschließen. Dieser Plan geht auf Papen zurück: Der meint, Hindenburgs Widerstand gegen eine NS-geführte Regierung aufweichen zu können, wenn er Hitler als Kanzler eines Kabinetts der nationalen Rechten präsentiert, einrahmt von konservativen Ministern.

Hugenberg, 66, Zigarrenraucher, korpulenter Kopf auf korpulentem Leib, mit seinem Medienkonzern mächtiger

Manipulator der öffentlichen Meinung, ist einer der „bösen Geister Deutschlands“, wie der französische Botschafter schreibt. Er besitzt Europas größte Filmgesellschaft Ufa sowie Zeitungen und Illustrierte; zudem steuert er mit einer Nachrichtenagentur die Meldungen in Hunderten von Blättern.

Zu politischer Macht hat es der Medienar indessen nicht gebracht. Seine Partei steht ideologisch zwar der NSDAP nahe. Doch Hugenberg ist ein Relikt der unbeliebten Obrigkeit aus der Kaiserzeit, lässt sich mit „Herr Geheimrat“ anreden, will die Rückkehr zur Monarchie – während die Nationalsozialisten Wahlen gewinnen, weil sie auf ihre Wähler moderner wirken, weil ihr Chef mit dem Flugzeug fliegt, weil ihre Anführer Aufsteiger sind aus kleinsten Verhältnissen. Und weil Adolf Hitler ein Verführer der Massen ist, während dem unbegabten Redner Hugenberg jedes Charisma fehlt.

Hugenberg misstraut den Nationalsozialisten, die auch auf Kosten der Deutschnationalen zur größten Partei aufgestiegen sind. Doch ihn lockt die Aussicht auf einen Anteil an der Macht.

Bei dem Treffen im „Hotel Kaiserhof“ verlangt Hitler aber nun auch das preußische Innenministerium; damit will er den großen preußischen Polizeiapparat unter seine Kontrolle bringen (seit Papens Staatsstreich gegen Preußen bestimmt die Reichsregierung auch über die Besetzung der dortigen Ressorts).

Hugenberg aber vermutet, dass die NSDAP mit diesem Machtinstrument die Deutschnationalen bald von ihren Machtpositionen vertreiben würde. Er lehnt ab; die Polizei solle der Reichswehr unterstellt werden.

Hitler bricht daraufhin das Gespräch wütend ab und droht, nach München abzureisen. Nur mit Mühe kann ihn seine Entourage dazu überreden, in Berlin zu bleiben. Später am Abend erfährt Papen von Hitlers Reaktion auf Hugenberg.

Um sein Komplott zu retten, macht Papen nun ein wesentliches Zugeständ-

nis: Er werde die Forderung Hitlers nach dem preußischen Innenministerium unterstützen; Hugenbergs Wünsche seien von untergeordneter Bedeutung.

SAMSTAG, 28. JANUAR. Um 12.15 Uhr spricht Schleicher bei Hindenburg vor. Er verlangt die Auflösung des Reichstags, bevor dieser die Chance habe, ihm das Misstrauen auszusprechen. Der Druck ist groß: Der Ältestenrat des Reichstags hat dessen Zusammentritt auf den 31. Januar festgelegt. Schleicher würde ein Votum sicher verlieren.

Konservative und rechtsradikale Politiker schließen einen Pakt gegen die Republik

Doch Hindenburg lehnt es ab, das Parlament aufzulösen. Daraufhin erklärt Schleicher seine sofortige Demission.

Den formelhaften Dank Hindenburgs für treue Dienste kontert er scharf: „Ich gestehe Ihnen, Herr Reichspräsident, das Recht zu, mit meiner Amtsführung unzufrieden zu sein. Ich gestehe Ihnen auch das Recht zu, mich abzusetzen. Aber das Recht, hinter dem Rücken des von Ihnen berufenen Kanzlers mit einem anderen zu paktieren, gestehe ich Ihnen nicht zu. Das ist Treubruch.“

Hindenburg entgegnet, er stehe ohnehin mit einem Fuß im Grabe und wisse nicht recht, ob er seine Entscheidung dereinst im Himmel bereuen werde.

Daraufhin Schleicher: „Nach diesem Vertrauensbruch, Exzellenz, bin ich nicht sicher, ob Sie in den Himmel kommen werden.“

Am späten Abend erzählt Papen Hindenburg von Hitlers scheinbar maßvollen Ansprüchen: Dieser verlange nur eine kleine Zahl von Posten für seine Partei. Zudem seien einige Minister des gerade zurückgetretenen Kabinetts bereit, unter Hitler weiterzudienen.

Daraufhin deutet Hindenburg zum ersten Mal an, er könne sich mit dem nationalsozialistischen Kanzler abfinden.

Am nächsten Vormittag trifft Hitler in Papens Wohnung ein. Die Posten in der zu bildenden Regierung werden verteilt. Reichskanzler: Adolf Hitler. Vizekanzler und Reichskommissar für Preußen: Franz von Papen. Die NSDAP erhält ein Ministerium ohne Geschäftsbereich sowie die Innenressorts im Reich und in Preußen. Alle anderen Positionen sollen mit Konservativen besetzt werden.

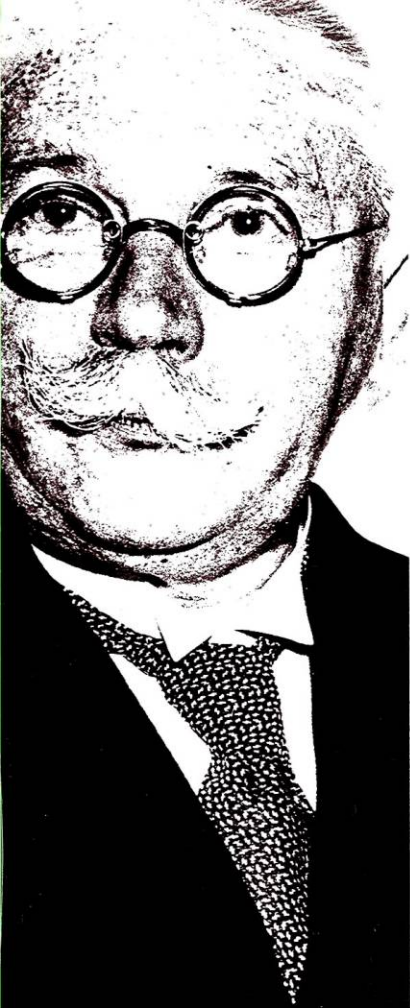
Dann kommt Hitler mit einer neuen Forderung: Sein Kabinett müsse durch sofortige Neuwahlen bestätigt werden. Mit den Machtmitteln des Staates im

Rücken hofft er, eine eigene Mehrheit im Reichstag erreichen zu können. Die würde ihn unabhängig machen von der Notstandsgewalt des Reichspräsidenten.

Wieder lenkt Papen ein. Obwohl er weiß, dass die Deutschnationalen damit nicht einverstanden sein können. Hugenbergs Männer fürchten eine Wahl; sie rechnen mit erheblichen Stimmenverlusten zugunsten der NSDAP.

Am Nachmittag lädt Papen die Deutschnationalen in seine Wohnung – sowie die Führung des „Stahlhelm“-Dieser im Parlament nicht vertretene Frontsoldatenbund soll seiner noch zu bildenden Koalition eine breitere Basis geben. Hugenberg lässt sich seine Bedenken gegen die Übergabe des preußischen Innenressorts an die NSDAP mit dem Angebot auf vier Ministerien abkaufen: Wirtschaft und Landwirtschaft im Reich sowie in Preußen. (Papen verschweigt aber, dass er Hitlers Neuwahlforderung zugestimmt hat.)

Nicht alle Deutschnationalen sind mit Hugenbergs Kurs einverstanden. Der jedoch wischt jeden Einwand, man dürfe Hitler nicht trauen, mit dem Argument beiseite, es werde schon nichts geschehen. Für ausreichende Sicherungen sei gesorgt: Er persönlich werde die Wirt-



Alfred Hugenberg, Medienkönig und Chef der rechtsnationalen DNVP, hasst Sozialisten, Juden und Liberale. Und er misstraut der NSDAP, die seiner Partei Stimmen abjagt. Lange sträubt er sich gegen ein Bündnis mit Adolf Hitler – bis er sich den Argwohn mit vier Ministerposten abkaufen lässt

schaft kontrollieren, Hindenburg bleibe Präsident sowie Oberbefehlshaber der Armee. Und Papen werde Vizekanzler: „Wir rahmen also Hitler ein.“ Auch Papen wiegelt ab: „Was wollen Sie denn! In zwei Monaten haben wir Hitler in die Ecke gedrückt, dass er quetscht.“

Am späten Abend bringt ein Freund Papens ein gefährliches Gerücht in Umlauf: Schleicher plane für den nächsten Tag einen Putsch; die Potsdamer Garnison sei bereits in Marsch gesetzt. Der zurückgetretene Kanzler habe vor. Hindenburg zu entmachten und unter Hausarrest zu stellen, um sich selbst zum Präsidenten zu erheben.

In der überspannten Stimmung macht sich niemand die Mühe, den Wahrheitsgehalt dieses – haltlosen – Geredes zu überprüfen. Hitler alarmiert die SA.

Papen weiß die nun entstandene Aufregung zu nutzen: Hindenburg müsse sich jetzt offen zu einer Regierung unter Hitler bekennen; nur so lasse sich der Staatsstreich noch abwenden. Der Präsident ist beunruhigt. Schließlich willigt er ein, das Kabinett am nächsten Morgen um 11.00 Uhr zu vereidigen.

MONTAG, 30. JANUAR. Um 9.00 Uhr finden sich die Spitzen von DNVP und Stahlhelm in Papens Wohnung ein. Der Hausherr erklärt, das Hitler-Kabinett müsse unverzüglich vereidigt werden, sonst drohe ein Militärputsch und die Diktatur Schleichers: „Wenn nicht bis 11.00 Uhr eine neue Regierung gebildet ist, marschiert die Reichswehr!“

Einer der Stahlhelm-Führer stellt sich dem jedoch weiterhin entgegen. Die nationalsozialistische Presse hatte ihn wegen eines jüdischen Großvaters diffamiert; als Adolf Hitler eintrifft, lehnt er ab, ihn zu begrüßen. Der Vorsitzende der NSDAP beteuert mit Tränen in den Augen, er habe die Beleidigungen nicht veranlasst. Die Heuchelei wirkt: Der Stahlhelm-Mann gibt nach.

10.45 Uhr. Papen führt die Gruppe von seiner Wohnung durch die verschneiten Gärten des Außenministeriums zum Prä-

sidenten, der in jenen Tagen in der Reichskanzlei residiert; wenige Minuten später erreichen sie das Büro Otto Meißners im Erdgeschoss. Dort bringt Hitler seine schon einmal erhobene Forderung vor: Das deutsche Volk müsse die neue Regierung durch Wahlen bestätigen.

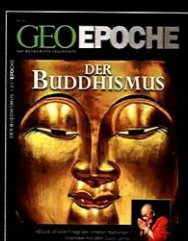
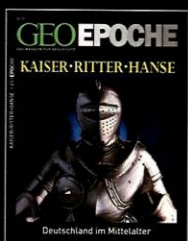
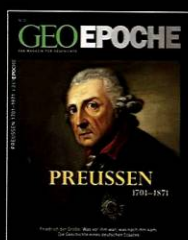
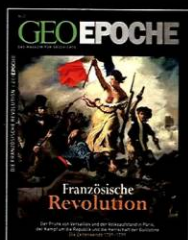
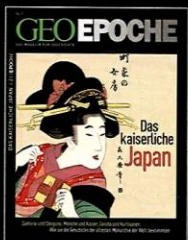
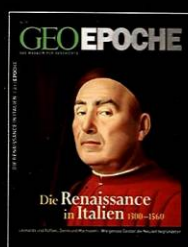
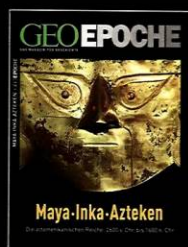
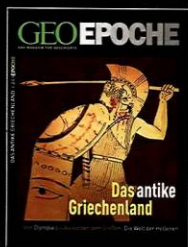
Hugenberg weigert sich. Hitzig reden er und Hitler aufeinander ein. Der Vereidigungstermin verstreicht. Hitler gelobt: Wie auch immer die Wahl ausgehe, er werde die Zusammensetzung des Kabinetts nicht verändern. Doch Hugenberg bleibt bei seinem Nein. Papen mischt sich ein: Wie er am Ehrenwort eines Deutschen zweifeln könne? Staatssekretär Meißner kommt hinzu, die Uhr in der Hand, und mahnt, man dürfe den Reichspräsidenten nicht länger warten lassen.

Der Respekt vor dem legendären Feldmarschall bricht schließlich Hugenburgs Widerstand. (Schon einen Tag später wird er es bereuen und gestehen: „Ich habe gestern die größte Dummheit meines Lebens gemacht. Ich habe mich mit dem größten Demagogen der Weltgeschichte verbündet.“)

Kurz nach 12.00 Uhr, Reichskanzlei, erster Stock: Das Ende der Weimarer Republik steht unmittelbar bevor.

Die Mitglieder des Kabinetts Hitler betreten das Amtszimmer des Reichspräsidenten. Der designierte Finanzminister Lutz Graf Schwerin von Krosigk trifft zum ersten Mal auf seinen zukünftigen Regierungschef; Papen stellt die Herren einander vor. Hindenburg begrüßt die Anwesenden. Währenddessen flüstert Hitler Schwerin von Krosigk das finanzpolitische Programm der Regierung zu: Haushaltskonsolidierung, keine Währungsexperimente.

Dann die Vereidigung: Hitler schwört, seine Verpflichtungen ohne Rücksicht auf Parteiinteressen zu erfüllen und gerecht gegen jedermann zu sein. Anschließend verspricht er in einer Rede, sich um den Erhalt der Verfassung zu bemühen, die Rechte des Präsidenten zu achten und nach der nächsten Wahl zur parlamentarischen Regierung zurückzukehren. Hin-



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

*(14 Cent/Min.)

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter www.geo-webshop.de



Am 30. Januar 1933 wird Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt. Sofort nutzt er die neu gewonnene Macht, um seine konservativen Mitverschwörer zu verdrängen. Als Reichspräsident Paul von Hindenburg 1934 stirbt, herrscht der Nationalsozialist unumschränkt

denburg nickt zustimmend. Er schließt die Zeremonie mit den Worten: „Und nun, meine Herren, vorwärts mit Gott.“

Die neuen Machthaber lassen sich feiern. Mehrere tausend fackelbewehrte SA- und SS-Männer paradien bis nach Mitternacht durch das Berliner Regierungsviertel. Das Radio überträgt live. Abwechselnd singen die Uniformierten das Deutschlandlied und den Kampfgesang „Die Fahne hoch!“ Neugierige säumen die Straßen, viele salutieren mit gestrecktem rechten Arm – dem Hitlergruß – und Heilrufen.

Hindenburg erscheint am Fenster der Reichskanzlei. Polizisten richten einen Scheinwerfer auf den Reichspräsidenten, der mit dem Spazierstock den Takt zur Musik der Kapellen schlägt. Hochrufe.

Schriller Jubel ein Stück weiter vor einem Nebenhause, an dessen Fenster sich Hitler zeigt. Für Papen, der hinter ihm steht, symbolisiert das den Wechsel von einem „todgeweihten Regime zu den neuen revolutionären Mächten“.

Noch immer glaubt der Vizekanzler, diese revolutionären Mächte unter Kontrolle zu haben. Doch schon notiert NS-Propagandachef Goebbels in seinem Tagebuch über Papen und die Deutschnationalen: „Müssen ausradiert werden.“

Nur wenige Konservative ahnen, was kommen wird. Ausgerechnet Erich Ludendorff, Weltkriegsgeneral und im November 1923 Putschist an Hitlers Seite (siehe Seite 54), schreibt an seinen früheren Kameraden Hindenburg: „Ich prophezeie Ihnen feierlich, dass dieser unselige Mann unser Reich in den Abgrund stürzen und unsere Nation in unfassbares Elend bringen wird. Komende Geschlechter werden Sie wegen dieser Handlung in Ihrem Grabe verfluchen.“

Genauso rasch wie ihrer politischen Gegner entledigen sich die Nationalsozialisten ihrer konservativen Helfer. Noch im Juni 1933 wird die DNVP nach massenhaften Übertritten ihrer Mitglie-

der zur NSDAP gezwungen, sich selbst aufzulösen. Alfred Hugenberg tritt von allen Ämtern zurück. Nach und nach muss er auch sein Medienunternehmen verkaufen. Er stirbt 1951 mit 85 Jahren.

Kurt von Schleicher erschießt SS-Schergen im Juni 1934. Nur ein General der Reichswehr erscheint zu seiner Beerdigung; und niemand protestiert gegen die Ermordung des früheren Reichskanzlers. Auch der noch amtierende Präsident Paul von Hindenburg erhebt keinen Widerspruch gegen die Bluttat an seinem ehemaligen Vertrauten.

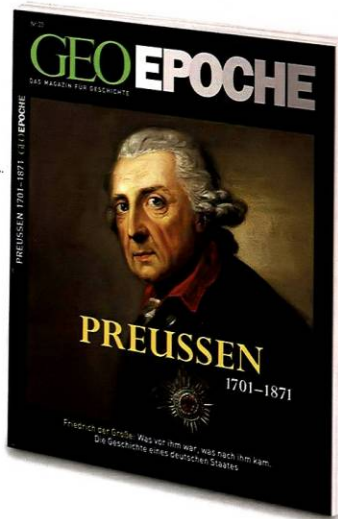
Genauso wenig wie gegen fünfhundertfachen Mord und tausendfache Folter der SA-Männer an Juden und politischen Gegnern gleich in den ersten Wochen nach der „Machtergreifung“ Hitlers, wie gegen 100 000 willkürliche Verhaftungen, rasch errichtete Konzentrationslager und das Verbot aller Parteien außer der NSDAP.

Der verdämmende Greis unterzeichnet jedes Edikt, das der neue Kanzler ihm vorlegt. So auch die Notverordnung nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933, die wichtige Bürgerrechte wie Rede- und Versammlungsfreiheit aufhebt.

Am 1. August 1934 besucht Hitler den schwer kranken Hindenburg auf dessen Gut. Als er an das Bett des Sterbenden tritt, redet ihn dieser mit „Majestät“ an. Am nächsten Morgen ist der Reichspräsident tot.

Franz von Papen verliert, nachdem er sich in einer Rede vorsichtig vom NS-Regime distanziert hat, im Juli 1934 den Vizekanzlerposten und wird als Diplomat ins Ausland abgeschoben. Im Entnazifizierungsverfahren wird er 1947 zu acht Jahren Arbeitslager verurteilt, doch rasch wieder entlassen.

Bis zu seinem Tod 1969 gibt Papen nicht zu, welche verhängnisvolle Rolle er im Januar 1933 gespielt hat – in jenen schicksalhaften Wochen, als er aus Hass und gekränkter Eitelkeit Adolf Hitler und der NSDAP zur Macht verholfen hat. □



**GRATIS
zur Wahl!**



GEO EPOCHE – »PREUSSEN«

In diesem Band erwartet die Zeit der Preußen auf sehr plastische Art. Mit einem ausführlichen Porträt von Friedrich dem Großen, der Preußen durch geschickte politische und militärische Manöver führte. Die Künste in Preußen, die Schlösser Sanssouci und Charlottenburg, die Völkerschlacht bei Leipzig und weitere spannende Themen.

Schultertasche

Modische Schultertasche in Schwarz mit weißen Stilelementen. Mit großem Hauptfach und drei Reißverschlusstaschen. Tragegriff und breiter, verstellbarer Schultergurt.

Frei Haus genießen, fast 12 % sparen!

Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken und Sie erhalten ein attraktives Dankeschön!

Ihre GEO EPOCHE-Vorteile

- Ein Geschenk Ihrer Wahl!
- Fast 12% sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 1 Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

Vorteilscoupon ausfüllen und senden an
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

in Deutschland per

Tel.: 01805/861 80 00 (14 Cent/Min.)
Fax: 01805/861 80 02 (14 Cent/Min.)
E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de

in Österreich per

Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per

Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Vorteilscoupon angeben.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr
AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11,
20459 Hamburg, AG Hamburg HRA 102257.
Vertrieb: DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH,
Dr. Olaf Conrad, Düsterstr. 1, 20355 Hamburg,
AG Hamburg, HRB 95 752.

GEO EPOCHE-Vorteilscoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (statt € 8,50) pro Heft (D)/zzt. € 8,15 (statt € 9,40) pro Heft (A)/zzt. Fr. 14,70 (statt Fr. 16,80) pro Heft (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich ein Geschenk meiner Wahl nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt. Als Geschenk wähle ich (bitte nur ein Kreuz): ☐ GEO EPOCHE »PREUSSEN« oder ☐ die Schultertasche

Meine Anschrift: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname _____ Geburtsdatum 19

Straße/Nr. _____ Telefon-Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____ E-Mail _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug (D: halbjährlich € 15,-)

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

- ☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote von Gruner+Jahr und Partnerunternehmen informieren.

Datum _____ Unterschrift _____

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie GEO EPOCHE verschenken.)

Name _____

Vorname _____ Geburtsdatum 19

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____

Dauer der Geschenklieferung: ☐ unbefristet (mindestens 1 Jahr) ☐ 1 Jahr (4 Ausgaben) **545068**

☐ Ich möchte ein Studentenabo für jährlich nur € 26,- (nur mit Immatrikulationsbescheinigung). **545069**

Die WEIMARER REPUBLIK

Daten und Fakten

1918

29. September

An der Westfront steht die deutsche Niederlage unmittelbar bevor. Deshalb fordert die Oberste Heeresleitung unter Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff sofortige Waffenstillstandsverhandlungen. Die Verantwortung dafür soll jedoch nicht die militärische Führung, sondern eine von den Mehrheitsparteien des Reichstags getragene Regierung übernehmen. Damit schafft Ludendorff die Grundlage für die

spätere „Dolchstoßlegende“: Schuld an der deutschen Niederlage seien die demokratischen Politiker, die den im Felde unbesiegten Truppen mit einem „Dolchstoß von hinten“ in den Rücken gefallen seien.

Am 4. Oktober richtet der tags zuvor von Kaiser Wilhelm II. zum Reichskanzler ernannte Prinz Max von Baden ein Waffenstillstandsersuchen an den US-Präsidenten Woodrow Wilson. Seinem Kabinett gehören erstmals auch Vertreter der Mehr-

heitsparteien wie etwa der SPD an.

28. Oktober

Eine vom Reichstag beschlossene Verfassungsreform tritt in Kraft. Künftig ist die Regierung vom Vertrauen des Parlaments abhängig. Kaiser und militärische Führung stimmen zu, da sie darauf hoffen, dass einem demokratisierten Deutschland verbesserte Friedensbedingungen gewährt werden.

In Wilhelmshaven widersetzen sich Matrosen dem Befehl der Seekriegsleitung zu einem Einsatz gegen die britische Flotte. Um der Todesfahrt zu entgehen, zerstören sie die Ankerlichtmaschinen mehrerer Schlachtschiffe. Die Rebellion springt am 3. November auf Kiel über, einen Tag später kontrollieren die Aufständischen die

ganze Stadt. Schnell breitet sich die Revolution im Reich aus. Arbeiter- und Soldatenräte übernehmen in den meisten Städten die Macht.

9. November

Die Revolution erreicht Berlin. Aus Furcht vor Unruhen verkündet Reichskanzler Max von Baden eigenmächtig die Abdankung des Kaisers. Wilhelm II. flüchtet tags darauf ins Exil nach Holland.

Prinz Max übergibt die Regierungsgeschäfte an Friedrich Ebert, neben Philipp Scheidemann einer der zwei SPD-Vorsitzenden. Scheidemann ruft um 14 Uhr von einem Fenster des Reichstages die „Deutsche Republik“ aus. Zum Ärger Friedrich Eberts, der die Entscheidung über die zukünftige Staats-

Zwischen 1919 und 1933

werden 17 Deutsche

mit Nobelpreisen ausge-

zeichnet. Natur- und

Geisteswissenschaftler

revolutionieren Chemie

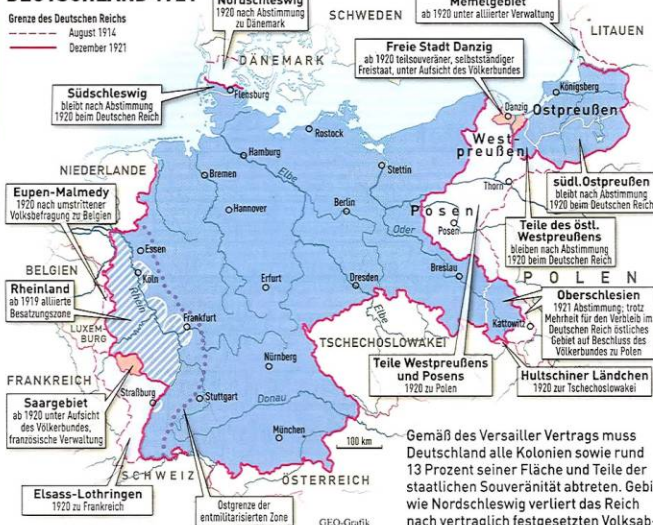
und Physik, Kunst,

Philosophie und Wirt-

schaftsforschung

Deuter und Denker

DEUTSCHLAND 1921



Gemäß des Versailler Vertrags muss Deutschland alle Kolonien sowie rund 13 Prozent seiner Fläche und Teile der staatlichen Souveränität abtreten. Gebiete wie Nordschleswig verliert das Reich nach vertraglich festgesetzten Volksabstimmungen. Um Frankreich dauerhafte Sicherheit zu garantieren, besetzen die Alliierten außerdem das Rheinland und richten östlich davon eine 50 Kilometer breite entmilitarisierte Zone ein

form der Nationalversammlung vorbehalten will. Kurz darauf verkündet Karl Liebknecht, der Führer der linksradikalen „Spartakusgruppe“, vom Balkon des Berliner Stadtschlosses die „freie sozialistische Republik Deutschland“.

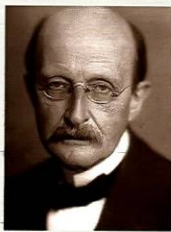
10. November

Am frühen Nachmittag vereinbaren die Führer der SPD und der von ihr 1917 abgespaltenen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) die Bildung einer provisorischen Regierung. Vorsitzende dieses „Rates der Volksbeauftragten“ werden Ebert und Hugo Haase, Partei-

chef der USPD. Das Militär unterstellt sich der neuen Regierung, aber nicht bedingungslos: In einem Telefonat sichert Wilhelm Groener, Ludendorffs Nachfolger in der Obersten Heeresleitung, Ebert die Unterstützung gegen linksradikale Revolutionäre zu. Im Gegenzug garantiert Ebert, dass die militärische Befehlsgewalt weiterhin beim Offizierskorps liegen werde.

11. November

Matthias Erzberger (Zentrum), der Leiter der deutschen Delegation, unterzeichnet in einem Eisenbahnwagen im Wald von Compiegne bei Paris das Waffenstillstandsabkommen mit den



Übervater der Physik

**Max Planck
(1858–1947)**

Is zum 14. Dezember 1900 gilt als Gewissheit, dass alle Vorgänge in der Natur kontinuierlich ablaufen. Max Planck aber zeigt an jenem „Geburtsstag der Quantentheorie“, dass dies für die Aussendung von Licht- und Wärmestrahlung nicht zutrifft. Die Emission erfolgt vielmehr stufenweise in Form von Energiepackchen – vergleichbar einem Auto, das nur 100 km/h oder 102 km/h fahren kann, nicht aber 101 km/h.

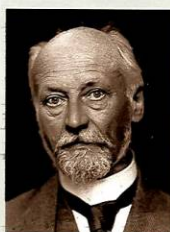
Dazwischen ereignen sich die sprichwörtlich gewordenen Quantensprünge. Ihre Größe hängt von jenem konstanten Faktor ab, den man „Plancksches Wirkungsquantum“ nennt. Diese revolutionäre

Entdeckung wird mit dem Nobelpreis für das Jahr 1918 gekrönt.

An Max Planck führt nun kein Weg mehr vorbei, er entscheidet über das Wohl und Wehe heikler Forschungsergebnisse: Was er anerkennt, gilt als gesichert. Er ist der Übervater, das personifizierte Gewissen der Physik in der Weimarer Zeit.

Als Repräsentant, Förderer und Organisator der deutschen Wissenschaft entfaltet er in den zwanzig Jahren seine größte Wirksamkeit. Er beteiligt sich maßgeblich an der Gründung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und sorgt als Vorsitzender des Elektrophysik-Ausschusses für die Verteilung knapper Forschungsgelder.

Planck bekleidet zahlreiche Ämter, bezieht deutlich Stellung gegen antisemitische Anfeindungen, denen Albert Einstein ausgesetzt ist, und bestimmt 1927 den genialen Erwin Schrödinger zu seinem Nachfolger als Ordinarius für theoretische Physik an der Berliner Universität, an der er selbst 37 Jahre gelehrt hat.



Aktivist für den Frieden

**Ludwig Quidde
(1858–1941)**

Nie wieder Krieg!“ Mit dieser Losung demonstrieren ab 1920 Hunderttausende gegen den erneut zunehmenden Militarismus in Deutschland. Ludwig Quidde unterstützt diese Kundgebungen, wo er nur kann – zur Leitfigur der Massen wird er jedoch nicht.

Denn wie schon zuvor setzt dieser Protagonist des realpolitischen Pazifismus auch in der Weimarer Republik statt auf Parolen lieber auf vertrauensbildende Maßnahmen. Auf Kongressen wirbt er für Abrüstung und den Aufbau einer internationalen Gerichtsbarkeit. In der Verrechtlichung der zwischenstaatlichen Beziehungen sieht er die beste Gewähr für die Sicherung des Weltfriedens.

Ludwig Quidde hat für seine Überzeugungen viel in Kauf genommen. Er ist ein angesehener Historiker, als er 1894 „Caligula“ veröffentlicht, eine Satire auf Kaiser Wilhelm II., die seine akademische Karriere beendet; weitere Kritik am Monarchen bringt ihn wegen Majestätsbeleidigung ins Gefängnis.

Fortan konzentriert er sich, als Bremer Kaufmannssohn wohlhabend, auf Politik und Publizistik und zieht für die liberale Deutsche Volkspartei in den Bayerischen Landtag ein. 1919 wird er, als Abgeordneter der gerade gegründeten Deutschen Demokratischen Partei, Mitglied der Weimarer Nationalversammlung.

Als Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft setzt er sich nun unermüdlich für die deutsch-französische Verständigung ein und erhält für sein Engagement 1927 gemeinsam mit dem Franzosen Ferdinand Buisson den Friedensnobelpreis.

1933 emigriert Ludwig Quidde in die Schweiz, wo er 1935 ein Komitee für die Unterstützung pazifistischer Emigranten gründet.

Alliierten. Es tritt um elf Uhr in Kraft. Nach 51 Monaten ist der Weltkrieg zu Ende.

15. November

Aus Furcht vor Enteignung in der Novemberrevolution machen die Arbeitgeber weitreichende Zugeständnisse gegenüber den Gewerkschaften. Hugo Stinnes als Vertreter der Arbeitgeber und Carl Legien, Vorsitzender der sozialistischen Gewerkschaftsorganisation, unterzeichnen ein Abkommen, in dem die Unternehmer die Gewerkschaften als Vertretung der Arbeiterschaft und als gleichberechtigte Tarifpartner anerkennen. Sie stimmen der Bildung von Arbeiter-

ausschüssen in Betrieben mit mehr als 50 Beschäftigten sowie der Einführung des Achtstundentages bei vollem Lohnausgleich zu. Sämtliche aus dem Heeresdienst zurückkehrende Arbeitnehmer haben Anspruch auf ihren früheren Arbeitsplatz. Als Gegenleistung erkennen die Gewerkschaften die bestehenden Eigentumsrechte der Unternehmer an.

16. Dezember

In Berlin tritt der 1. Rätekongress zusammen. Vertreter aller deutschen Arbeiter- und Soldatenräte setzen als Termin für die Wahlen zur Nationalversammlung den

19. Januar 1919 fest. Mit großer Mehrheit sprechen sie sich für ein parlamentarisches System aus.

23. Dezember

Wegen ausstehender Soldzahlungen weigern sich Matrosen der in der Revolution gebildeten Volksmarine-division, das von ihnen besetzte Berliner Schloss zu räumen. Sie nehmen den Stadtkommandanten Otto Wels (SPD) als Geisel. Der Rat der Volksbeauftragten ruft Reichsheerstruppen zu Hilfe, denen es aber nicht gelingt, das Schloss zu stürmen. Ebert muss nachgeben: Die Volksmarine-division bleibt in voller Stärke erhalten und bekommt ihren Sold.

Wegen des Truppendeinsatzes treten die USPD-Politiker am 29. Dezember aus dem Rat der Volksbeauftragten aus.

1919

1. Januar

Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, die Führer des linken Flügels der USPD („Spartakusbund“) gründen die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD). Das Ziel der Kommunisten ist ein mit Sowjetrußland verbündetes Räte-Deutschland. Sie fordern die Absetzung des Rates der Volksbeauftragten, die Übertragung aller Macht an die Arbeiter- und Soldatenräte

sowie die Vergesellschaftung der Wirtschaft. Bürgerum, SPD, Gewerkschaften, der größte Teil der USPD sowie der Arbeiter- und Soldatenräte wollen dagegen eine verfassungsgebende Nationalversammlung einberufen.

5. bis 12. Januar

Nach der Entlassung des USPD-Polizeipräsidenten Emil Eichhorn brechen in Berlin tagelange Unruhen aus. Die Führer der linksradikalen Gruppen wollen die Situation ausnutzen, um die Regierung Ebert-Scheidemann zu stürzen, doch deren Truppen schlagen den „Spartakusaufstand“ innerhalb

einer Woche blutig nieder. Soldaten der Regierungseinheiten bringen die „Spartakus“-Führer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg am 15. Januar in ihre Gewalt und ermorden sie. Die Täter gehen straffrei aus oder entziehen sich bei Verurteilung ihren Freiheitsstrafen durch Flucht. KPD und USPD machen die regierende SPD für die Morde verantwortlich.

19. Januar

Wahl zur verfassungsgebenden Nationalversammlung; erstmals dürfen auch Frauen wählen. Die SPD erreicht 37,9 Prozent, das Zentrum 19,7. Die Deutsche

Wichtige Parteien

Bayerische Volkspartei (BVP), konstituiert sich aus dem bayerischen Teil der Deutschen Zentrumspartei. Befürwortet die Republik, fordert aber eine Stärkung der Länder. Einflussreichste Partei in Bayern, führt von 1924 bis 1933 alle dortigen Kabinette an.

Deutsche Demokratische Partei (DDP), im November 1918 von Linksliberalen gegründet. Findet im von der Republik enttäuschten Mittelstand immer weniger Wähler und spaltet sich 1930 auf.

Deutsche Volkspartei (DVP), Partei von Rechtsliberalen wie Gustav Stresemann, DDP im Krieg weitreichende Annexionen gefordert hatten. Steht der Republik anfangs ablehnend gegenüber, nähert sich ihr unter Stresemanns Führung aber langsam an. Als dieser stirbt, driftet sie stark nach rechts und verliert jede Bedeutung.

Deutsche Zentrumspartei (Zentrum), 1870 gebildet, um die Interessen der Katholiken im entstehenden Bismarck-Reich zu vertreten. Neben SPD und DDP eine der Parteien der Weimarer Koalition; an allen Kabinetten der Republik beteiligt. Tendiert jedoch seit 1928 zu einer strikt konservativen und autoritären Politik.

Deutschnationale Volkspartei (DNVP), gegründet im November 1918 von konservativen und völkischen Gruppen. Nationalistisch, monarchistisch und antisemitisch gesinnt, bekämpft sie die Republik. Beteiligt sich 1925 und 1927/28 kurz an bürgerlichen Reichsregierungen, ehe sie endgültig ins rechtsradikale Lager steuert.

Demokratische Partei (DDP), die Nachfolgerin des linksliberalen „Fortschritts“, kommt auf 18,5 Prozent.

6. Februar
Die Nationalversammlung konstituiert sich im Nationaltheater von Weimar, wohin die Abgeordneten wegen der revolutionären Zustände in Berlin ausgewichen sind.

11. Februar
Die Nationalversammlung wählt Friedrich Ebert zum ersten Reichspräsidenten der Republik.

13. Februar
Ministerpräsident Philipp Scheidemann bildet das erste Kabinett der „Weimarer Koalition“ aus SPD, Zentrum und DDP.

3. März
Die KPD weitet einen Streik in Berlin zu einem Aufstand gegen die Regierung aus. Reichswehrminister Gustav Noske (SPD) verkündet, dass jeder bewaffnete Aufständische sofort zu erschießen sei. Bei der Niederschlagung der Unruhen kommen bis zum 13. März etwa 1200 Menschen um.

7. April
Kommunisten, anarchistische Intellektuelle und Anhänger der USPD rufen in München eine Räterepublik aus und stellen eine „Rote Armee“ auf. Gustav Noske setzt gegen sie „Freikorps“ in Marsch, militärische Verbände zu meist rechtsradikaler ehemaliger Frontsoldaten. Die schlagen die Räterepublik bis zum 3. Mai nieder; es gibt mehr als 600 Tote.

7. Mai
Die Alliierten übergeben der deutschen Delegation in Versailles den Entwurf des Friedensvertrags. Sie fordern die Anerkennung der alleinigen Kriegsschuld

durch Deutschland, die Aufgabe seiner Kolonien und weitgehende Gebietsabtretungen in Elsass-Lothringen, Westpreußen und Posen (insgesamt etwa 13 Prozent des Vorkriegsterritoriums).

Dem Deutschen Reich wird nur ein Berufsheer von 100 000 Mann zugestanden, das keine Luftstreitkräfte unterhalten darf; die allgemeine Wehrpflicht soll abgeschafft, das linke Rheinufer und Brückenköpfe auf der anderen Seite des Flusses sollen von den Alliierten besetzt werden.

20. Juni
Ministerpräsident Scheidemann weigert sich, den Friedensvertrag zu unterzeichnen, und tritt zurück. Da die Alliierten ein Ultimatum stellen und eine militärische Intervention droht, akzeptiert sein Nachfolger Gustav Bauer am 28. Juni den Versailler Vertrag.

21. Juni
Vereidigung des Kabinetts Gustav Bauer (SPD); es wird von SPD und Zentrum gebildet, ab Oktober 1919 auch von der DDP.

31. Juli
Mit 262 Ja-Stimmen verabschiedet die Nationalversammlung die Weimarer Verfassung; gegen 75 Nein-Stimmen von USPD, der reaktionär-monarchistischen deutschen Nationalen Volkspartei (DNVP) und der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei (DVP). Die erste parlamentarisch-demokratische Verfassung Deutschlands tritt am 11. August in Kraft.

1920

13. März
Die „Marinebrigade Ehrhardt“, ein 6000 Mann starkes Freikorps unter der



Kritiker des Kapitalismus
Werner Sombart
(1863–1941)

Die Industrie bedroht Handwerk und Kleinhandel, Klassenkonflikte sind unvermeidbar, Sozialreformen und Arbeiterschutzgesetz dringend geboten: Mit dieser Zustandsbeschreibung irritiert Werner Sombart um 1900 sein akademisches Umfeld. Als erster bürgerlicher Ökonom macht er sich marxistische Thesen zu eigen, führt Begriffe wie „Kapitalismus“ und „Wirtschaftssystem“ in die universitäre Debatte ein und erreicht mit seinen Publikationen enorme Breitenwirkung.

Sombarts Hochschulkarriere aber wird lange blockiert. Erst die ab 1916 erscheinende zweite Auflage seines Hauptwerks „Der moderne Kapitalis-

mus“ bringt ihm das begehrte Ordinariat an der Berliner Universität ein. Bald darauf nimmt er eine ideologische Kehrtwende vor: Aus dem linken wird ein rechter Kritiker des Kapitalismus.

Der kommunistische Zivilisationsoptimismus erscheint ihm nunmehr als krankhaft und dem deutschen Denken fremd. 1924 bekennt er sich in seiner Arbeit „Der proletarische Sozialismus“ vehement als Gegner marxistischer Ideale. Nach dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise fordert er die wirtschaftliche Autarkie und die Reagrarisierung Deutschlands: „Wir müssen uns in unseren deutschen Boden geradezu eingraben, wenn wir uns in den Wirbeln der Welt behaupten wollen.“

Sombart findet nun begeisterte Zustimmung in konservativen und völkischen Kreisen. Die Nationalsozialisten stoßen sich indes an der Technikfeindlichkeit und dem antiproletarischen Zuschnitt seiner Auffassungen. Nach deren Machtübernahme gerät der meistdiskutierte Ökonom seiner Zeit ins Abseits – vor allem, weil er auf der Freiheit der Wissenschaft besteht.

Führung von Reichswehrgeneral Walther Freiher von Lüttwitz, besetzt das Berliner Regierungsviertel und erklärt die Regierung für abgesetzt. Der rechtsextreme Politiker Wolfgang Kapp wird zum Reichskanzler ernannt. Die Reichswehr weigert sich, gegen die Putschisten einzugreifen.

Die Regierung flieht nach Stuttgart und ruft zum Widerstand auf. Die Gewerkschaften erklären den Generalstreik, an dem sich zwölf Millionen Arbeiter beteiligen. Auch die Ministerialbürokratie widersetzt sich den Anordnungen Kapps. Aufgrund dieses Widerstands bricht der Kapp-Lüttwitz-Putsch am

17. März landesweit zusammen.

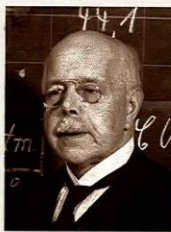
15. März
Im Ruhrgebiet bilden linke Arbeiter die „Rote Ruhrarmee“, die gegen die dort ebenfalls putschenden Freikorps und mit ihnen sympathisierende Teile der Reichswehr kämpft und bald 50 000 Kämpfer umfasst. Auch nach dem Ende des Kapp-Lüttwitz-Putsches ziehen die von lokalen Räten kommandierten Truppen den Kampf fort, um die von ihnen als gescheitert angesehene Revolution von 1918/19 zu vollenden. Daraufhin zerlegen die Reichswehr die Arbeitertruppen.

Es sterben mehr als 1000 Aufständische und rund 200 Reichswehrsoldaten.

20. März
Reichswehrminister Noske muss wegen der Weigerung der Armee, gegen die Putschisten zu kämpfen, seine Demission einreichen. Auch das Ansehen des Kanzlers ist beschädigt, sodass die Regierung Bauer am 26. März zurücktritt.

27. März
Hermann Müller (SPD) bildet eine Koalitionsregierung aus SPD, Zentrum und DDP.

6. Juni
Bei den ersten Reichstagswahlen müssen die Parteien



**Forscher und Organisator
Walther H. Nernst
(1864–1941)**

Dass es ihm 1914 gelang, Albert Einstein zur Annahme einer Professur in Berlin zu überreden, nennt Walther Nernst seine größte organisatorische Leistung.

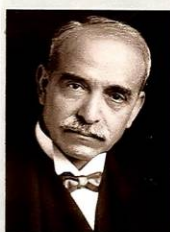
Dabei hat er eine Menge ähnlicher Erfolge aufzuweisen: So ist er maßgeblich beteiligt an der Gründung der Elektrochemischen Gesellschaft 1894, des Vereins „Chemische Reichsanstalt“ 1908 und schließlich des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik in Berlin 1917.

Wie kaum ein anderer Spitzenforscher seiner Zeit schafft er die institutionellen Voraussetzungen für die Blüte der Naturwissenschaften in der Weimarer Zeit.

Nernst ist selbst ein Wissenschaftler von Welt-ruf. 1905 formuliert er den 3. Hauptsatz der Thermodynamik, demzufolge der absolute Nullpunkt der Temperatur unerreichbar ist. Dafür erhält er den Chemie-Nobelpreis des Jahres 1920.

Außerdem ist der Physiko-chemiker ein geschäftstüchtiger Erfinder: Seine Nernst-Lampe, eine 1897 entwickelte Glühlampe, verkauft sich millionenfach und macht ihn sehr wohlhabend. Später kümmert er sich auch um die Verbesserung des Verbrennungsmotors und beteiligt sich an der Entwicklung eines elektrischen Klaviers.

Gegen nationalistische und rassistische Angriffe, denen sich viele Physiker in den Zwanziger Jahren zunehmend ausgesetzt sehen, bezieht der angesehene Gelehrte deutlich Stellung: 1933 emeritiert, widmet er sich auf seinem Landgut der Karpfenzüchtung – und verärgert seine späteren Biografen: Kurz vor seinem Tod vernichtet er seinen gesamten Nachlass.



**Der Bilderdeuter
Aby Warburg
(1866–1929)**

An Kunstwerken interessiert ihn der Inhalt mehr als der Stil. Aby Warburg will erkennen, was Bilder über den Geist einer Epoche aussagen, mit welchen Bildformeln Maler arbeiten und in welchem Maße spätere europäische Kultur-epochen von der Antike beeinflusst wurden. Dazu wertet er Quellen aller Art aus: bildende Kunst, Kinderzeichnungen, Kunsthandwerk oder astrologische Symbole – und begründet so die Ikonologie als eigene Disziplin der Kunstgeschichte.

Der Spross einer jüdischen Hamburger Bankiersfamilie nutzt seine finanzielle Unabhängigkeit für die wissenschaftliche Arbeit. In Florenz erforscht er die Bedeutung der

Antike für die Renaissance-kunst, durch Feldstudien bei den Hopi-Indianern gelangt er zu seiner Theorie von den „Pathosformeln“. Darunter versteht der Kulturwissenschaftler Bildzeichen, die religiös-kultische Urerlebnisse zum Ausdruck bringen und im kollektiven Gedächtnis bewahrt werden – etwa ein hochgereckter Arm oder die geballte Faust. In solchen Formeln, die er auch in der Gebrauchskunst seiner Zeit entdeckt, glaubt er die mentale Verortung einer Epoche zwischen magischer Weltsicht und intellektuellem Aufklärungsstreben erkennen zu können.

Auch als Büchersammler wird der Bilderdeuter bekannt. Nach über fünf Jahren in psychiatrischer Behandlung kehrt Warburg 1924 nach Hamburg zurück und errichtet 1926 neben seinem Wohnhaus ein eigenes Gebäude für seine bereits auf etwa 46 000 Bände angewachsene kulturwissenschaftliche Bibliothek. 1933 retten Mitarbeiter die Bücher des inzwischen Verstorbenen vor dem Hitler-Regime nach London, wo sie den Kernbestand des renommierten Warburg Institute bilden.

der Weimarer Koalition schwere Verluste gegenüber der Wahl zur Nationalversammlung hinnehmen: Die SPD kommt auf 21,7 Prozent und verliert mehr als 16 Prozentpunkte, die DDP schrumpft von 18,5 auf 8,3 Prozent, das Zentrum von 19,7 auf 13,6 Prozent. USPD und DVP legen jeweils zehn Prozentpunkte zu. Daraufhin tritt Kunkler Müller zurück.

25. Juni
Amtsantritt eines bürgerlichen Minderheitskabinetts aus Zentrum, DVP und DDP unter Reichskanzler Konstantin Fehrenbach (Zentrum). Die SPD beteiligt sich nicht

an der Regierung, toleriert sie aber im Parlament.

1. Oktober
Die Reichshauptstadt vergrößert sich durch die Eingemeindung von sieben Städten, 57 Landgemeinden und 27 Gutsbezirken auf 3,86 Millionen Einwohner und ist nun nach New York und London die drittgrößte Metropole der Welt.

16. Oktober
Da der linke Flügel der USPD einen Beitritt zur sowjetisch dominierten kommunistischen Internationale (Komintern), dem Dachverband kommunistischer Parteien, anstrebt, spaltet er sich von der Restpartei ab. Im De-

zember vereinigt er sich mit der KPD. Der größte Teil der verbleibenden USPD schließt sich im September 1922 der SPD an.

1921

20. März
Für einige Randterritorien des Reichs sieht der Versailler Vertrag Volksabstimmungen über die nationale Zugehörigkeit vor. In Oberschlesien votieren fast 60 Prozent der Bevölkerung für den Verbleib beim Deutschen Reich. Die Polen lehnen sich Anfang Mai gegen diese Entscheidung auf. Deutsche Freikorps stellen sich den polnischen Aufständischen entgegen. Und obwohl das Votum der Volks-

abstimmung anders gelaute hat, beschließt der Oberste Rat der Alliierten am 20. Oktober die Teilung Oberschlesiens zwischen Deutschland und Polen. Das oberschlesische Industriegebiet geht zum größten Teil an Polen.

5. Mai
Der britische Premier überreicht dem deutschen Botschafter ein auf sechs Tage befristetes Ultimatum. Berlin soll den am 27. April von den alliierten Siegermächten verabschiedeten Zahlungsplan anerkennen, der den Wert der Reparationen auf 132 Milliarden Goldmark festgelegt hat. Sonst drohen die

Alliierten mit der Besetzung des Ruhrgebiets. Der Reichstag stimmt den Forderungen am 10. Mai zu.

Es beginnt die Phase der „Erfüllungspolitik“: Deutschland will den Gläubigerstaaten beweisen, dass die Reparationsforderungen unerfüllbar sind, indem es ihnen bis zur Grenze der eigenen Möglichkeiten nachkommt. Da die DVP nicht die Verantwortung für die Annahme der Bedingungen tragen will, tritt die Regierung Fehrenbach zurück.

10. Mai
Joseph Wirth (Zentrum) formt ein Koalitionskabinetts aus seiner Partei, SPD und DDP.

22. Oktober
Aus Protest gegen die Teilung Oberschlesiens tritt die Regierung Wirth zurück.

26. Oktober
Joseph Wirth bildet erneut ein Kabinetts aus Politikern von SPD, Zentrum und DDP.

1922

16. April
Außenminister Walther Rathenau (DDP) unterzeichnet im italienischen Rapallo einen Vertrag mit Sowjetrußland. Beide Staaten verzichten gegenseitig auf eine Erstattung der durch den Krieg verursachten Kosten. Die Westmächte reagieren auf die Annä-

Kommunistische Partei Deutschlands (KPD). Geht am 1. Januar 1919 aus dem „Spartakusbund“ hervor. Ziel der bolschewistisch geprägten Partei ist die Revolution nach sowjetrussischem Vorbild. Gerät nach 1924 vollständig unter den Einfluss Stalins. Bekämpft auf dessen Befehl die Sozialdemokraten als „Sozialfaschisten“.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei (NSDAP). Im Januar 1919 in München als Deutsche Arbeiter-Partei gegründet, im Februar 1920 umbenannt. 1921 wird Adolf Hitler Parteivorsitzender mit diktatorischen Vollmachten. Nach dem Hitler-Putsch 1923 reichsweit verboten, Neugründung 1925. Unbedeutende Splitterpartei bis zur Reichstagswahl 1930, bei der sie zweitstärkste Fraktion wird; 1932 stärkste Partei.

Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD). 1875 als Sozialistische Arbeiterpartei ins Leben gerufen. Marxistisch orientiert, aber revolutionsfeindlich, prägt sie mit ihren Vorsitzenden Friedrich Ebert und Philipp Scheidemann entscheidend die Entstehungsphase der Republik. Bis Juli 1932 stärkste Partei im Reichstag. Stimmt als einzige Partei am 23. März 1933 gegen das Ermächtigungsgesetz, das die Diktatur Hitlers untermauert.

Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD). Spaltet sich 1917 von der SPD ab, weil ihre Vertreter deren Unterstützung des Weltkrieges nicht mittragen wollen. Bildet gemeinsam mit der SPD die Revolutionsregierung des „Rates der Volksbeauftragten“, den sie im Dezember 1918 wieder verlässt. Die Parteilinke schließt sich 1920 der KPD an, die meisten verbleibenden Mitglieder 1922 wieder der SPD.

herung der beiden internationalen Paris-Staaten verärgert.

24. Juni
Rathenau wird von Mitgliedern der „Organisation Consul“ ermordet, einer der illegalen Nachfolgeorganisationen der inzwischen offiziell aufgelösten Freikorps. Angehörige der deutschvölkischen Szene setzen zunehmend Terror und Mord als Waffe gegen politische Gegner ein („Fememorde“).

Schon 1921 sind der USPD-Führer Karl Gareis in München und der Unterzeichner des Waffenstillstandsabkommens, Matthias Erzberger, ermordet worden. Philipp Scheidemann entkommt 1922 nur knapp einem Attentat.

Der Mord an Rathenau erschüttert das Vertrauen in die Stabilität der Republik. Deshalb verliert die deutsche Währung immer schneller an Wert – kostete ein Dollar Anfang Juli noch 420 Mark, liegt der Kurs Mitte Oktober bei 4430.

14. November
Kanzler Wirth tritt zurück, da es ihm nicht gelungen ist, eine breitere parlamentarische Basis für die von ihm angestrebte Beendigung der Erfüllungspolitik zu finden.

22. November
Der parteilose Wilhelm Cuno, Generaldirektor der Hamburger Reederei Hapag, führt ein bürgerliches Kabinett aus DVP, DDP, Zentrum sowie dessen bayerischer Schwesterpartei BVP (Bayerische Volkspartei).

1923

11. Januar
Französische und belgische Truppen besetzen das Ruhrgebiet, da Berlin bei den Reparationen

nicht mit seinen Holz- und Kohlielieferungen nachkommt. Die Regierung ruft zum „passiven Widerstand“ auf und subventioniert ihn, indem sie die Gehälter der streikenden Beamten weiterzahlt und durch Kredite an die Unternehmen. Dafür lässt sie die Reichsbank immer mehr Geldscheine drucken. Der Wert der Mark fällt von 49000 Mark je Dollar Ende Januar bis auf 4,2 Billionen am 20. November.

12. August
Nach einer Welle von Streiks und der Aufkündigung der parlamentarischen Unterstützung durch die SPD tritt Kanzler Cuno zurück.

13. August
Gustav Stresemann (DVP) bildet eine Große Koalition aus SPD, Zentrum, DDP und DVP.

26. September
Stresemann bricht den Widerstand an der Ruhr ab, dessen Kosten die Reichsfinanzen ruinieren und die Hyperinflation immer weiter anheizen.

1. Oktober
Der Kanzler fordert zur Überwindung der Wirtschaftskrise außerordentliche Vollmachten. Da die SPD ihre Zustimmung verweigert, tritt Stresemann am 3. Oktober zurück.

6. Oktober
Als die SPD gegenüber Stresemanns Forderung nach Sondervollmachten einlenkt, kann dieser abermals eine Regierung aufstellen, aus SPD, Zentrum, DVP und DDP.

8. November
Im Münchner „Bürgerbräukeller“ ruft der Parteiführer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei, Adolf Hitler, die „nationale



Visionär der Industrie
Carl Bosch
(1874–1940)

Er ist der Mann, unter dem die deutsche Chemieindustrie in den Weimarer Jahren zur industriellen Weltmacht wird. Genial als Chemiker wie als Ingenieur, achtet Carl Bosch stets auf praktische Verwertbarkeit seiner Forschung. Ab 1908 entwickelt er bei der Badischen Anilin- und Sodafabrik (BASF) gemeinsam mit Fritz Haber ein Verfahren zur Hochdrucksynthese von Ammoniak aus Wasserstoff und Stickstoff. Dafür erhält er 1931 den Nobelpreis.

Diese Entwicklung macht im Ersten Weltkrieg die Massenproduktion des für die Munitionsherstellung benötigten Salpeters möglich – aber auch

Revolution“ aus. Die 1919 als Deutsche Arbeiter-Partei gegründete NSDAP ist mit 55000 Mitgliedern die stärkste der zahlreichen völkischen Gruppierungen in Bayern. Schüsse der bayerischen Landespolizei stoppen am nächsten Mittag den von Hitler angeführten „Marsch auf Berlin“ an der Münchner Feldherrnhalle; vier Polizisten und 14 Putschisten kommen um. Die NSDAP wird verboten.

15. November
Mit weitreichenden Vollmachten ausgestattet, unternimmt die Regierung Stresemann den ersten Schritt zu einer Währungsreform. Sie

führt die Rentenmark ein, die nur als Binnennährung verwendet wird und deren Geldmenge strikt begrenzt ist. Das stoppt die Inflation schlagartig. Eine Rentenmark entspricht nun einer Billion alter Papiermark.

23. November
Wegen des ihrer Ansicht nach zu milden Vorgehens der Regierung gegen die rechten Umtriebe in Bayern bringt die SPD ein Misstrauensvotum gegen den Kanzler ein. Stresemann unterliegt und tritt zurück.

30. November
Wilhelm Marx (Zentrum) steht an der Spitze eines bürger-

Kunststicker ist nun in beliebigen Mengen zu erzeugen.

Dazu bedarf es allerdings riesiger Fertigungsanlagen. Und bei deren Aufbau offenbart sich das große Managementtalent des Forschers. Intuitiv erkennt er Begabungen bei Mitarbeitern und zeigt Handwerker schon mal, wo es langgeht, indem er selbst Hand anlegt. Seit 1916 im Vorstand der BASF, verhindert Bosch 1919 in Verhandlungen mit den Franzosen die im Versailler Vertrag vorgesehene Demontage der deutschen Chemiefabriken.

Gemeinsam mit Carl Duisberg, dem Chef des Bayerkonzerns, initiiert er die bis dahin gewaltigste Fusion der deutschen Wirtschaftsgeschichte: Sechs deutsche Chemieunternehmen schließen sich 1925 zur IG Farbenindustrie AG zusammen, dem damals bedeutendsten Chemiekonzern der Welt.

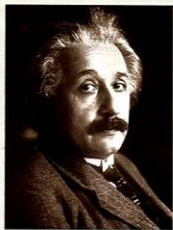
Bosch, der trotz seiner Kritik am Nationalsozialismus anfangs mit dem Hitler-Regime paktiert, regiert die Firma als Vorstandsvorsitzender bis 1935.

lichen Minderheitskabinetts aus Zentrum, BVP, DVP und DDP.

1924

1. April
Gegen Adolf Hitler und andere Beteiligten des Putsches verhängt das Münchner Volksgericht nur geringe Strafen: Hitler und drei weitere Angeklagte werden zur Mindeststrafe von je fünf Jahren Festungshaft verurteilt.

4. Mai
Bei den Reichstagswahlen müssen die bürgerlichen Parteien schwere Verluste hinnehmen. Da die bisherige Regierung nur noch über weniger als ein Drittel der Mandate verfügt, nimmt



Das Jahrhundertgenie

**Albert Einstein
(1879–1955)**

Der Engländer Arthur Eddington weist 1919 anlässlich einer Sonnenfinsternis nach, dass das Licht vom Gravitationsfeld der Sonne abgelenkt wird – und bestätigt damit experimentell, was Albert Einstein in seiner Allgemeinen Relativitätstheorie vier Jahre zuvor postuliert hat.

Der Nachweis macht weltweit Schlagzeilen, und der zuvor nur in Fachkreisen bekannte Physiker Einstein wird zum Popstar der Wissenschaft.

Dabei hat er seine bedeutendsten Erkenntnisse damals längst gewonnen. Die Spezielle Relativitätstheorie sowie bahnbrechende Arbeiten über die Quantennatur des Lichts publiziert er in seinem „Wunder-

jahr“ 1905 als Angestellter am Schweizer Patentamt in Bern. Die Allgemeine Relativitätstheorie formuliert er 1915 als Professor an der Berliner Universität.

1922 erhält Einstein, inzwischen Direktor des eigens für ihn eingerichteten Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik, den Nobelpreis – nicht für seine relativitätstheoretischen Arbeiten, sondern für seine Erklärung des photoelektrischen Effekts.

Zu revolutionär erscheinen offenbar selbst Experten noch deren Aussagen über die vierdimensionale Raumzeit oder die Äquivalenz von Masse und Energie.

Aber während die Welt ihn längst als Jahrhundertgenie feiert und er der Weimarer Republik als ihr bestes Aushängeschild dient, wird der Nonkonformist in Berlin von Rechtsparteien und Rechtspresse als Jude wie auch wegen seiner vehement vertretenen pazifistischen und demokratischen Überzeugungen angefeindet.

Von einem USA-Aufenthalt 1932/33 kehrt der gebürtige Ulmer nicht mehr nach Deutschland zurück.



Philosoph der Freiheit

**Karl Jaspers
(1883–1969)**

Politische Ideologien, wissenschaftliche Theorien und religiöse Dogmen zwingen Karl Jaspers zufolge das Denken in Schablonen. Dagegen stellt er seinen „philosophischen Glauben“ an die Selbstbestimmung des Menschen. Und indem er die Bedingungen einer Existenz in Freiheit auslotet, wird Jaspers zu einem der Begründer der Existenzphilosophie. Die muss, so Jaspers, die Förderung und Wahrung der Freiheit zum Ziel haben.

Zur Philosophie findet Jaspers als Psychiater, als anerkannte Kapazität auf dem Gebiet der Psychopathologie. Sein 1919 veröffentlichtes Werk „Psychologie der Welt-

anschauungen“ trägt dem Mediziner dann einen Ruf als Philosophieprofessor in Heidelberg ein. Von nun an kreist sein Denken um „Existenzhellung“.

Unter Existenz allerdings versteht Jaspers nicht das alltägliche Dasein, sondern den „Grund von allem, was wir sind und was an sich ist“. Dieses Sein entziehe sich dem Denken, sei also nicht zu definieren. Es sei jedoch zu erleben: in Grenzsituationen – etwa im Leid oder in Todesnähe – und in offener zwischenmenschlicher Kommunikation.

Der französische Denker Jean-Paul Sartre greift die Existenzphilosophie von Jaspers und anderen Gelehrten auf und radikalisiert sie zum später modischen Existenzialismus. Der Mensch, lehrt Sartre, existiere allein aus und durch sich selbst.

Karl Jaspers allerdings teilt diese Zuspitzung nicht: Der Mensch soll seine Existenz in Beziehung zu seinen Mitmenschen entwickeln.

sie Koalitionsverhandlungen mit der DNVP auf. Als diese scheitern, tritt das Kabinett zurück.

3. Juni

Wilhelm Marx bildet erneut eine Minderheitsregierung aus Zentrum, DVP und DDP. Die erhoffte Einbindung der DNVP kommt trotz langwieriger Verhandlungen abermals nicht zustande.

30. August

Die Einführung der Reichsmark zusätzlich zur Rentenmark beendet die Währungsreform nach der Hyperinflation. Eine Reichsmark entspricht einer Rentenmark. Die neuen Reichsbanknoten

müssen mindestens zu 40 Prozent in Gold oder Devisen gedeckt sein.

1. September

Der Dawes-Plan über die deutschen Reparationen an die Siegermächte (benannt nach dem amerikanischen Finanzexperten Charles G. Dawes) tritt in Kraft. Er macht die deutschen Zahlungen ausschließlich von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Reichs abhängig. Eine zeitliche Begrenzung sowie die Gesamthöhe der Reparationen werden nicht festgelegt. Die jährliche Belastung Deutschlands soll eine Milliarde Reichsmark betragen und

nach fünf Jahren auf 2,5 Milliarden anwachsen. Die mit dem Dawes-Plan verbundenen ausländischen Kredite und Investitionen leiten eine Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs ein.

20. Oktober

Da die Regierung Marx keine Mehrheit findet, löst Ebert den Reichstag auf. Am 7. Dezember finden Neuwahlen statt, die vor allem der SPD Zugewinne bringen.

20. Dezember

Adolf Hitler kommt nach knapp neun Monaten frühzeitig aus der Festungshaft in Landsberg am Lech frei. Im

Februar des folgenden Jahres gründet Hitler die NSDAP neu, die jedoch bis 1930 eine unbedeutende Splitterpartei bleibt.

1925

15. Januar

Nach schwierigen Koalitionsverhandlungen gelingt es dem parteilosen Hans Luther, eine Mitte-rechts-Regierung zu formen, den so genannten „Bürgerblock“ (Zentrum, DVP, BVP, DNVP).

28. Februar

Reichspräsident Friedrich Ebert stirbt mit nur 54 Jahren an einem Blinddarmschlag. Sein Nachfolger wird Paul von Hindenburg, der

78-jährige Generalfeldmarschall. Er gewinnt am 26. April die Wahl zum Reichspräsidenten als Kandidat der politischen Rechten. Auch als oberster Repräsentant der Republik bleibt Hindenburg den Ideen der Monarchie verbunden.

5. Oktober

Im schweizerischen Locarno beginnt eine internationale Konferenz über europäische Sicherheitsfragen, an der neben Kanzler Luther und Außenminister Stresemann Vertreter Frankreichs, Großbritanniens, Belgiens, Polens, der Tschechoslowakei und Italiens teilnehmen. Am 16. Oktober

werden Verträge abgeschlossen, die ein europäisches Sicherheits- und Friedenssystem begründen sollen. Deutschland, Frankreich und Belgien verzichten auf eine gewaltsame Veränderung ihrer Grenzen. Eine mögliche Revision seiner Ostgrenze behält sich Deutschland aber vor. Mit den Locarno-Verträgen durchbricht die Weimarer Republik endgültig ihre außenpolitische Isolierung.

30. Oktober

Mit Unterstützung der Kommunistischen Internationale und ausdrücklicher Billigung durch Josef Stalin übernimmt Ernst Thälmann



Meister der Zellchemie
Otto Heinrich Warburg
(1883–1970)

Lebensvorgänge auf physikalische und chemische Prozesse zurückzuführen, das ist das immer wieder vorgefragene Ziel Otto Warburgs, des Wegbereiters der modernen Biochemie.

Der Sohn des bedeutenden Experimentalphysikers Emil Warburg geht völlig auf in seiner Forschung – lebenslang. Was ihn dabei stören könnte, hält er von sich fern: Frauen, Lehrverpflichtungen und ehrgeizige Jungwissenschaftler.

Fast ausschließlich Techniker dürfen ihm am Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie assistieren, wo er sich seit 1918 auf drei Problemkreise konzentriert: Er will die Funktion der Enzyme verste-

hen, die Photosynthese entschlüsseln und die Ursache der Krebserkrankung erkennen.

Wegweisende Erkenntnisse auf allen drei Gebieten begründeten schon in den 1920er Jahren seinen Ruf als „König der Biochemiker“. Für die Entdeckung, wie Zellen atmen – und dass in der Zellstruktur vorhandenes Eisen an der Sauerstoffübertragung beteiligt ist – erhält er 1931 den Nobelpreis.

Als einer der bedeutendsten Naturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts gilt Warburg nicht zuletzt aufgrund seiner methodischen Innovationen.

So entwickelt er eine Technik, die sehr dünne Gewebeschichten ermöglicht, und verbessert die Manometrie, um auch geringe Drücke präzise messen zu können. Die zur Mikroanalyse kleinster Biopreparate notwendigen Instrumente entwickeln er und seine Mitarbeiter größtenteils selbst.

1931 wird eigens für Warburg in Berlin-Dahlem ein Institut für Zellphysiologie eingerichtet. Er leitet es – „durch niemanden gestört, nicht einmal durch Diktatoren“ – buchstäblich bis zum letzten Atemzug.



Analytiker der Massenkultur
Siegfried Kracauer
(1889–1966)

Religion, Philosophie und Kunst erfassen die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht – „der Zugang zur Wahrheit ist jetzt im Profanen“. Dieser Überzeugung verleiht Siegfried Kracauer in zahllosen Feuilletons und Essays Nachdruck, in denen er sich den Phänomenen der neuen Massenkultur widmet: dem Film wie dem Sport, dem Freibadkult wie der Okkultismusmode. Kritisch versteht er beispielsweise die streng geometrisch angelegten Choreografien in den damals populären Revuen als „ästhetischen Reflex der von dem herrschenden Wirtschaftssystem erstrebten Rationalität“.

1921 tritt der soziologisch geschulte Journalist in die

Redaktion der renommierten „Frankfurter Zeitung“ ein und wird dort zum maßgeblichen Filmkritiker der Zwanziger Jahre. Kracauer beschränkt sich nicht darauf, die Lichtspiele in künstlerischer oder technischer Hinsicht zu würdigen, sondern versucht, „die in den Durchschnittsfilmen versteckten sozialen Vorstellungen und Ideologien zu enthüllen“ und dadurch den Einfluss solcher Produktionen, „wo es nützt, zu brechen“.

In seiner aufsehenerregenden Studie „Die Angestellten“ porträtiert Kracauer eine Berufsgruppe, die inzwischen zu einem Millionenheer angewachsen ist, und stellt fest: „Die Masse der Angestellten unterscheidet sich vom Arbeiter-Proletariat darin, dass sie geistig obdachlos ist.“ Daher sei sie „dem Einfluss gewaltiger ideologischer Mächte“ ausgeliefert.

Eine höchst zutreffende Analyse: 1933 wird der jüdische Intellektuelle von der „Frankfurter Zeitung“ entlassen und muss vor den Nationalsozialisten nach Paris flüchten.

den Parteivorsitz der KPD von Ruth Fischer. Fischer hatte sich um eine von der KPD unabhängige Parteiführung bemüht. Als „Abweichler“ wird sie aus der Partei ausgeschlossen.

5. Dezember
Weil die DNPV-Minister wegen der Unterzeichnung der Locarno-Verträge aus dem Kabinett ausgeschieden sind, tritt Kanzler Luther zurück.

1926

20. Januar
Hans Luther bildet ein bürgerliches Ministerkabinett aus Zentrum, BVP, DVP und DDP.

12. Mai
Nach einem Missstrauensvotum tritt Luther zurück.

16. Mai
Wilhelm Marx stellt erneut ein bürgerliches Minderheitskabinett aus Zentrum, DVP, BVP und DDP auf.

8. September
Deutschland wird Mitglied des Völkerbundes. Die 1920 gegründete Organisation soll die internationale Kooperation fördern, in Konfliktsfällen vermitteln und die Einhaltung von Friedensverträgen überwachen.

17. Dezember
Das dritte Kabinett Marx stürzt über

einen Missstrauensantrag der SPD, bleibt aber noch geschäftsführend im Amt.

1927

29. Januar
Wilhelm Marx bildet ein Kabinett aus Zentrum, DVP, DNVP und BVP, eine Neuauflage des „Bürgerblocks“.

16. Juli
Der Reichstag verabschiedet das Gesetz über die Arbeitslosenversicherung, die löst die Erwerbslosenfürsorge der Gemeinden ab. Erstmals besitzen Arbeiter und Angestellte einen Rechtsanspruch auf Arbeitslosenunterstützung. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben die Beiträge – maximal

drei Prozent des Lohns – in gleicher Höhe aufzubringen.

1928

20. Mai
Nach dem Auseinanderbrechen der „Bürgerblockregierung“ Marx gewinnt die SPD bei der Wahl zum vierten Reichstag mehr als 20 Sitze hinzu und kommt auf fast 30 Prozent der Stimmen. Die bisherigen Regierungsparteien hingegen verlieren zum Teil erheblich.

28. Juni
Das zweite Kabinett unter Hermann Müller (SPD) wird verdrängt: eine Große Koalition aus SPD, Zentrum, BVP, DDP und DVP – die am

längsten amtierende Regierung der Weimarer Republik.

1929

1. Mai
Obwohl der SPD-Polizeipräsident von Berlin ein bestehendes Versammlungsverbot nicht aufheben will, organisiert die KPD zum „Tag der Arbeit“ eine Massendemonstration. Der stellen sich 13.000 Polizisten entgegen, in der Stadt flammen Kämpfe auf. Kommunistische Demonstranten errichten Straßensperren, im Wedding und in Neukölln wird der Ausnahmezustand erklärt. Die drei Tage anhaltenden Unruhen fordern 33 Tote und rund 200 Verletzte

unter den Arbeitern. Die Straßenschlachten vertiefen die Spaltung der Arbeiterbewegung: Der Kampf gegen den sozialdemokratischen „Sozialfaschismus“ wird nun endgültig zu einem Hauptziel der KPD.

7. Juni
Auf einer Sachverständigenkonferenz in Paris wird der Young-Plan zur Neuregelung der deutschen Reparationen unterzeichnet. Benannt nach dem amerikanischen Industriellen Owen D. Young, Deutschland soll bis 1988 jährlich rund zwei Milliarden Goldmark zahlen. Die Alliierten sagen dafür die Räumung des Rheinlandes bis zum 30. Juni 1930 zu,



**Der irritierende Denker
Martin Heidegger
(1889–1976)**

Von Beginn an provoziert er begeisterte Zustimmung und heftigen Widerspruch. Denn Martin Heidegger versuchte in immer neuen Varianten, Antworten auf das Wesen des Seins zu geben – mit einer Sprachkunst, die oft in kryptischen Begriffen schwelgt.

Gleich bei einer seiner ersten Vorlesungen im Jahr 1919 bekennt er sich zu einer modernen Lesart der Philosophie: Er will das „faktische Leben an sich“ allein aus dem Erleben heraus begreifen, ohne Bezugnahme auf wissenschaftliche Erkenntnisse oder weltanschauliche Überzeugungen.

In „Sein und Zeit“, seinem Opus magnum von 1927, charakterisiert Heidegger das

menschliche Dasein als ein von Angst und Sorge bestimmtes. „Sein zum Tode“: Erst aus dem Wissen um die eigene Sterblichkeit als absoluter Grenze des Lebens entspringe die eigentliche Bedeutsamkeit und Dringlichkeit des Daseins. Denn verfügte der Mensch über eine unendlich lange Lebenszeit, wäre nichts dringlich, nichts wichtig.

An diese Analyse des Daseins schließt später Jean-Paul Sartre mit seinem Existenzialismus an. Heideggers Denken kreist dagegen von nun an um die Idee des „Seins selbst“. Während die alten Griechen diese Größe noch hätten beschwören können, nehme die seinsvergessene Moderne, so klagt er, keine Notiz mehr davon.

Nicht zuletzt aus Enttäuschung darüber bekennt Heidegger sich 1933 zum Nationalsozialismus, zum „Aufbau einer neuen geistigen Welt für das deutsche Volk“. Zwar distanziert er sich später vom NS-Regime, doch streiten die Gelehrten noch heute darüber, ob Heideggers Werte und Normen weitgehend negierendes Denkkonzept nicht faschistische Züge trägt.



**Sozialer Marktwirtschaftler
Walter Eucken
(1891–1950)**

Die Weimarer Republik scheitert nicht zuletzt an ihrer Wirtschaftspolitik – an einer „Politik der Experimente“, wie es Walter Eucken ausdrückt. Denn durch staatliche Eingriffe in den Wirtschaftsablauf erstarken bestimmte Interessengruppen derart, dass die Regierung in deren Abhängigkeit gerät.

So fördert der Staat den Zusammenschluss großer Unternehmen zu marktbeherrschenden Kartellen und hofft auf Unterstützung seiner Wirtschaftspolitik, etwa zur Erhaltung der Geldwertstabilität. Doch dann setzen diese Kartelle ihre Macht ein, um die Preise zu erhöhen, sodass die Inflation noch angeheizt wird.

Dagegen stellt Eucken sein Konzept des Ordoliberalismus – und schafft damit die theoretischen Grundlagen für die soziale Marktwirtschaft.

Der Nationalökonom plädiert für offene Märkte und „vollständige Konkurrenz“. Doch ist der Wettbewerb für ihn nicht Selbstzweck. Die Politik habe vielmehr Rahmenbedingungen zu schaffen, die nicht nur der ökonomischen Effizienz, sondern auch humanen Lebensbedingungen dienen und soziale wie ökologische Probleme nicht ausklammern. So müsse der Staat für eine strikte Wettbewerbsordnung sorgen, etwa durch ein mächtiges Kartellamt, das unter anderem Preisabsprachen verhindere.

Den aus dem 18. Jahrhundert stammenden Wirtschaftsliberalismus, der „den Kampf um die Spielregeln, in denen gewirtschaftet wurde, den Einzelnen überließ“, lehnt Eucken ebenso energisch ab wie die Zentralverwaltungswirtschaft der Kommunisten.

Der Praktiker, der Euckens Vorstellungen schließlich konsequent umsetzt, heißt Ludwig Erhard.

fünf Jahre vor der im Versailler Vertrag festgesetzten Frist.

Die Rechte reagiert darauf mit einem Propagandafeldzug. Die DNPV (angeführt von dem rechtsradikalen Verleger Alfred Hugenberg) kooperiert erstmals mit der NSDAP. Hugenbergs Zeitungen hetzen gegen den Young-Plan. Die DNPV, der „Stahlhelm“, eine ihr nahe stehende Organisation ehemaliger Frontsoldaten, sowie die NSDAP rufen zu einem Volksentscheid auf, der jedoch scheitert.

3. Oktober

Gustav Stresemann, der seit 1923 allen Regierungen als Außenminister ange-

hört hat, stirbt an den Folgen eines Schlaganfalls.

24. Oktober

Der „Schwarze Freitag“ (eigentlich ein Donnerstag) an der New Yorker Börse leitet die Weltwirtschaftskrise ein. Eine lang anhaltende Phase der Hochkonjunktur in den USA endet abrupt mit dem Einbruch der Aktienkurse. Der Crash hat für die deutsche Wirtschaft gravierende Folgen. Die kurzfristigen Auslandskredite werden zurückgezogen, Firmen brechen zusammen, Werktätige werden in großer Zahl entlassen, im Winter 1929/30 gibt es mehr als drei Millionen Arbeitslose.

1930

27. März

Die Parteien der Großen Koalition können sich nicht auf eine Lösung der Finanzprobleme der Arbeitslosenversicherung einigen.

Das Kabinett Hermann Müller, die letzte Regierung der Weimarer Republik, die sich auf eine parlamentarische Mehrheit stützen kann, tritt daraufhin zurück.

30. März

Präsident Hindenburg ernannt den Fraktionsvorsitzenden des Zentrums, Heinrich Brüning, zum Kanzler. Die Regierungsbildung erfolgt ohne Berücksichtigung der Mehrheitsverhältnisse im Reichstag

und ohne Verhandlungen mit den Parteien. Das ist der Übergang zu den Präsidialkabinetten, die sich überwiegend auf das Notverordnungsrecht des Reichspräsidenten stützen.

16. Juli

Als der Reichstag eine Gesetzesvorlage zur Deckung des Haushaltes ablehnt, setzt Brüning die gesamte Vorlage mittels Notverordnung des Reichspräsidenten durch. Das Parlament macht diesen Beschluss auf Antrag der SPD wieder rückgängig. Daraufhin löst Hindenburg den Reichstag auf. Laut Verfassung müssen spätestens 60 Tage

nach der Auflösung des Reichstags Neuwahlen erfolgen; bis dahin bleibt das Parlament ausgeschaltet.

14. September

Die Neuwahlen zum Reichstag enden mit einer Katastrophe für die Demokraten: Die NSDAP, die 1928 noch 2,6 Prozent erzielt hat, wird mit 18,3 Prozent zweitstärkste Partei hinter der SPD, auch die KPD legt auf 13,1 Prozent zu. Hindenburg spricht Brüning weiterhin sein Vertrauen aus.

1. Dezember

Brünings zweite wirtschafts- und finanzpolitische Notverordnung senkt die Gehälter der Beamten um sechs Prozent;

zuvor waren schon die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung erhöht und deren Leistung verringert worden. Spätere Notverordnungen reduzieren die Gehälter im öffentlichen Dienst weiter und mindern Preise, Mieten und Zinsen.

Mit dieser Deflationspolitik will der Kanzler den Haushalt sanieren. Eine Verschärfung der Wirtschaftskrise, der sozialen Verelendung und der Arbeitslosigkeit nimmt er in Kauf. Damit soll den Siegermächten genügt werden, dass Deutschland die Reparationen nicht zahlen kann. Fünf Tage später stimmt die SPD, immer noch



Beobachter seiner Zeit
Walter Benjamin
(1892–1940)

Er sieht sich als Zeuge gewaltiger Umwälzungen: Seine Geburtsstadt Berlin wird zur modernen Metropole, neue Medien wie Rundfunk, Film und Fotografie setzen sich durch, gesellschaftliche Strukturen zerbrechen, Klassenkonflikte spitzen sich zu. All das verarbeitet Walter Benjamin in seinem methodisch eigenwilligen Werk.

Der Sohn wohlhabender jüdischer Eltern stellt beispielsweise Werke der klassischen deutschen Literatur als geschichtsphilosophische Zeitzeugnisse vor. Wirft viel gelesene aporistische Schlaglichter auf die Alltagskultur – mit Themen, die von der Kochkunst bis zur

Schießbude reichen. Experimentiert mit den modernen Medien: hält Vorträge im Rundfunk und verfasst Hörspiele, auch für Kinder.

Seit Mitte der Zwanziger Jahre sympathisiert der Goe-the-Deuter und Proust-Übersetzer mit dem Marxismus, freilich ohne seine theologisch-metaphysischen Ansichten preiszugeben. Auch nachdem ihn die Nationalsozialisten 1933 nach Frankreich vertrieben haben, fährt er fort, den kulturellen Entwicklungsprozess zu analysieren.

Berühmt wird sein Essay „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, in dem er ausführt, wie die neuen Medien Film und Fotografie das Wesen der Kunst verändern.

Heute gilt das Gesamtwerk des Philosophen, Literaturkritikers und Kunsttheoretikers, der sich 1940 aus Angst vor seiner Auslieferung an die Deutschen an der französisch-spanischen Grenze das Leben nimmt, als exemplarisch in seiner Auseinandersetzung mit den kulturellen, politischen und sozialen Umbrüchen der Zwanziger Jahre in Deutschland.



Genie der Atomphysik
Werner Heisenberg
(1901–1976)

Es geschieht auf Helgoland, im Juni 1925. Werner Heisenberg versucht dort, seinen Heuschknipfen zu kurieren – und löst gravierende Widersprüche im herrschenden physikalischen Weltbild: Er erkennt, weshalb die bisherige Vorstellung von der Struktur der Materie dem komplexen Geschehen innerhalb der Atome nicht gerecht wird.

Keineswegs umkreisen Elektronen den Atomkern stets auf festgelegten Bahnen, sie verhalten sich nicht wie beispielsweise Planeten. Vielmehr lassen sich ihre Zustände nur dank der so genannten Quantenmechanik beschreiben, deren Grundsätze Heisenberg nunmehr erkannt hat.

Es tut sich eine Welt auf, die sich einer Veranschaulichung zu entziehen scheint und deren Verhalten nur statistisch angegeben werden kann. So lässt sich zwar mit beliebiger Genauigkeit messen, wo sich ein Elementarteilchen gerade befindet und wie schnell es sich bewegt – aber beides nie zur selben Zeit. Je exakter man den Ort misst, desto mehr entzieht sich die Geschwindigkeit der genauen Kenntnis – und umgekehrt.

Diese prinzipielle Unbestimmtheit der inneratomaren Vorgänge findet ihre mathematische Präzisierung in der berühmten „Unschärferelation“, die Heisenberg 1927 formulierte.

Für die Entwicklung der Quantenmechanik erhält er den Physik-Nobelpreis des Jahres 1932. Heisenbergs Erkenntnisse wirken aber weit über die Grenzen seiner Wissenschaft hinaus. Sie bilden die Voraussetzung für technische Entwicklungen bis hin zum Mikroskop. Und indem sie die Vorstellung vom Wesen der physikalischen Wirklichkeit radikal verändert haben, fordern sie bis heute die Philosophie heraus.

größte Fraktion im Reichstag, gegen die Aufhebung der Notverordnung. Um das „größere Übel“ Hitler zu verhindern, stützen die Sozialdemokraten fortan die Brüning-Regierung.

1931

13. Juli Die Darmstädter und Nationalbank, das zweitgrößte deutsche Geldinstitut, bricht wegen des massiven Kapitalabzugs verunsicherter Anleger zusammen und stellt alle Zahlungen ein. Daraufhin versuchen Sparer, auch bei anderen Banken ihre Einlagen abzuheben. Um dies zu stoppen, schließt die Regierung die Schalter aller

Banken für zwei Tage. Auch danach können Sparer nur begrenzt über ihre Guthaben verfügen. Die Verknappung von Liquidität infolge der Bankenkrise verschlimmert die Wirtschaftskrise noch.

3. Oktober

Weil sein Plan einer Zolleunion mit Österreich am französischen Widerspruch scheitert, tritt Außenminister Julius Curtius zurück; ihm folgt das gesamte Kabinett.

9. Oktober

Hindenburg beauftragt Brüning erneut mit der Regierungsbildung. Dieser stellt das zweite Präsidialkabinett auf.

1932

15. Februar

Die Arbeitslosigkeit erreicht ihren Höchststand: 6,1 Millionen Menschen sind in Deutschland offiziell erwerbslos, jeder dritte Arbeitnehmer.

10. April

Im zweiten Wahlgang wird der 84-jährige Hindenburg erneut zum Reichspräsidenten gewählt. Gegenkandidat der NSDAP ist Adolf Hitler. Alle demokratischen Parteien stellen sich geschlossen hinter Hindenburg, um einen Wahlsieg Hitlers zu verhindern.

13. April

Als die Hauptursache der politischen

Gewalt zu bekämpfen, bewirken Reichskanzler Brüning und Reichswehrminister Groener ein Verbot der nationalsozialistischen „Sturmabteilung“ (SA).

30. Mai

Brüning muss zurücktreten, nachdem er das Vertrauen Hindenburgs verloren hat.

1. Juni

Das neue Präsidialkabinett unter Franz von Papen wird vereidigt. Der Hauptverantwortliche für Brünings Sturz, General Kurt von Schleicher, wird Reichswehrminister.

4. Juni

Hindenburg löst den Reichstag auf, um einem Misstrauens-

antrag der SPD gegen Reichskanzler Papen vorzuzukommen. Er begründet den Vorstoß damit, dass der Reichstag nicht mehr dem Willen des Volkes entspreche (seit den Landtagswahlen im April ist die NSDAP u. a. in Preußen, Württemberg, Hamburg und Anhalt stärkste Partei).

16. Juni

Um sich die parlamentarische Duldung der NSDAP zu sichern, hebt die Reichsregierung das Verbot von SA und SS wieder auf. Daraufhin entwickelt sich der Reichstagswahlkampf zum blutigsten der deutschen Geschichte: 300 Menschen werden bei Auseinandersetzungen

der Parteiarmeen untereinander sowie bei Kämpfen mit der Polizei getötet.

9. Juli

In Lausanne beschließen die Siegermächte aufgrund der katastrophalen deutschen Wirtschaftslage die völlige Streichung aller Reparationsverpflichtungen Deutschlands gegen eine (allerdings nie entrichtete) Abschlusszahlung von drei Milliarden Mark.

20. Juli

In einem Staatsstreich setzt Papen mit Unterstützung Hindenburgs die SPD-führende preußische Landesregierung ab. Vorgeschiebener Grund: Die preußi-

HERAUSGEBER

Dr. Anja Herold

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR

Kay Cadmann

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Berg, Dr. Anja Herold (Helfkonzept)

BILDREDAKTION: Christian Gargel

Freie Mitarbeiter: Anja Jockel

ART DIRECTOR: Johannes Dörmes

VERIFIKATION: Olaf Mischke, Andreas Seidmair

Freie Mitarbeiter: Lenka Brand, Johannes Kuckens,

Sébastien Schulin, Stefan Soldner

FACHBERATUNG: PD Dr. Frank Otto

CHEF VON DIENST TECHNIK: Rainer Drosche

MITARBETENDER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Ernst Anton Albaum, Jörg-Like Albig,

Cord Aschenberger, Tobias Berben, Dr. Ralf Berberich,

Ina Holst, Prof. Dr. Carl-Ludwig Hoffmann, Heinrich Jockel, Freddy

Langer, Hans-Joachim Löwer, Miroslaw Matusz, Michael Müller,

Klaus Meyer, Walter Sailer, Christoph Schepmann, Johannes Stempel,

Kia Vahlund, Bertram Weitz, PD Dr. Claudia Weiss

KARTOGRAPHIE: Thomas Wachtel

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer

Assistent: Hans-Joachim Löwer

HONORARE: Peter Schmidt

REDAKTIONSSASSISTENT: Ursula Aerts

BILDADMINISTRATION UND -TECHNIK: Stefan Bruhn

GEO-BILDARCHIV: Bettina Behrens, Gordon Lademann, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK: Nadja Maas (Leitung)

Tina Ahrens, Christel Kahl (Redaktionsassistentin), 335 Fifth Avenue,

29th floor, New York, N.Y. 10017, Tel. (001) 646-884-7120,

Fax (001) 646-884-7111, E-Mail: nygeo@nygeo.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Bröck, Udo Sasse

ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegand

VERTIEBULEITUNG: Ulrike Klemmer/DPV Deutsche Pressevertrieb

MARKETING: Dr. Doreen Dörmes, Anja Sailer

HERSTELLUNG: Ulrike Felling

ANZEIGENABSTELLUNG: Ulrike Felling, Udo Wagemann,

Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 57 73

Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 56 04

Anzeigenpreisliste: Marco Schütz,

Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 3/2007

Hefepreis: 8,50 Euro - ISSN-Nummern: 978-3-570-19779-6

978-3-570-19779-6 (mit DVD)

© 2007 Grüner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 023800, BLZ 200 700 00 - ISSN-Nr. 1661-6097

Druck: Printvisio Industrie GmbH & Co KG

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: brief@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT-DEUTSCHLAND

Jahresabonnement: 30,00 €

Studentenrabatt: 26,00 €

BESTELLUNGEN:

DPV-Deutscher Pressevertrieb

GEO-Kundenservice

20080 Hamburg

Telefon: 01805/861 80 01

Telefax: 01805/861 80 02

E-Mail: service@geo.de

24-Std.-Online-Kundenservice:

www.MeaBo.de/service

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnementservice

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 041/329 22 80

Telefax: 041/329 20 10

E-Mail: geo-epoche@leser.de

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leserservice.ch

BESTELLENDE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBERTS

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00*

Telefax: 01805/08 20 00*

E-Mail: service@geo.de

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 10

CH-1240 Genéve

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@geo.de

*1 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreise können abweichen

sche Regierung sei nicht in der Lage, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten.

Papen übernimmt als Reichskommissar die Dienstgeschäfte des preußischen Ministerpräsidenten.

SPD-Anhänger und andere Demokraten werden aus allen Führungsämtern entfernt. Die SPD verliert durch den „Preußenschlag“ ihre letzte Bastion und ist nicht länger mitbestimmende politische Kraft in der deutschen Innenpolitik.

31. Juli

Bei den Reichstagswahlen erzielt die NSDAP 13,7 Millionen Stimmen (37,3 Prozent) und stellt nun mit 230 Abgeordneten die stärkste Reichstagsfraktion. Schleichers Vorschlag, Hitler solle in das Kabinett Papen eintreten oder Vertraute entsenden, lehnt der NS-Führer ab und fordert eine Neubildung der Regierung unter seiner Leitung. Dem erteilt Hindenburg am 13. August eine Abfuhr.

12. September

512 von 608 Reichstagsabgeordneten unterstützen einen von der KPD eingebrachten Misstrauensantrag gegen die Regierung. Hindenburg löst das Parlament daraufhin auf. Die Neuwahl am 6. November bringt der NSDAP Verluste von 4,2 Prozentpunkten. Sie bleibt mit 33,1 Prozent dennoch stärkste Partei.

17. November

Das Kabinett Papen tritt zurück, bleibt aber zunächst noch geschäftsführend im Amt. Vier Tage später bietet Hindenburg Hitler zum zweiten Mal eine Regierungsbeteiligung an. Der NSDAP-Führer lehnt erneut ab und fordert die Kanzlerschaft, die ihm Hindenburg

jedoch weiterhin verweigert.

3. Dezember

Nach der Entlassung Papens am Vortag ernannt Hindenburg Kurt von Schleicher zum Reichskanzler eines Präsidialkabinetts.

1933

4. Januar

Hitler und Papen treffen sich und vereinbaren den Sturz Schleichers und die Bildung einer gemeinsamen Regierung. In den Tagen darauf schließen sich noch Oskar von Hindenburg, der Sohn des Präsidenten, sowie die Führer von DNVP und Stahlhelm der Verschwörung an. Es gelingt ihnen bis Ende des Monats, die Vorbehalte des Präsidenten gegen Hitler auszumerzen.

26. Januar

Reichskanzler Schleicher verlangt von Hindenburg Vollmacht zur Auflösung des Reichstags. Schleicher tritt am 28. Januar zurück.

30. Januar

Hindenburg ernannt Hitler zum Reichskanzler. Neben dem Regierungschef sind noch zwei Nationalsozialisten Mitglieder des Kabinetts; alle anderen Minister gehören der DNVP an oder sind parteilose Rechtskonservative.

14 Jahre und 82 Tage nach Ausrufung der Republik ist das Experiment der ersten deutschen Demokratie gescheitert.

Zeitlebte: PD Dr. Frank Otto, Mirco Lomoth, Patrick Klaus Meyer, Ernst Artur Albaum
Karte: Thomas Wachtel

FOTOTEKERN NACH SEITEN

Anordnung im Layout: L = links, r = rechts, o = oben, m = Mitte, u = unten

Titel: Cinetext Bildarchiv: L o; Scherl/SV-Bilderdienst: L o; Imago/ulstein bild: r o; Bettmann/Corbis: r u

Editorial: Malle Jäger: 31
Inhalt: Hulton-Archiv/Getty Images: 4-1; Scherl/SV-Bilderdienst: 4 o, 4 m; Österreichische Nationalbibliothek: 4 r m; ak-images: 4 r m; Cinetext Bildarchiv: 5 o; Albert Hartung/Roger-Viollet: 5 m; ak-images/George Grosz © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 5 r m; Fox Photos/Getty Images: 5 u

Das neue Deutschland: ulstein bild: 4/7; Scherl/SV-Bilderdienst: 8/9, 9, 10, 11, 14/15; Imago/ulstein bild: 10 o; Austrian Archives/Corbis: 12/13; bpk: 14; Three Lions/Getty Images: 16/17; Scherl/SV-Bilderdienst/ulstein bild: 17; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 18/19

Das Gesicht der Republik: Karin Rochel/STERN: 26; Hulton-Archiv/Getty Images: 25; Bildarchiv/Deutsches Historisches Museum: 26, 27; ak-images: 28 o; Scherl/SV-Bilderdienst: 28 u, 30, 33 L, 34 o, 40; Archi Gertenberg/ulstein bild: 29, 35; Sebastian Ahlers/Bildarchiv/Deutsches Historisches Museum: 37, 31; Pechel/ulstein bild: 32, 42; Bildarchiv: 33 r, 36 o, 39; SV-Bilderdienst: 34 u; ulstein bild: 36 u; bpk: 38

Das Ende der Schönheit: ak-images/Raoul Hausmann © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 42; ak-images: 43

Morgen früh ist Weltuntergang: ulstein bild: 44/45, 47, 48/49; Österreichische Nationalbibliothek: 45 o; ak-images: 46; bpk: 49; Bettmann/Corbis: 50; Heinz Lienke/bpk: 50/51; Privatmuseum: 52; Austrian Archives/Imago: 52/53

München unter dem Hakenkreuz: Bettmann/Corbis: 54; Scherl/SV-Bilderdienst: 55, 61 r, 64; Hugo Jäger: 54; Picture Library: 55; ulstein bild: 57, 62, 66/67; Corbis: 58; Keystone/Getty Images: 61 L, 63; ak-images/picture-alliance: 65 L o; SV-Bilderdienst: 65 u; Interfoto: 65 r; K. K. Hirsh: 65/66; Bildarchiv: 68; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 70, 71

Das Spiel von Form und Funktion: Kunstbibliothek, SMG/bpk/Walter Gropius, Herbert Bayer © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 74; ak-images: 75

Die Welt im Bild: GEO: 76 u, 80 u; alle anderen: Dietmar Katz für GEO EPOCHE (mit freundlicher Genehmigung der Sammlung Robert Lebeck); zusätzliches Copyright: Tamara de Lempicka © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 83 u

Die Stunde der Spekulationen: Albert Hartung/Roger-Viollet: 88/89, 95 u; Hulton-Archiv/Getty Images: 91 o; Time Inc./Time Life Pictures/Getty Images: 91 u; bpk: 91, 96; Bettmann/Corbis: 92 o; Interfoto: 92 u; ulstein bild: 92 L, 95 o; Dietmar Katz/bpk: 93 r; Mary Evans Picture Library: 96, 97; Scherl/SV-Bilderdienst: 96 o, 98 u; Willy Roemer/ak-images: 98 o

Verständigung am See: Austrian Archives/Corbis: 100; Scherl/SV-Bilderdienst: 101

Metropolis: Cinetext Bildarchiv: 102/103, 104, 112 u; Scherl/SV-Bilderdienst: 104/105, 110; ulstein bild: 106, 111 o, 111 u; John Kobal Foundation/Getty Images: 107 L; Bettmann/Corbis: 107 r; Hulton-Deutsch Collection/ulstein bild: 108/109, 110, 112/113; APArchival Collection/ulstein bild: 114 o, 114 u

Und alle hören zu: ak-images: 116; ulstein bild: 117

Der entfesselte Blick: ak-images/Franz Radziwill © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 118; Städtische Galerie im Lenbachhaus, München/Christian Schack © Christian Schack Stiftung Archiv/ulstein bild/ulstein bild, Bonn, 2007: 119; ak-images/George Grosz © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 120 L; ak-images: 122, ak-images/Otto Dix © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 121; Artotek: 122 o; ak-images/Lyonel Feininger © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 123 u; ak-images: 124 o; Artotek/Max Ernst © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 124 u; ak-images/Max Beckmann © VG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 125

Mit 24 Raketen in die Zukunft: Infopol Text Berlin/ulstein bild: 126, bpk: 127

„Glozet nicht so romantisch“: ulstein bild: 129, 130, 133, 134, 138 u, 140; Keystone/Getty Images: 131; Cinetext Bildarchiv: 138 o; Bettmann/Corbis: 142

Der Klang der Metropole: bpk: 144; Bildarchiv Pisarek/ak-images: 145

Arbeiter gegen Arbeiter: Fox Photos/Getty Images: 146; ak-images: 147; bpk: 148; ulstein bild: 151; Scherl/SV-Bilderdienst: 152; Bettmann/Corbis: 154

Der Mann, der Theobald Tiger war: ak-images/John Heartfield © The Heartfield Community of Hens/GVG Bild-Kunst, Bonn, 2007: 156; ak-images: 157

Im Griff der Depression: Scherl/SV-Bilderdienst: 159, 160; Hans Schaller/bpk: 161

Parlament im Absche: bpk: 162; Scherl/SV-Bilderdienst: 163

Endspiel um die Macht: Bettmann/Corbis: 164/165, 170; Scherl/SV-Bilderdienst: 166; Photoch Willy Römer/ulstein bild: 169; ulstein bild: 172, 174

Zeitlebte: ulstein bild: 171 L, 177 r, 179 L, 182 L, 183 r, 184 L, 184 r; Interfoto: 178; Rudolf Dührkop/bpk: 179 r; Scherl/SV-Bilderdienst: 180; Roger-Viollet/ulstein bild: 181 u; ak-images: 181 r, 182 r; © R. O. der Archives/PVD/ST-Bilderdienst: 183 L

Vorschau: Alexander Burkatovski/Corbis: 186; Alinari/bridgemanart.com: 187 o; National Gallery Collection; By kind permission of the Trustees of the National Gallery, London/Corbis: 187 m; Luca Cammarini/Contrasto/ulstein bild: 187 m; bridgemanart.com: 187 u; Karten: Thomas Wachtel: 27, 176

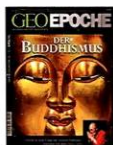
© GEO 2007 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg für sämtliche Beiträge.
Einem Teil dieser Auflagen liegende Beilagen bei: Atlas Verlag und GEOEPOCHE/G+H Hamburg.

VENEDIG



Prächtig sind die Feste, mit denen Venedig seinen Reichtum und seine Macht demonstriert: Der Maler Canaletto hält um 1730 die Ankunft der Staatskasse (im Bild rechts) nach der rituellen »Vermählung mit dem Meer« fest

Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgende Ausgabe:

Europa im Dreißigjährigen Krieg (13. Februar 2008)

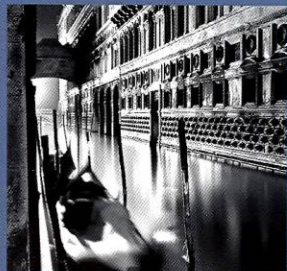
Ein Jahrhundert nach Luthers Thesenanschlag stürzen Protestanten und Katholiken den Kontinent in einen blutigen Krieg um Macht und Glauben. Erst 1648 beendet der Westfälische Friede das Morden – und schafft eine neue Ordnung.



Siedlung im Wasser: Kunstvoll ringen die Venezianer über Jahrhunderte der Lagune Baugrund ab. Um 1600 leben auf einer Fläche von rund sieben Quadratkilometern nahezu 200 000 Menschen – so viel wie fast nirgendwo sonst in Europa



Im Dogenpalast tagt seit dem 14. Jahrhundert der »Rat der Zehn«. Verschwörer und Kriminelle, gegen die er mit seinen Geheimagenten vorgeht, werden über die »Seufzerbrücke« in den Kerker geführt (im Bild links oben)



Der Doge – hier Leonardo Loredan um 1500 – ist das Staatsoberhaupt Venedigs. Doch ohne die Adelsräte kann er kaum Entscheidungen fällen



Ein geflügelter Löwe, Sinnbild des venezianischen Staatsheligen Markus, ist das Wappentier der Lagunenrepublik

WEITERE THEMEN

ANFÄNGE: Wie Flüchtlinge aus Norditalien das scheinbar Unmögliche versuchen: eine Stadt im Wasser zu bauen.

DER KAUFMANN VON VENEDIG: Von ihren Kontoren aus lenken Händler die Warenströme des Mittelmeers und mehrten Reichtum und Ansehen ihrer Stadt.

BÜHNE AM CANAL GRANDE: Um 1550 errichten zwei Adelsdynastien neue Palazzi am großen Kanal. Es beginnt ein Wettstreit um den prunkvollsten Bau.

VERSCHWÖRUNG: Söldner versuchen 1618, die Macht zu ergreifen. Da schlägt der venezianische Geheimdienst zu.

Frühjahr 1201: Die Menschen, die sich an diesem Tag im Markusdom versammelt haben, reißen die Arme in die Höhe. Unter Tränen erschallen die Rufe: „Wir stimmen zu! Wir stimmen zu!“ Enrico Dandolo, über 90 Jahre alt, fast blind, erklimmt die Kanzel. Der Doge, das Oberhaupt Venedigs, preist, was nun entschieden ist: Die Stadt wird ein gewaltiges Heer von Kreuzfahrern aus ganz Europa mit Schiffen ausrüsten und auch mit eigenen Truppen an einem Zug ins Heilige Land teilnehmen. Etwa 20 Monate später verlässt eine Flotte von mehr als 200 Galeeren und Transportschiffen unter Dandolos Kommando die Lagune.

Doch die Streitmacht wird Jerusalem nie erreichen und keine Schlachten gegen muslimische Fürsten schlagen. Stattdessen erobern die Venezianer mit den anderen Kreuzfahrern – von Zufall und Wagemut ebenso getrieben wie von Kalkül – das christliche Kaiserreich von Byzanz mit dessen Kapitale Konstantinopel. Dandolo, der greise Triumphator, nennt sich fortan „Herr über drei Achtel des Römischen Reiches“ – und Venedig steigt für Jahrhunderte auf zur europäischen Großmacht.

Der Handel hat diese Stadt, einst von Flüchtlingen auf mehr als 100 sumpfigen Inseln einer Lagune an der nördlichen Adriaküste gegründet, reich und bedeutend gemacht. Gebaut auf hölzernen Fundamenten, entsteht Venedig gleichsam in den Fluten, wird durchzogen von Kanälen, wo andere Orte Wege und Alleen haben.

Schiffe venezianischer Kaufleute fahren schon im 12. Jahrhundert bis nach Asien und Afrika, transportieren Luxusgüter für ganz Europa. Um 1500 pulsiert am Rialto, dem Banken- und Geschäftsviertel, das Herz der abendländischen Wirtschaft. In der größten Werft der damaligen Welt vermögen Arbeiter innerhalb nur weniger Stunden eine jener Kriegsgaleeren zu fertigen, mit denen die Stadt das östliche Mittelmeer kontrolliert. Am zentralen Canal Grande überbieten einander die Patrizierfamilien, die die Geschicke des republikanischen Staates lenken, mit prachtvollen Palazzi. Maler wie Tizian und Tintoretto machen Venedig zur Kunstmetropole. Und als die politische Macht schwindet, blühen Karneval und Oper auf, feiern Vergnügungssüchtige so stillvoll und ausschweifend wie kaum irgendwo sonst – bis schließlich der Niedergang nur noch einen morbiden Nachglanz übrig lässt.

GEOEPOCHE erzählt vom Aufstieg und Fall einer Stadt, die so einzigartig ist wie ihre Lage inmitten von Wasser.

China ist zu groß,
um genau sagen zu können, wo ich
mein Herz verloren habe.



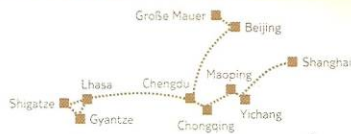
Ein TUI Urlaub hält länger.

Ihre Erinnerungen an die große China-Tibet-Rundreise werden kostbarer sein als eine Ming-Vase. Erkunden Sie die Metropole Shanghai. Lassen Sie sich auf einer Kreuzfahrt auf dem Yangtze verzaubern.

Und nicht zuletzt der
wird diese Reise zu einem
Mehr dazu im TUI Reisebüro,
TUI Weltentdecker Katalogen



Besuch der Chinesischen Mauer
unvergesslichen Erlebnis machen.
im Asien Katalog – einem von acht
– oder unter www.tui.com



Weltentdecker